

ZA 4772, 1977

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 29

Mit 45 Abbildungen

1977

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ZA 4772, 1977



Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
von **Dr. Willi Müller**, Schwieberdingen

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Emil Daiber, Offsetdruck, Schwieberdingen

Inhalt

Karl Freiherr von Kerner – Offizier, Techniker, Erneuerer des württembergischen Berg- und Hüttenwesens. Mit 7 Abbildungen. Von Robert U h l a n d	5
Die Frommen und die Kirche – ein spannungsreiches Verhältnis, dargestellt an Beispielen aus der Kirchengeschichte Ludwigsburgs Mit 6 Abbildungen. Von Martin B r e c h t	69
Johannes Rebmann 1820-1876 – Missionar, Entdecker – Sprachforscher Mit 9 Abbildungen. Von Walter R i n g w a l d	87
Die Michaelskirche in Hochdorf bei Vaihingen/Enz Mit 7 Abbildungen. Von Joachim D u w e	111
Zur Geschichte der Gemeindebackhäuser Mit 16 Abbildungen. Von Theodor B o l a y	127
Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg Zusammengestellt von Günter S t e g m a i e r (Forts.)	154
Berichte, Besprechungen und Notizen. Mit Beiträgen von Markus O t t o und Willi M ü l l e r	169
Anschriften der Verfasser	178
Bildernachweis	178

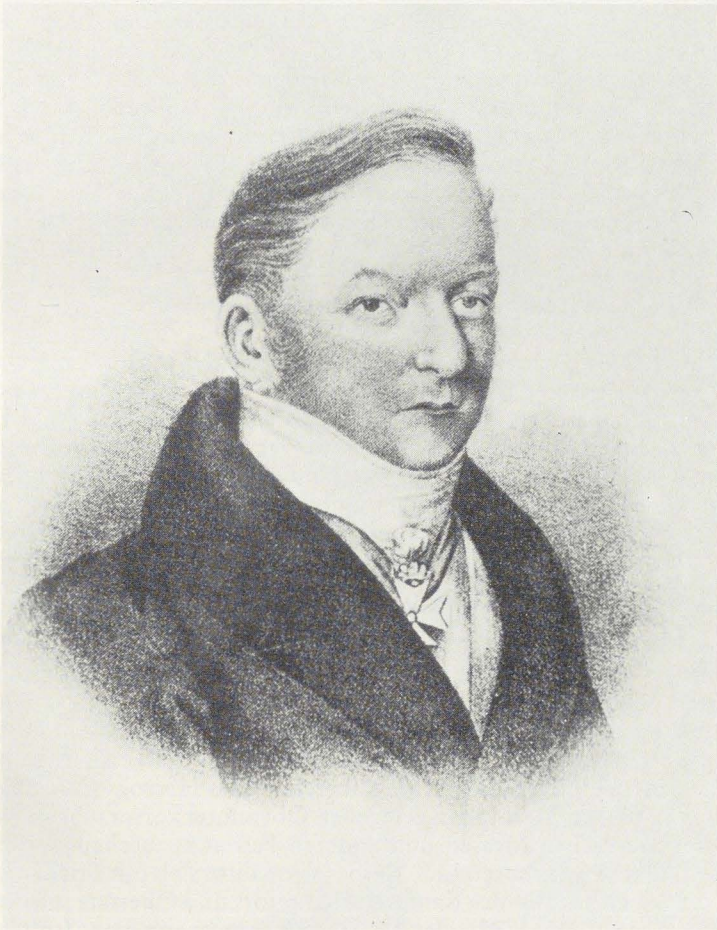
„Ludwigsburger Geschichtsblätter“ – eine Übersicht

Karl Freiherr von Kerner

Offizier, Techniker, Erneuerer
des württembergischen Berg- und Hüttenwesens

Von Robert Uhland

Wer in dem „Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg“ der Ludwigsburger Geschichtsblätter nach dem Namen Karl Kerner sucht, der wird sie enttäuscht wieder aus der Hand legen, denn sie enthalten ihn nicht. Es wird überhaupt schwerfallen, in Ludwigsburg eine Erinnerung an diesen bedeutenden Sohn der Stadt zu finden, der hier am 7. März 1775 geboren wurde¹.



Karl Freiherr von Kerner (Original: Württ. Landesbibliothek Stgt.)

Seine beiden Brüder hingegen, der um 5 Jahre ältere Johann Georg, Anhänger der französischen Revolution, langjähriger Sekretär des aus Schorndorf gebürtigen französischen Diplomaten Graf Reinhard, dann Arzt in Hamburg, und namentlich der um 11 Jahre jüngere Justinus, Dichter und Arzt zu Weinsberg, sind im Gedächtnis der Nachwelt bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben und vielen Menschen ein Begriff.

Dabei verdient Karl Kerner durchaus, mit ihnen in einem Atemzug genannt zu werden, hat er doch als Offizier wie als Berg- und Hüttenfachmann und Begründer der neuzeitlichen schwäbischen Eisen- und Stahlwerke sich hervorragende Verdienste um seine Heimat erworben und mit die Grundlage für die Umwandlung Württembergs vom Agrar- zum Industriestaat legen helfen. Seine Leistungen sind, obwohl von den Zeitgenossen voll und ganz anerkannt, in Vergessenheit geraten. Nicht zuletzt deswegen, weil man der Wirtschafts- und Industriegeschichte bis vor kurzem nur wenig Beachtung schenkte. Nachdem sich dies inzwischen grundlegend geändert hat, ist auch der Zeitpunkt gekommen, sich mit dem Lebenswerk Karl Kerners – und bei ihm stellen Leben und Werk, mehr als es sonst der Fall zu sein pflegt, eine untrennbare Einheit dar – erneut zu befassen und es dem Dunkel der Vergangenheit zu entreißen. Damit ist auch ein Stück württembergische Geschichte wie auch ein Blick auf das schwäbische Eisenhüttenwesen zu Anfang des 19. Jahrhunderts verbunden. Beide können nur gestreift werden, um den Hintergrund für den Lebenslauf und die Arbeit Kerners zu bilden, obwohl gerade die Entwicklung des Hüttenwesens unter seiner Aufsicht und Leitung eine eingehende Darstellung verdienen würde, zumal die schriftlichen Quellen dazu reichlich fließen.

Elternhaus, Kindheit und Jugendjahre

Der Überlieferung nach stammt die Familie Kerner² ursprünglich aus Kärnten³. Ihr erster Vertreter in unserem Land war der Prediger und Rektor der lateinischen Schule in Schwäbisch Hall, Magister Michael Kerner (um 1530 bis 1576), der um seines Glaubens willen aus seiner österreichischen Heimat auswanderte. Seine Nachkommen ließen sich in Güglingen, Markgröningen, Göppingen und Calw nieder. Sie gehören durchweg dem gehobenen Bürgertum an, waren Pfarrer, Juristen, Apotheker oder Bürgermeister und heirateten in bekannte altwürttembergische Familien ein, womit ihr sozialer Aufstieg gesichert war.

So auch Johann Georg Kerner, Lizentiat beider Rechte, der 1750 württembergischer Rat und Vogt zu Göppingen wurde und 1757 als Regierungsrat und Oberamtmann nach Ludwigsburg versetzt wurde. Sein Sohn Christoph Ludwig (1744–1799) studierte in Tübingen und Jena die Rechte und trat schon mit 22 Jahren 1766 die Nachfolge seines Vaters als Regierungsrat und Oberamtmann in Ludwigsburg an. Viele Jahre lang bekleidete er das wichtige Amt zur vollen Zufriedenheit der Bürgerschaft, aber auch des Herzogs Carl Eugen, der nicht selten in der am Marktplatz gelegenen Oberamtei vorsprach, um von dort aus den venetianischen Messen und anderen Festen zuzuschauen, die er auf dem großen Platz veranstalten ließ. Kerner vermählte sich mit Friederike Luise Stockmayer, einer Tochter des Kammerprokurators und Oberrats Johann Friedrich Stockmayer (1724–1777), der als Stadtoberramtmann von Stuttgart eine einflußreiche Persönlichkeit war. Seine 1750 geborene Tochter Friederike war

nach der Schilderung ihres Sohnes Justinus „von kleiner Gestalt, zarter Natur und in ihrer Jugend von nicht gewöhnlicher Schönheit“. Sie ordnete sich ganz ihrem Mann unter, der „allgemein geachtet war als ein sehr rechtlicher, gewissenhafter und äußerst tätiger Mann und Beamter“, der aber in seinem Amt wie in seinem Hause große Strenge übte. Von Statur wie von Natur war er ganz das Gegenteil seiner Frau: hoch gewachsen, strotzte er vor Kraft und Leben, „sein schwarzes Auge war voll Feuer, seine Gesichtsbildung die eines Römers auf dem Kapitol, seine Stimme würdig, von einer solchen Höhe herabzudonnern, sein ganzer Körper derb und gewandt“⁴. Es konnte vorkommen, daß, „wenn in einer Ausfertigung in der Amtsschreiberei gefehlt wurde, er den Concipienten, von dem der Fehler gemacht wurde, kommen ließ, ihn belehrte, ihn zugleich aber auch tüchtig abzankte und ihn mit ein paar Ohrfeigen bedachte“.



Johann Georg Kerner

Diese Strenge wandte er auch bei der Erziehung seiner Kinder an, die ihm, ein ganzes Dutzend, in der Ludwigsburger Oberamtei geboren wurden. Bei der damaligen hohen Kindersterblichkeit blieben freilich nur sechs am Leben: der 1770 geborene Johann Georg, der 1773 zur Welt gekommene Ernst Ludwig (Louis) – er wurde Pfarrer –, Karl Friedrich, die Schwestern Ludovike Christiane (1778) und Auguste Wilhelmine (1782) – letztere heiratete 1801 den Pfarrer Steinbeis – und Justinus Andreas (1786), der Liebling des Vaters, aber auch sein Sorgenkind. Die Kinder wuchsen in dem geräumigen Haus am Marktplatz auf, der „zu jeder Zeit ein bequemer Spielplatz für die Jugend“ war. Ludwigsburg, zweite Residenzstadt des kleinen Herzogtums mit seinen rund 620 000 Einwohnern, trug damals noch ganz das Gepräge, das ihm Herzog Carl in seiner absolutistischen Sturm- und Drangzeit gegeben hatte. Weilte er im Schloß, so füllten sich die Gassen und Alleen „mit Hofleuten in seidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen und mit den herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen und Grenadierkappen, gegen welche die andern wenigen Bewohner in bescheidenen Zivilröcken verschwanden“, wie Justinus Kerner berichtet. Daß die Knaben davon tief beeindruckt wurden und sich wünschten, auch einmal eine solch schöne Uniform zu tragen, nimmt nicht wunder. Ganz besonders Georg wollte den Militärberuf ergreifen, der bei seinem lebhaften und eigenwilligen Wesen und seiner geistigen Beweglichkeit nicht selten mit der väterlichen Autorität in Konflikt geriet und dann harte körperliche Züchtigungen über sich ergehen lassen mußte. So verband sich bei ihm der Wunsch, Soldat zu werden mit dem, der strengen Erziehung des Vaters zu entgehen. Er hatte bald auch einen festen Plan: er wollte in die vor kurzem entstandene Militärakademie eintreten, die Herzog Carl im Herbst 1775 von der Solitude nach Stuttgart verlegt hatte, wo sie in den umgebauten Kasernengebäuden hinter dem Neuen Schloß zu einer Sehenswürdigkeit geworden war. Sie bot neben dem Militärberuf auch schon andere Ausbildungsmöglichkeiten und hatte sich daher eines großen Zulaufs von weither zu erfreuen.

Vater Kerner gab dem Drängen seines Ältesten schließlich nach. Doch verweigerte er ihm die militärische Laufbahn und bestimmte ihn stattdessen zum Arzt und Chirurgen, einem Beruf, der ihm bessere Aufstiegsmöglichkeiten zu bieten schien, und der weniger abhängig war von Fürstenlaune und Kabinettpolitik als der des Offiziers. Hinzu kam, daß der medizinische Unterricht an der Carlsakademie neu eingerichtet worden war und dem der Universität Tübingen bald ebenbürtig wurde, ja ihn zu überflügeln begann. Georg Kerner beugte sich dieser Entscheidung, hauptsächlich, er durfte das Elternhaus verlassen. Am 14. Juni 1779 trat der Neunjährige mit der Bestimmung „Medizin“ in die Militärakademie ein, wo er auf einen anderen Ludwigsburger traf, der Medizin studierte: Friedrich Schiller.

Sein Bruder Karl war anders veranlagt. Obwohl auch in ihm der Wunsch erwacht war, den Militärberuf zu ergreifen, trug er ihn in seiner zurückhaltenden Art nicht auf den Lippen. Er fügte sich dem väterlichen Regiment und besuchte bis zu seiner Konfirmation die Lateinschule in Ludwigsburg. Von den Söhnen war er dem Vater am ähnlichsten. Nicht nur im Äußeren, sondern auch in seiner ganzen Veranlagung und in seinem Wesen. „Er war von großem schlankem Körperbau mit einem schönen Ebenmaß im Gesichte und einer Würde ohne Steifheit in seinem ganzen Betragen“ schilderte ihn Bruder Justinus. Schon früh machte sich sein mathematisch-technisches Talent bemerkbar, das ihn mit dazu bestimmte, den Militärberuf zu wählen. Er wollte ein wissen-



Justinus Kerner

schaftlich gebildeter Offizier werden, wie es die neue, durch die Aufklärung bestimmte Auffassung in Abkehr von dem herkömmlichen, rein handwerksmäßigen Soldatentum forderte. Ein hervorragender Vertreter dieser Auffassung war der als Garnisonskommandeur in Ludwigsburg lebende Generalquartiermeister Ferdinand Friedrich von Nicolai⁵. Sein 1775 erschienenes Buch „Grundriß zur Bildung des Offiziers“ hatte weithin Beachtung gefunden; persönlich war er bemüht, auch in seiner Umgebung den Gedanken der wissenschaftlichen Offiziersbildung zu verbreiten und begabte junge Männer zum Selbststudium anzuhalten, was dann indirekt den Anstoß zur Gründung der Militärakademie auf der Solitude gab⁶. Es ist leicht möglich, daß der junge Kerner von den Gedanken Nicolais erfuhr und dadurch beeinflusst wurde, da dieser mit seinem Vater bekannt war und aller Wahrscheinlichkeit nach in der Oberamtei verkehrte. Was lag näher, als daß auch er daran dachte, wie sein Bruder in die Carlsakademie einzutreten?

Karl scheint seinen Vater solange gebeten zu haben, bis er am 22. Dezember 1788 ein „Antragschreiben“ an Herzog Carl richtete, er möge seinem dritten Sohn die gleiche Gnade zuteil werden lassen wie seinem Ältesten und ihn gegen ein huldreichst zu bestimmendes Kostgeld von 50 fl jährlich in seine Hohe Schule aufnehmen. Sein Sohn wünsche sich der Ingenieurkunst zu widmen, „wzu er auch eine Anlage zeigt und allbereits einige Anfangsgründe erlernt“⁷. Zusätzlich schrieb Kerner an den Intendanten der Anstalt, Christoph Dionysius Seeger, und bat ihn, namentlich wegen dem Kostgeld, um seine Unterstützung. Serenissimus möge ein gnädiges Einsehen haben, „da ich so viele Söhne zu versorgen, worzu ohnehin allhiesiger Oberamtei Einkünfte nicht zureichen wollen“. In einem vom Herzog angeforderten Gutachten schlug Seeger dann vor, für Karl Friedrich sollten 100 fl bezahlt werden, nachdem für Georg 150 fl verlangt würden. Damit hatte es sein Bewenden, doch scheint Georgs Kostgeld dann auf 100 fl ermäßigt worden zu sein. Schon wenige Tage nach dem Schriftwechsel, am 3. Januar 1789, dem Jahr der französischen Revolution, wurde Karl Kerner, inzwischen bald 14 Jahre alt, als Internatszögling in die Hohe Carlsschule aufgenommen. Als „Bestimmungswissenschaft“ stand im Zugangsbuch „Militär“.

Ausbildungs- und erste Militärjahre

Wie in der Carlsakademie üblich, hatte der neue Eleve sich zunächst einer Prüfung zu unterziehen, um seinen Kenntnisstand zu ermitteln und danach seine Zuteilung zu den Unterrichtsabteilungen vornehmen zu können. Diese entsprachen nämlich nicht den Schlaftsaalabteilungen, sondern dem jeweiligen Wissen eines Zöglings. Die Prüfung Kerners durch den Hofkaplan Professor Müller ergab, daß er „von den christlichen Katechismuslehren eine noch sehr mittelmäßige Kenntnis“ zeige. Die Professoren Franz und Hausleitner stellten fest, er sei in Latein ungefähr der 19. Abteilung gleich. In der französischen Sprache und in der Arithmetik habe er „einen ziemlich guten Anfang gemacht“, dagegen sei er in der Erdbeschreibung und Geschichte „noch Anfänger“. Die – ebenfalls pflichtmäßige – medizinische Untersuchung durch die herzoglichen Leibärzte Dr. Reuß und Chirurgen Major Klein ergab, Kerner sei „von guter Leibesbeschaffenheit und Gewächs und sowohl innerlich dermalen gesund als auch äußerlich außer einigen hohlen Stockzähnen ohne einen organischen Fehler oder Ausschlag gut befunden worden. In jüngeren Jahren sei er zu öfteren Flüssen in den Augen geneigt gewesen; die natürliche Blatternkrankheit (Pocken) hat er gehabt. Sein Aderschlag ist dermalen gut und natürlich“⁸.

Zur Zeit des Eintritts Kerners war die Hohe Carlsschule auf dem Höhepunkt ihrer Wirkung und ihres Ruhmes angelangt. Aus einem Militärwaisenhaus für arme Soldatenkinder auf der Solitude hervorgegangen, das mit der dortigen Gärtnerei- und Kunsthandwerkerschule verbunden wurde, hatte sie Carl Eugen zunächst nach dem Vorbild der Ecole militaire Ludwigs XV. in Paris zu einer Militärakademie auszubauen begonnen. Als er dann aber an der Jugenderziehung immer mehr Gefallen fand, erweiterte er das Internat zu einem Gymnasium mit Vorbereitungsfächern für das Universitätsstudium und schließlich zu einer Universität selbst. Sie war in ihrer Art ohne Beispiel in ganz Europa und galt zu recht als die modernste und umfassendste Schule des aufgeklärten Absolutismus, zu der Zöglinge von weither, sogar aus Übersee, herbeikamen. Sie umfaßte – unter Vorwegnahme mancher heute wieder angestrebter Einrichtun-

gen – Internat, Elementarschule und Gymnasium, Musik-, Theater- und Gartenbauschule, Militär- und Kunstakademie, Handels- und Wirtschaftsschule, eine Forstlehranstalt sowie die klassischen Fakultäten einer Universität mit Ausnahme der Theologie. Damit vermittelte die von Kaiser Joseph II. 1781 zur Universität erhobene Anstalt eine wahre Universitas des Geistes und der Wissenschaften, die in ihrer Vielfalt nicht zu überbieten war.

Zu den vielen Neuerungen der Hohen Schule gehörte auch – und das war für Kerner von großer Bedeutung – eine „militärische Fakultät“, die über das rein Militärische hinaus mathematische, technische und namentlich auch praktische Kenntnisse vermittelte. So gehörten zum Lehrplan des Militärunterrichts im Anschluß an die Arithmetik: Algebra, Geometrie mit Stereometrie und Trigonometrie sowie Physik, ferner Mechanik in Anwendung auf Artillerie und militärische Bauten, Lager- und Befestigungskunst mit „mathematischen Artilleriezeichnungen“, griechische und römische „Kriegsaltertümer“ sowie allgemeine Geschichte der Kriegskunst und schließlich Natur-, Kriegs- und Völkerrecht. Für die künftigen „Ingenieurs“, zu denen Kerner zählte, kamen noch hinzu: praktische Geometrie mit Übungen im Aufnehmen und Ausstecken, Perspektivzeichnen unter Verwendung des Perspektivmikrometers, mathematische Geographie, Wasser- und Kriegsbaukunst, Festungsbau und angewandte Taktik und Strategie⁹. Alle diese Fächer wurden von künftigen, zum Teil aus der Akademie selbst hervorgegangenen Lehrern vorgetragen. An ihrer Spitze stand der Ingenieurmajor Jakob Friedrich Roesch, ein Schüler Nicolais, der im In- und Ausland als ein Meister seines Fachs galt und als Autorität auf dem Gebiet der angewandten Mathematik und der Befestigungskunst anerkannt war.

Ohne Frage fand Kerner in der Hohen Carlsschule die beste und umfassendste Ausbildung, die er sich wünschen konnte, und er nützte den vielseitigen Lehrplan mit dem ihm eigenen Fleiß, um sich ein möglichst umfassendes Wissen zu verschaffen. „Wie die Mathematik in alles Wissen eingreift“, berichtet dazu sein Bruder Justinus, „so ging er auch an ihrem Faden allem Wissen nach, und so bildete er sich nicht bloß zum Kriegsmann, sondern auch zum Mechaniker, zum Bergmann, zum Ökonomen und zum Staatsmanne aus . . . Sein fleißiges Studium der Militärwissenschaften, besonders aber der Mathematik, gab ihm mehr Ruhe, Ernst und Besonnenheit. Wie bei den meisten Schülern der Carlsakademie bemerkte man auch bei ihm vielseitige Bildung“¹⁰. Mit den militärisch strengen Erziehungsformen der Anstalt fand er sich im Gegensatz zu seinem Bruder Georg ohne Schwierigkeiten ab. Sie waren zu seiner Zeit allerdings schon beträchtlich liberaler als in den früheren Jahren. Karl trat dagegen auch nicht wie Georg durch glänzende Leistungen hervor: unter den jährlichen Preisträgern am Stiftungsfest der Hohen Schule sucht man seinen Namen vergebens. Daß dies nicht am Fleiß Kerners lag, sondern an dem durch die Zeitereignisse bedingten inneren Wandel der Carlsakademie, bedarf kaum eines Hinweises. Noch im Alter schrieb er im Rückblick auf diese Zeit an seinen Neffen Steinbeis: „Ich habe mit einer Leidenschaft in jüngeren Jahren studiert, wovon Du keinen Begriff hast. Bald aber kamen die Jahre, wo ich Gott gedankt hätte, wenn ich nur auch wieder tagelang hätte studieren können“¹¹!

Diese Jahre nahten rasch. Der Tod Herzog Carl Eugens am 24. Oktober 1793 hatte auch das Ende seiner Hohen Schule zur Folge. Sie war zu sehr auf ihn zugeschnitten, als daß sein Nachfolger, der sie zudem als Brutstätte revolutionärer Umtriebe, als unnötig und für den Staat viel zu teuer ablehnte, hätte weiterfüh-

ren können. Sie war auch nicht wie die Universität Tübingen in der Verfassung des Landes verankert. So genügte ein Federstrich Herzog Ludwig Eugens Anfang Januar 1794, der berühmten Schule ein unrühmliches Ende zu bereiten. Sie wurde auf Ostern des Jahres aufgelöst.

Schon zuvor, im Oktober 1793, noch vor dem Ableben Herzog Carls, hatte Kerner seinen Vater dringend gebeten, seine Entlassung aus der Akademie zu erwirken, um seine Studien anderswo fortzusetzen. Die Gründe dafür sind nicht bekannt. Am 19. Oktober wandte sich der Oberamtmann an Intendant Seeger und gab die Bitte seines Sohnes an diesen weiter. Er wolle dem nicht entgegen sein, schrieb er, da er mit Karls „bisherigem Verhalten nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein, er auch bei ihm wahrgenommen, daß er durch seinen Fleiß mehrere Kenntnisse in den Wissenschaften... erworben“. Er, Kerner, werde diesem Verlangen nicht im Wege stehn, da auch seines Sohnes „Gesundheitsumstände gegenwärtig nothleiden“. Als ihm Seeger antwortete, ohne höchste Genehmigung könne nichts geschehen, richtete er auf Karls erneutes Drängen eine Bittschrift unmittelbar an den Herzog, die den gewünschten Erfolg hatte. Am 7. oder 8. November 1793 wurde Karl entlassen¹². Vielleicht stand dieser Schritt in Zusammenhang mit der Aufstellung einer Landmiliz, bei der sich der angehende Offiziersbewerber eine Anstellung versprach. Unzufriedenheit mit der Ausbildung in der Hohen Carlsschule war es wohl kaum, denn noch viele Jahre später, im Jahr 1817, sagte er über ihre rasche Aufhebung: „Hätte das Zweckmäßige und das Gemeinnützte den Ausschlag geben können, so hätte [die Universität] Tübingen aufgehört und die Akademie wäre unter zeitgemäßen Modifikationen geblieben und hätte nach allen Teilen mit einem geringen Mehraufwand verbessert und vervollkommenet werden können, wodurch die Bedürfnisse des Landes auch nach seinem jetzigen Umfang [nach der Vergrößerung durch Napoleon] mit mäßigen Kosten mehr als hinlänglich wären befriedigt gewesen. Das Schicksal wollte es anders, die Idee dieses Instituts war größer als sein Zeitalter, und so mußte ein Philanthropin untergehen, welches in ganz Europa das einzige seiner Art und der Ruhm Württembergs war¹³.“ Diesem zutreffenden Urteil eines Mannes, der „Carls Hohe Schule“ aus eigener Erfahrung kannte, wird man nur beipflichten können. Es beweist die hohe Wertschätzung, die er seiner Ausbildungsstätte zollte und zeigt zugleich den für Kerner so bezeichnenden praktischen Verstand wie auch seinen Stolz auf sein Heimatland Württemberg, dem er dann sein ganzes Leben lang diente.

Wie sein Bruder Justinus berichtet, setzte Kerner seine Studien in Darmstadt fort, „wo er den Unterricht alter erprobter Ingenieure genoß“^{13a}. Offenbar diente dieser Aufenthalt dem Abschluß seiner militärischen Ausbildung, denn schon im Jahr darauf wurde er auf seine Bewerbung hin am 1. Oktober 1794 als Unterleutnant bei der Artillerie der neugeschaffenen württembergischen Landmiliz angestellt. Deren Geschütze standen in Ludwigsburg, so daß er in seine Vaterstadt zurückkehrte. Daß er sich zur Artillerie meldete, ist bezeichnend: es war die Waffe, die einen „gebildeten Offizier“ mit guten mathematischen Kenntnissen erforderte.

In seinem Elternhaus konnte Kerner freilich nur noch kurze Zeit bleiben, da sich sein Vater 1795 entschloß, Ludwigsburg zu verlassen und das Klosteramt Maulbronn zu übernehmen, wovon ihn auch die Bitten vieler Ludwigsburger Bürger nicht abbringen konnten. In der Familie seines Amtsnachfolgers, des Regierungsrats Philipp Heinrich Volz (1759–1805), fand Karl Kerner aber freundliche Aufnahme und eine zweite Heimstatt. Wie er es von der Hohen

Carlsschule her gewohnt war, setzte er im Selbststudium seine militärische Ausbildung tätig fort und ließ sich vom Einerlei der täglichen Artillerieübungen nicht abschrecken.

Bald bekam er Gelegenheit, das Gelernte in der harten Praxis des Krieges zu erproben. Als Österreich am 21. Mai 1796 den im Dezember des Vorjahres mit Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstand aufkündigte, brachen die Kriegshandlungen erneut aus. Am 24. Juni setzte die starke französische Rhein- und Moselarmee unter General Moreau über den Rhein und drängte in zügigem Angriff die hier in langer Kette postierten schwäbischen Truppen in den Schwarzwald zurück. Um ihrem Vormarsch Einhalt zu gebieten, wurden in aller Eile Truppen nach dem Kniebis entsandt, den dortigen Übergang nach Freudenstadt zu sperren. Unter ihnen waren auch Teile der Kreisartillerie mit Kerner. Sie trafen jedoch zu spät ein, im Schutze der Dunkelheit hatten die Franzosen die auf dem Roßbühl stehenden schwachen Truppen umgangen und nach kurzem Gefecht größtenteils gefangengenommen, der Rest flutete zurück nach Freudenstadt. Die hier verteilt aufgestellten Geschütze, die keine Bespannung hatten, gerieten in große Gefahr, dem Feind in die Hände zu fallen. Da stellte Kerner erstmals seine Kaltblütigkeit und Umsicht unter Beweis: seinen mutig getroffenen, raschen und zweckmäßigen Maßnahmen war es zu verdanken, daß die Geschütze samt den Munitionswagen gerettet wurden. Es war der Beginn einer glänzenden militärischen Karriere.

Zunächst sah es allerdings nicht danach aus, denn das von den Franzosen großenteils besetzte Württemberg mußte um einen Sonderfrieden nachsuchen und schied für die beiden nächsten Jahre aus dem Krieg aus. Der 1797 zur Regierung gekommene Herzog Friedrich II., der spätere König Friedrich, nahm aber die Gelegenheit wahr, um seine Truppen zu vermehren und neu zu organisieren, wobei Leutnant Kerner am 12. September 1798 dem herzoglichen Artilleriekorps zugeteilt wurde, das seinen Standort ebenfalls in Ludwigsburg hatte. Kommandant der Artillerie wurde am 1. August 1799 der aus russischen Diensten übernommene Obristleutnant Friedrich Cammerer¹⁴, ein ausgezeichnete, vielseitig begabter Offizier, der das Vertrauen des Herzogs genoß. Er wurde bald auf die Fähigkeiten und großen Kenntnisse Kerners und sein Geschick in praktischen Dingen aufmerksam und verstand sie dann zu nützen, als der Zeitpunkt dafür gekommen war.

Vorerst galt es jedoch abzuwarten und sich auf das Kommende vorzubereiten. In dieser Zeit besuchte Kerner oft seinen schwer erkrankten Vater in Maulbronn und half der Mutter bei seiner Pflege. Bruder Justinus fand ihn „an Geist wie an Körper zum liebenswürdigsten Jüngling herangewachsen“ und fühlte „große Achtung und Liebe“ gegenüber dem charakterfesten und besonnenen Karl, dem er selbst so wenig glich. „Er war Verstand und Mathematik, ich bloß Gemüt ohne alle Berechnung. Meine poetischen Versuche traf schon damals oft sein Spott . . . Aber er meinte es immer durchaus liebevoll und rechtschaffen, und ich folgte ihm auch in allem gern, selbst seinen Anmahnungen, mich auch hinter die Zahlen und geometrischen Gleichungen zu machen, was mir gewiß schwer fiel und gegen meine Natur war¹⁵.“

Als Württemberg, im Zweiten Koalitionskrieg erneut zum Kriegsschauplatz geworden, auf der Seite Österreichs wieder in die Feindseligkeiten eingriff, wurde Kerner im Herbst 1799 bei einer Batterie an der Grenze gegen Sinheim eingesetzt und nahm dann an mehreren Gefechten gegen die Franzosen teil. Danach kehrte er zunächst nach Ludwigsburg zurück, wo er – bezeichnend

genug – nahe dem Arsenal eine Wohnung bezog. Fast wäre er das Opfer einer politischen Verleumdung geworden. Als nämlich Anfang 1800 Erzherzog Karl seinen Verbündeten, den württembergischen Herzog, vor einer angeblich weit verzweigten staatsgefährlichen Verschwörung warnte, ließ dieser alle ihm genannten Teilnehmer sofort auf dem Hohenasperg gefangensetzen, darunter auch Freunde Kerners. Sie wurden in strenge Untersuchung genommen, ob sie in sträflicher Verbindung mit den Franzosen stünden, um eine deutsche Republik zu errichten. Einer der Verhafteten glaubte sein Los zu erleichtern, wenn er weitere Mitschuldige nannte und verdächtigte Kerner, da die republikanische Gesinnung seines in französischen Diensten stehenden Bruders allgemein bekannt war. Die Folge war, daß sich Kerner auf herzoglichen Befehl auf den Hohenasperg begeben mußte, wo ihn eine Untersuchungskommission verhörte. Daß man nicht an seine Schuld glaubte, zeigte sich schon daran, daß man ihm den Degen nicht abnahm und er in Begleitung seines Vorgesetzten, des Obristleutnants Cammerer auf die Festung ging. Schon am Abend war er wieder zurück, man hatte ihm nicht die geringste Schuld nachweisen können. Als er danach eine Audienz beim Herzog beehrte und sich über die falsche Anschuldigung beschwerte, wurde ihm „alle Genugtuung“ zuteil¹⁶. Sein Ansehen und sein Ruf hatten keinen Schaden gelitten.

Desto mehr brannte er darauf, sich zu bewähren und sein Können unter Beweis zu stellen. Die Gelegenheit bot sich im Sommerfeldzug von 1800, als sich die wechselvollen Kämpfe zwischen den Österreichern mit den Reichstruppen, darunter die Württemberger, und den Franzosen im Raum zwischen Ulm und Günzburg abspielten. Letztere bewiesen einmal mehr ihre Überlegenheit und nötigten die Reichstruppen zum Rückzug. Obristleutnant Cammerer erhielt vom Herzog den Befehl, die schwere Artillerie samt dem Munitions- und anderen Vorrat auf der Donau nach Regensburg in Sicherheit zu bringen. Er beauftragte Kerner mit der schwierigen Aufgabe, welcher sie so geschickt löste, daß Geschütze, Waffen und Vorräte nicht nur dem feindlichen Zugriff entzogen wurden, sondern auch der kämpfenden Truppe bei den weiteren Operationen rechtzeitig zur Verfügung standen. Im Juni 1800 wurde er zum Oberleutnant befördert.

Als man in Württemberg im nächsten Jahr daranging, als neue Artillerie-Einheit eine „Reitende Batterie“ von 4 Geschützen aufzustellen und ihre Organisation und Einübung Oberst Cammerer übertrug, zog dieser wieder Kerner als Mitarbeiter heran. Unermüdlich beschäftigte sich der junge Offizier mit der neuen Waffe, erprobte ihre Einsatz- und Verwendungsmöglichkeiten und schuf daraus ein Kriegsinstrument, das in den folgenden Feldzügen seine Bewährungsprobe glänzend bestand. Aus der Beschäftigung mit der reitenden Batterie ging die Schrift „Betrachtungen über die reitende Artillerie, deren Organisation, Gebrauch und Taktik“ hervor, die Kerner 1803 anonym veröffentlichte. Sie fand „durch die Gründlichkeit und Genialität, womit die wesentlichen Momente behandelt sind, solchen Anklang, daß sie alsbald in der Anwendung der damals noch jungen Waffe schöne Früchte getragen hat und dadurch in der Tat die Grundlage ihrer allgemeinen Brauchbarkeit in den nachfolgenden bedeutenden Feldzügen geworden ist¹⁷“. Die „Betrachtungen“ waren – für Kerner typisch – praxisbezogen, bis ins Kleinste durchdacht und vielseitig verwendbar, Exerzierreglement, Ausbildungs- und Gefechtsvorschrift zugleich. Ende Mai 1803 wurde er zu der reitenden Batterie versetzt, die im Juli dieses Jahres Esslingen a. N. als Standort erhielt.

Die alte Reichsstadt war, zusammen mit acht anderen Reichsstädten, der Fürstpropstei Ellwangen, den Stiften Comburg und Oberstenfeld und fünf Klöstern im Dezember 1802 als Entschädigung für die an Frankreich verlorenen linksrheinischen Gebiete an Württemberg gekommen, nachdem Herzog Friedrich, erzürnt auf Österreich, das ihn im Frieden von Lunéville 1801 im Stiche ließ, einen Sonderfrieden mit der Republik geschlossen hatte. Der Reichsdeputationshauptschluß vom Februar 1803 bestätigte ihm die neugewonnenen Besitzungen und brachte ihm die langerstrebte Kurwürde.

Neue Aufgaben

Im Sommer 1802 schrieb Herzog Friedrich an Oberst Cammerer: „Land und Leute seufzen unter den Kriegslasten, ich will Fabriken errichten und das Geld soviel wie möglich im Lande behalten. Es soll eine Sensen- und Stahlfabrik, auch eine Gewehrfabrik errichtet werden. Ich wünsche mehr Kunst und Tätigkeit in die Eisenwerke zu bringen. Lange genug haben andere die Werke benützt und in einer Lethargie erhalten. Es ist an mir, in diese Nutzung einzutreten und Energie in diesen Betrieb zu bringen. Die Kollegien sind dazu nicht fähig, ihr Gang ist zu mechanisch, der Eine will Dies, der Andere Jenes. Mangel an hüttenmännischen Kenntnissen, Leidenschaft und Eigennutz spielen dabei eine Rolle. Es fehlt ein Mann, der meine Pläne mit Treue und Eifer ausführt und von mir Befehle erhält und nur mir Anträge zu machen hat. Vorerst soll in Christophstal die Stahl- und Sensenfabrik errichtet werden. Vorbereitungen, Fachleute zu erhalten, sind im Gange. Ich habe Sie zur Ausführung dieses Planes bestimmt und stelle das Hüttenwerk Christophstal, um alle kollegialen Hindernisse zu beseitigen, unter Ihre alleinige Direktion und haben Sie sich dabei an Niemand als an mich zu wenden¹⁸.“

Die Absicht, die seit langer Zeit verpachteten württembergischen Eisenwerke bei Freudenstadt, Tuttlingen und im Brenztal, zu denen nun auch die ellwängischen Werke kamen, in staatliche Regie zu übernehmen, hatte Friedrich schon kurz nach seinem Regierungsantritt geäußert¹⁹. Es war ihm zwar bekannt, daß industrielle Unternehmungen des Staates in der Regel nicht dieselbe Rentabilität erzielten wie die Privater, aber er hatte auch beobachtet, in welchem schlechtem Zustand die verpachteten Eisen- und Hüttenwerke waren und wie rückständig ihr Betrieb. Er war davon überzeugt, daß bei einer entsprechenden tatkräftigen und sachkundigen Leitung auch in der Hand des Staates ihre Produktion gesteigert, die Qualität des Eisens verbessert und ein höherer Ertrag erwirtschaftet werden könne. Die kriegserfüllten Zeitumstände erforderten eine beträchtliche Steigerung der Eisen- und Stahlerzeugung für das Heer, der Staat brauchte dringend Einnahmen und das Land mit seiner noch rein agrarischen Bevölkerung landwirtschaftliche Geräte. Reichte die heimische Eisenproduktion nicht aus, so war man gezwungen, im Ausland einzukaufen und dazu zählten auch die deutschen Länder. Im Geist spätmerkantilistischer autarker Bestrebungen war man aber bemüht, davon so wenig wie möglich Gebrauch zu machen, um die heimische Produktion zu stärken und vor Konkurrenz zu schützen²⁰.

Auf der Suche nach einem geeigneten Mann war Friedrichs Blick auf Oberst Cammerer gefallen, der sich als Organisator bewährt und Tatkraft und Energie bewiesen hatte. Er unterstand direkt dem Fürsten, war also unabhängig von den schwerfälligen Behörden und auch von den Landständen, mit denen Friedrich

in heftigem Streit lag. Von einem „gebildeten“ Offizier waren auch entsprechende technische Kenntnisse zu erwarten, standen doch Artillerie und Hüttenwesen in nahem Zusammenhang. Es scheint allerdings, als habe Cammerer „von diesem Gewerbe wenig Begriffe gehabt“, dafür aber „durch Strenge und festen Willen Ernst und Tätigkeit in seine Umgebung gebracht“, so daß ihm ein Verdienst an der Hebung der Eisenerzeugung nicht abzuspochen war. Dieses Urteil stammt freilich von Justinus Kerner und sollte das technische Können seines Bruders hervorheben. Man wird es also cum grano salis werten müssen.

Wie ernst Cammerer seinen Auftrag nahm, zeigt, daß er unter den Gründern der Sensenfabrik Neuenbürg war, die am 27. Juni 1803 um die Konzession „einiger Stahlwerkstätte“ nachsuchten. Der Kurfürst genehmigte das Gesuch am 24. September, nicht ohne die Antragsteller zu verpflichten, „keine andere als die auf den Christophstaler Werken erzeugten Stahl- und Eisenstäbe zu verarbeiten“²¹. Schon am 30. April 1803 war Cammerer zum Generalmajor ernannt worden, ein Beweis dafür, daß Friedrich mit seinen Diensten zufrieden war. Der Kurfürst, der keine halben Maßnahmen liebte, entschloß sich dann im Herbst 1803, das bisher für das Berg- und Hüttenwesen zuständig gewesene Oberbergamt aufzulösen. Am 14. Oktober teilte er Cammerer mit, da dem Bergwerk- und Salinenwesen „noch nicht diejenige Sorgfalt geschenkt worden, welche diese wichtigen Gegenstände . . . in so vieler Hinsicht verdienen“, habe er sich entschlossen, ein eigenes Bergwerk- und Salinendepartement in seinen „Alten und Neuen Landen“ anzuordnen und dabei folgende Personen angestellt: als Präsidenten den Geheimrat von Waitz²², als dessen Vertreter und Direktor der Fabriken zu Christophstal Generalmajor Cammerer, für Altwürttemberg Rentkammervizedirektor Dünger, Regierungsrat und Kammerprokurator Otto, Rat und Leibmedikus Reuss sowie Hof- und Domänenrat Spittler, für Neuwürttemberg Hofkammervizedirektor Parrot²³.

Die vielfältigen Aufgaben konnte Cammerer unmöglich allein bewältigen. Was lag daher näher, als daß er an seinen bewährten Oberleutnant Kerner dachte und ihn zur Mitarbeit heranzog? „Er wußte das schöpferische Genie dieses jungen Mannes zu verwenden“, sagt Justinus Kerner dazu. „Unter meines Bruders spezieller Leitung kam im Jahre 1802 und 1803 das projektierte Etablissement in Ausführung . . . Von dort an sammelte sich mein Bruder im Fache der gewerblichen Technik und besonders vom Eisenhüttenwesen einen Schatz von Kenntnissen, welcher später dem Vaterlande so reiche Früchte bringen sollte.“

Als Kerner in Christophstal bei Freudenstadt eintraf, bestand das dortige Werk aus einem Hochofen und einem Hammer mit 3 Großhämmern und 6 Frischfeuern zur Herstellung von Schmiedeeisen aus dem Roheisen des Hochofens. Drei Kleinhämmer und zwei Pfannenhämmer verarbeiteten das Schmiedeeisen weiter. Seit der Übernahme des Werks in staatliche Selbstverwaltung am 1. Juni 1798 hatte sich nichts verändert, obwohl ihm in der Person des „Platzmeisters“ Friedrich August Pulvermüller²⁴ ein mit allen Arbeiten des Betriebs vertrauter Hüttenfachmann zugeteilt war, der sich in der Folge außerordentlich bewährte. Doch jetzt änderte sich das Bild: man begann mit Versuchen, besseren Stahl für Sichel und Sensen herzustellen. Sie verliefen jedoch unbefriedigend. Cammerer wie Kerner gelangten zu der Überzeugung, daß nur der aus Roheisen hergestellte Schmelz- oder Frischstahl tauglich sei, was sie vor eine ganz neue Aufgabe stellte, da man bislang nur

Zement- oder Brennstuhl verwendet hatte. Diesen gewann man durch sogenanntes Zementieren von Schmiedeeisen, indem letzteres durch tagelanges Glühen mit einem kohlenstoffhaltigen Pulver (durch Aufnahme von Kohlenstoff) in Stahl verwandelt wurde. Wollte man weiterkommen und die Herstellung von Schmelzstahl und Stahlwaren ausfindig machen, blieb nichts anderes übrig, als fremde Werke zu besuchen und deren Verfahren kennenzulernen. Kerner schickte deshalb Pulvermüller im Herbst 1803 nach Tirol, Kärnten und Steiermark, den klassischen Ländern der Eisengewinnung, und beauftragte ihn, Fachleute anzuwerben. Als dies auf beträchtlichen Widerstand stieß, bemühte sich Pulvermüller selbst, soviel wie möglich theoretische und praktische Kenntnisse an Ort und Stelle zu erwerben.

Nach seiner Rückkehr Ende November wurde sogleich mit dem Einbau der für die Stahl- und Sensenherstellung notwendigen Feuer und Hämmer in einem eigens dazu erstellten Gebäude begonnen, das den Namen „Friedrichshammer“ erhielt. Wider Erwarten trafen auch noch einige Rohstahl- und Sensenschmiede ein, denen man aufgeweckte einheimische Arbeiter zuteilte, um sie einzuarbeiten. Allein, trotz allem Bemühen gelang es nicht, aus dem vorhandenen Roheisen brauchbaren Schmelzstahl herzustellen. Versuche, Sensen daraus zu schmieden, fielen sehr schlecht aus. Kerner ließ sich dadurch nicht entmutigen, sondern beauftragte Pulvermüller, unverdrossen weitere Versuche anzustellen. Diesem war aufgefallen, daß die seit einiger Zeit mitverwendeten Erze von Neuenbürg eine besondere Wirkung auf das erblasene Roheisen und seine Verarbeitung im Frischfeuer zu Schmiedeeisen hatten. Als er eingehendere Versuche damit anstellte, kam er auf die Lösung des Problems: durch vermehrte Beigabe der Neuenbürger Erze gelang es ihm endlich im Verein mit einigen geschickten Hammerschmieden, einen brauchbaren Schmelzstahl herzustellen, der bereits im Dezember 1804 in größerer Menge zur Verfügung stand. Die aus ihm in der Stuttgarter Münze hergestellten Stempel erwiesen sich als vortrefflich, dem Stahl wurde das beste Zeugnis ausgestellt. Rasch wurde nun auch die Weiterverarbeitung zu Sensen, Sichel und Strohmessern in Angriff genommen – der Erfolg übertraf alle Erwartungen. In kurzer Zeit konnte in rastloser Arbeit der Friedrichshammer zu einem Musterbetrieb ausgebaut werden.

Kerner hatte bei den Versuchen viel gelernt und seine Kenntnisse wie schon früher durch Selbststudium und entsprechende Lektüre ausgebaut. Sein Interesse am Hüttenwesen war geweckt und sollte ihn nicht mehr loslassen. Systematisch trug er nun alles zusammen, was dazu in Beziehung stand und besuchte, wo immer es anging, Eisen- und Hüttenwerke, um sein Wissen zu vertiefen. Bald konnte er wie ein Fachmann mitsprechen und sich ein eigenes Urteil erlauben.

Aber noch durfte er sich dem neuen Beruf nicht ganz widmen, für den er eine so ausgesprochene Begabung zeigte, noch ließ ihn das Kriegshandwerk nicht los.

Offizier auf der Seite Napoleons

Im dritten Koalitionskrieg, als sich England, Österreich und Rußland gegen Frankreich verbündet hatten, versuchte Kurfürst Friedrich zunächst neutral zu bleiben. Bayern dagegen trat im August 1805 auf die Seite Napoleons und Baden Anfang September. Auch Württemberg blieb schließlich keine andere Wahl, als Napoleon am 3. Oktober im Ludwigsburger Schloß Kurfürst Friedrich

in stundenlangen Verhandlungen zum Bündnis zwang und ihm dafür die Integrität seines Landes sowie eine Gebietsvergrößerung zusicherte. Dafür hatte Württemberg über 8000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd zu stellen, was die Umgruppierung des Heeres und die Aufstellung neuer Bataillone nötig machte. Zur Artillerie kam eine Fußbatterie und eine reitende Batterie²⁵.

Kerner, am 12. September 1805 zum Stabshauptmann bei der 1. Artillerie-Fußkompanie ernannt, wurde zwar zur Truppe zurückgerufen und stand von September bis Januar im Feld, kam jedoch zu keinem nennenswerten Einsatz, da der Feldzug nach kaum drei Monaten Dauer durch den glänzenden Sieg Napoleons in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und den Frieden von Preßburg vom 26. Dezember 1805 zu Ende ging. Er brachte Friedrich große Teile der vorderösterreichischen Besitzungen, Gebiete des Deutschordens und der Johanniter, die volle Souveränität und die Königswürde ein, die er am 1. Januar 1806 feierlich annahm. Im Juli trat er wider Willen dem Rheinbund bei, was ihn im Kriegsfall verpflichtete, ein Kontingent von 12 000 Mann zu stellen.

Dieser Fall trat schon im Spätsommer des Jahres ein, als Preußen gegen Frankreich mobilmachte. Den Oberbefehl über das in aller Eile zusammengestellte württembergische Truppenaufgebot, bestehend aus 9 Bataillonen, 3 Reiterregimentern und 3 Batterien, davon eine berittene, zu 18 Geschützen erhielt Generalleutnant Freiherr v. Seckendorff. Die Artillerie befehligte Major v. Schnadows, an der Spitze der reitenden Batterie zu 8 Geschützen stand Stabshauptmann Kerner.

In Eilmärschen wurden die Truppen über Dresden an die Oder geführt, um zusammen mit bayerischen und sächsischen Einheiten von Schlesien und seinen Festungen Besitz zu ergreifen und dem gegen Rußland und die Reste der bei Jena geschlagenen preußischen Armee vorstoßenden Napoleon die rechte Flanke zu sichern. Die Aufgabe war nicht leicht, da die Festungen gut versorgt waren und tapfer verteidigt wurden. Trotzdem gelang es nach entsprechender Vorbereitung und Belagerung Glogau, Breslau, Schweidnitz, Neiße und Glatz zu erobern, wobei der Artillerie naturgemäß besondere Bedeutung zukam. Zahlenmäßig unterlegen, mußte sie durch überraschendes Feuer und häufigen Stellungswechsel den Gegner in ständiger Unruhe und in Unklarheit über ihre Stärke halten. Es war ein Auftrag ganz nach dem Herzen Kerners, der, mit Leib und Seele Soldat, die Anerkennung seiner Vorgesetzten ebenso fand wie die Achtung und Zuneigung seiner Kameraden und Untergebenen, die seinen gemütlichen und heiteren Sinn, sein freundliches und aufgeschlossenes Wesen zu schätzen wußten. Auch bei der manchmal schwierigen Zusammenarbeit mit den französischen Offizieren verstand er es, den rechten Ton anzuschlagen und sich Respekt zu verschaffen.

Während der Belagerung von Breslau bewies er am 29. Dezember 1806 erneut seinen Mut. Als es bei einem Entsatzversuch der Festung Brieg der preußischen Kavallerie im Schutze der Nacht gelang, eine Kompanie des 1. leichten Infanterie-Bataillons gefangenzunehmen, wobei ihr auch zwei Geschütze der zur Unterstützung herbeigeeilten reitenden Batterie Kerner in die Hände fielen, sammelte er seine verstreuten reitenden Artilleristen, jagte dem inzwischen zum Rückzug gezwungenen Feind nach und nahm ihm die Munitionswagen der beiden Geschütze wieder ab. Diese selbst zu retten, gelang nicht, sie kamen aber nach dem Fall von Brieg wieder in die Hände der Württemberger²⁶. Schon am 10. Dezember war Kerner zum Ritter des Militärverdienstordens ernannt worden, einer hohen Tapferkeitsauszeichnung, mit wel-

cher der Personaladel verbunden war, am 5. Januar 1807 wurde er zum Hauptmann befördert und am 17. April zum Major.

Eine weitere günstige Entwicklung ergab sich für ihn, als Generalleutnant Freiherr v. Seckendorff als Kommandeur der württembergischen Truppen abgelöst wurde und am 3. Mai 1807 an seine Stelle Generalleutnant v. Cammer trat, der es besser verstand, mit dem französischen Oberkommandierenden, General Vandamme, umzugehen und seine Übergriffe in die inneren Angelegenheiten der Truppe zurückzuweisen. Er zeigte sich auch energischer und entschlossener in der Kriegsführung als sein Vorgänger. Einer seiner ersten Entschlüsse war, seinen bewährten Mitarbeiter Kerner zum „du-jour-Major“ zu ernennen und ihn in seinen Stab zu berufen, wo er mit Aufgaben der allgemeinen Truppenführung, besonders der Artillerie, betraut wurde, also praktisch die Funktion eines Generalstabsoffiziers hatte.



Friedrich, erster König von Württemberg

Erst im Dezember 1807 traf das württembergische Truppenkontingent wieder in der Heimat ein. Noch auf dem Rückmarsch, am 9. Dezember, wurde Kerner zum Obristleutnant und Chef der 2. reitenden Batterie ernannt, deren Standort Ludwigsburg war. Hier befaßte er sich nach den Erfahrungen des Feldzugs mit einer neuartigen Konstruktion der Munitionswagen für die Artillerie, die zu einer großen Verbesserung und leichteren Beweglichkeit der Wagen führte und allgemein Anerkennung fand. Sogar Napoleon soll sie anerkannt und gewürdigt haben.

Auch auf nichtmilitärischem Gebiet erwuchs dem Oberstleutnant eine neue Aufgabe. 1806 hatte König Friedrich eine „Direktion des Straßen-, Brücken- und Wasserbaus“ ins Leben gerufen, um das veraltete Wegenetz seines Landes auszubauen und die Verkehrsverbindungen zu den neugewonnenen Landesteilen und den Nachbarstaaten zu verbessern. Präsident und Oberintendant „aller Wege, Chausseen und Brücken“ im Königreich wurde General v. Cammerer, denn in erster Linie war das Militär an guten Straßen und raschen Verbindungen interessiert. Ihm waren drei „Sous-Intendanten“ beigegeben: der Oberst und Kammerherr Graf v. Benzel-Sternau, der Oberst und Ober-Wasserbau-Inspektor Karl v. Seeger und – seit 1808 – der Oberstleutnant Karl v. Kerner. Auch hier wollte Cammerer auf den ihm unentbehrlich gewordenen Mann nicht verzichten. Worin dessen Aufgabe bestand, geht aus den Unterlagen nicht hervor, sie dürfte jedoch weithin in der Planung und Inspektion der Straßen sowie in der Beaufsichtigung der Baumaßnahmen und ihrer Durchführung gelegen haben.

Mit dem Hüttenwerk Christophstal sich näher zu befassen, scheint Kerner entweder keinen Auftrag gehabt oder keine Zeit gefunden zu haben, die Akten sagen jedenfalls nichts über eine dortige Tätigkeit während dieses Zeitraumes aus. Der 1806 zum Stahlfabrikverwalter ernannte Pulvermüller setzte die Versuche zur Verbesserung des Schmelzstahls von sich aus fort und bedurfte darin keines neuen Ansporns. Auch der Ausbau der Anlagen machte weitere Fortschritte. Die Hämmer, Pochen, Kohlenscheuern und Magazine dehnten sich, um in dem engen Tal die Wasserkraft des vom Kniebis Kommenden Forbachs zu nützen, immer weiter in Richtung Baiersbronn aus. Etwa auf halbem Wege dorthin bestand seit 1761 ein Eisenwerk, das Kurfürst Friedrich 1803 ebenfalls hatte erweitern und der Aufsicht Cammerers und Kerners unterstellen lassen. Offiziell zählte es zu den Christophstaler Werken und trug noch keinen eigenen Namen. Hier war 1804 der Friedrichshammer entstanden, hier wurde im darauffolgenden Jahr als Vorstufe für eine Waffenfabrik ein Rohrhammer sowie eine Ladstock-, Schloß- und Bajonettwerkstatt errichtet, was Friedrich dann 1808 veranlaßte, diesen Teil des Werks von Christophstal zu trennen und ihm seinen Namen zu verleihen: Friedrichstal. Verwaltungsmäßig blieben beide Hüttenwerke jedoch vorerst miteinander verbunden.

Daß Kerner von dieser Entwicklung Bescheid wußte und darüber auf dem laufenden gehalten wurde, steht außer Zweifel. Sicher war er auch an der Gründung der Ludwigsburger Gewehrfabrik im Herbst 1808 beteiligt, zu deren Leiter der Oberstleutnant v. Vischer bestellt wurde²⁷. In erster Linie scheint er aber, am 5. November 1808 zum Oberst befördert, mit der Ausbildung und Übung seiner reitenden Batterie befaßt gewesen zu sein, da sich der politische Himmel schon wieder verdunkelte und erneut Kriegsgefahr drohte.

Österreich, politisch und militärisch reorganisiert, erhob sich Anfang April 1809 in der Hoffnung auf russische, englische und preußische Hilfe erneut

gegen das in Spanien gebundene Frankreich. Doch Napoleon hatte diese Absicht rechtzeitig erkannt und seine Vorkehrungen getroffen. Schon am 15. Januar hatte er von Valladolid aus König Friedrich angewiesen, das württembergische Kontingent, nahezu 13 000 Mann, 2600 Pferde und 22 Geschütze, einsatzbereit zu halten. Als Befehlshaber war wieder der bewährte, am 2. Juli 1809 in den Freiherrnstand erhobene und zum Feldzeugmeister ernannte General v. Cammerer vorgesehen. Als sich jedoch herausstellte, daß Napoleon trotz der König Friedrich auf dem Erfurter Fürstentag gemachten gegenteiligen Versprechungen wiederum General Vandamme mit dem Oberbefehl über die württembergischen Truppen betraute, widersetzte sich Cammerer, der schlechten Erfahrungen im letzten Feldzug eingedenk, einer abermaligen Zusammenarbeit mit diesem und legte das Kommando nieder. Möglicherweise steckte dahinter eine verschleierte Opposition gegen das napoleonische Regime und die Politik König Friedrichs, denn Cammerer schied zugleich auch aus seinen zivilen Funktionen aus und wurde am 9. August 1809 mit einer lebenslänglichen Pension von 3000 fl entlassen.

Für Kerner muß das ein schwerer Schlag gewesen sein, verlor er doch seinen Protektor, der ihn zum Chef des Generalstabs vorgeschlagen hatte. Andererseits war seine Stellung gefestigt genug, als daß er eines Befürworters bedurft hätte. Seine Verdienste sprachen laut genug für ihn und bald sollte er neue Gelegenheiten bekommen, sich auszuzeichnen und zu bewähren.

Am 10. April 1809 setzten sich die Württemberger unter dem Befehl des Generalleutnants v. Neubronn in Marsch, um im Raum Ingolstadt die Verbindung zwischen den beiden französischen Flügeln aufzunehmen und den Vorstoß Erzherzog Karls auf Bayern abzufangen helfen. Schon am 20. April kam es unter den Augen Napoleons bei Abensberg zur Schlacht, bei der sie die Hauptlast des Kampfes zu tragen hatten. Es gelang ihnen dabei, den linken Flügel der Österreicher zurückzuwerfen, ein Erfolg, der gegen den weit überlegenen Gegner nur durch das vorbildliche Zusammenwirken aller Waffengattungen möglich wurde. „Besonderen Anteil daran hatte die reitende Artillerie unter Führung von Oberst Kerner, die alle Bewegungen gut und mit anerkennenswerter Raschheit durchführte²⁸.“ Lobend berichtete Vandamme am 21. April Napoleon, die Offiziere Kerner, v. Schnadows und v. Brand hätten wesentlich mit zu dem Erfolg des Tages beigetragen. Schon am nächsten Tag, dem 22. April, mußten die Württemberger in der Schlacht bei Eggmühl erneut die Hauptlast des Kampfes tragen, wobei die reitenden Batterien durch ihr den Feind niederhaltendes Feuer abermals die Voraussetzung für den siegreichen Angriff der Kavallerie schuf. Einen dritten großen Erfolg errangen die Württemberger am 17. Mai in einer mörderischen Abwehrschlacht am Brückenkopf von Linz, bei der es ihnen, ganz auf sich selbst gestellt, unter schweren Verlusten gelang, den konzentrisch geführten Angriff eines starken österreichischen Korps abzuschlagen. Generaladjutant v. Theobald berichtete darüber an König Friedrich: „Es ist die rühmlichste Affaire, welche die Truppen je bestanden haben, denn hier war eine rein württembergische Truppe, indem keine fremden Truppen daran Anteil nahmen. Selbst General Vandamme hatte die Fassung verloren und überließ die Leitung des Gefechts dem Obersten Kerner²⁹.“ Die Belohnung blieb nicht aus: am 23. Mai wurde dieser von König Friedrich zum Kommandeur des Militärverdienstordens befördert, am 2. Juni ernannte ihn Napoleon zum Mitglied und am 14. Oktober 1809 zum Offizier der französischen Ehrenlegion.

Im weiteren Verlauf des Krieges nahm das württembergische Kontingent an keinen größeren Schlachten mehr teil. Es gab nur noch Einzelexpeditionen und Gefechte mit einzelnen österreichischen Truppenteilen, die wegen der zutreffenden und klaren Anordnungen meist erfolgreich verliefen. Beim Abschluß des Waffenstillstands am 11. Juli hatten die Württemberger eine Kordonstellung an der Donau von Linz bis Wien inne, um dann die Befestigungsanlagen von Graz zu besetzen. Da hier und dort noch Widerstand aufflackerte, zögerte sich der Rückmarsch in die Heimat hinaus. Erst nach der Unterzeichnung des Friedens von Schönbrunn am 14. Oktober 1809, traf, nach einer glanzvollen Siegesparade vor Napoleon, der endgültige Marschbefehl ein.

Bergwerks- und Hüttenamtsdirektor

Fürs erste war wieder Frieden eingekehrt in Europa. Die Staaten bekamen aber jetzt erst so recht die volle Wirkung und die Folgen der riesigen militärischen Anstrengungen und der Kriegsverwüstungen zu spüren. Fast überall herrschten Not und Armut, lagen Gewerbe und Handel darnieder. So auch in dem jungen, mit seinen neuen Landesteilen noch nicht zusammengewachsenen Königreich Württemberg. Mit allen Mitteln versuchte König Friedrich, das Land emporzubringen, die Einnahmen des Staates zu heben. Dazu sollten auch die Berg-, Hütten- und Eisenwerke ihr Teil beitragen.

Sie waren nach dem Ausscheiden v. Cammerers provisorisch von den Bergräten Julius Nördlinger und August Wilhelm Mayer verwaltet worden. Ob König Friedrich schon länger daran gedacht hatte, oder erst jetzt seine Entscheidung traf: die Wahl des Nachfolgers für Cammerer fiel ihm nicht schwer, niemand kannte sich besser aus, war besser geeignet und eingearbeitet als der am 10. Januar 1810 zum Generalquartiermeister-Leutnant ernannte Karl Kerner. Am 19. Januar übertrug ihm der König die Stelle v. Cammerers als Bergwerks- und Hüttenamtsdirektor, womit die Oberaufsicht über die Werke Christophstal, Friedrichstal, Ludwigstal bei Tuttlingen, Zizenhausen bei Stockach (das dann bei einem Gebietstausch an Baden kam), Bärenthal bei Spaichingen und Harras auf dem Heuberg, die „westlichen Werke“, verbunden war. Er sollte die Direktion wie sein Vorgänger „ausschließlich und abgesondert von dem Bergwerksdepartement“ führen³⁰, was dann am 8. Juli 1811 dahin abgeändert wurde, daß Kerner unter Ernennung zum Staatsrat sowie der älteste Rat des Bergwerksdepartements, Kammerherr Ludwig Freiherr v. Herda, zu Chefs der Bergwerkssektion bestimmt wurden, wobei Kerner das Bergwerks- und Eisenfaktoreiwesen übernahm, v. Herda das Salinenwesen.

In der Zwischenzeit scheinen Kerner auch noch die „östlichen Werke“, die ehemals ellwangischen Eisen-Hammerwerke Abtsgmünd und Unterkochen, ferner Itzelberg bei Königsbronn, Heidenheim, das Schmelz- und Eisenwerk Königsbronn sowie das früher ellwangische Schmelzwerk Wasseralfingen unterstellt worden zu sein, denn auf seine Anfrage vom 3. August 1811, „ob in Zukunft alle und jede Gegenstände in Werker-Angelegenheiten zur Entscheidung dem Finanzministerium vorzulegen sind, oder ob Gegenstände höherer Art in geeigneten Fällen Euer Königlichen Majestät unmittelbar vorgelegt werden dürfen“, entschied Friedrich: „es bleibt für die Hüttenämter zu Christophs-, Friedrichs-, Ludwigs- und Brenzthal wie bisher immediate und die Königsbronner-Wasseralfinger Werke bleiben unter dem Ministerium³¹“.

Es war ein großer Vertrauensbeweis für den verdienten Offizier, der sich vor eine kaum zu bewältigende Aufgabe gestellt sah. Nur einem Mann von seiner Energie, Tatkraft und Wendigkeit konnte es gelingen, die zum größten Teil rückständigen Werke auf eine neue technische und wirtschaftliche Grundlage zu stellen. Dabei hatte er nach wie vor noch als Sous-Intendant des Straßen-, Brücken- und Wasserbauwesens die Verbesserung der Straßen und Wege im Land zu betreiben.

Doch ohne Zögern ging Kerner an die ihm gestellte Aufgabe. Am 18. März 1810 berichtete er dem König, die „Rohrschmiederei“ in Christophstal sei in gutem Fortgang, die Fabrikation der Gewehrläufe werde immer besser. Gegenwärtig würden beim Probieren statt bisher 13 nur noch 9 von 100 zerspringen. Zwar seien die Selbstkosten noch zu hoch, trotzdem werfe die Produktion genügend Gewinn ab, „daß das Geld für diesen Artikel im Land bleibt und in die Kassen Euer Königlichen Majestät fließt“ statt wie zuvor ins Ausland. Da es der Wille des Königs sei, „daß dieser Zweig der vaterländischen Industrie möglichst vervollkommnet werde, um auch durch Verschuß in das Ausland die Revenuen der Kgl. Werker zu vermehren“, ergebe sich die Notwendigkeit, „mit auswärtigen Fabriken gleiche Preise halten zu können“. Die Ursache der hohen Gesteungskosten sei die ungenügende Erfahrung der Rohrschmiede, die zuviel Eisen und Kohlen³² verbrauchten – bei einem einzigen Gewehrlauf habe man derzeit 5 Pfund Eisen Abgang, was „weit zuviel“ sei. Kerner bat daher um die Erlaubnis, den Hüttschreiber Weege in die französische Gewehrfabrik nach Mutzig bei Straßburg schicken zu dürfen, um dort „Kundschaft über die Fabrikation einzuziehen“. Man komme dort zwar schwer hinein, doch Capitaine v. Lienhardt vom Fußjäger-Bataillon Koenig sei von dort gebürtig, befinde sich daselbst in Urlaub und werde den Hüttschreiber protegieren. Zu diesem Vorschlag einer „Werkspionage“ bemerkte der König in einer Randnotiz: „wenn es ohne Aufsehn oder sich zu compromittiren geschehen kann“³³.

Ein weiteres Beispiel für Kerners klaren Blick und praktischen Sinn war sein Vorschlag vom 28. März 1810, die gemeinsame Verwaltung von Christophs- und Friedrichstal zu trennen, da die Anlagen, welche gewöhnlich auf kleinem Raum beisammenlägen über ein Gebiet von anderthalb Stunden verstreut und auf Wegen zu erreichen seien, die im Winter oft „unwandelbar“ wären. Wenn im Früh- und Spätjahr die Vorräte an Erz, Kohlen und Flußstein eingeliefert würden, kämen täglich 50–60 Fuhren auf das Werk, die alle unter der Aufsicht des Hüttenbeamten gewogen und gemessen werden müßten. Während andere „Werker“ nur eine oder zwei Kohlscheuern hätten, gebe es hier acht, „weil jeder Hammer wegen seiner separaten Lage eine eigene haben muß“. Der Hüttenverwalter müsse nicht nur die Aufsicht über weit entfernte Köhlereien führen, sondern auch die Korrespondenz mit den meisten Chalanden³⁴ des Königreichs und zudem die Verrechnung von ca. 300 000 fl Kapital vornehmen. Eine Trennung lasse sich leicht durchführen, da die Hochöfen ohnehin für die Erzeugung der Stahlkuchen und Stahlmasseln für Friedrichstal in Beschlag genommen seien und die Umwandlung des untersten Eisenhammers von Christophstal in einen Stahlhammer von Friedrichstal alle möglichen Kollisionen zwischen Beamten und Laboranten aufhebe³⁵. Diesen Argumenten verschloß sich der König nicht. Wenn auch nicht gleich, da sie eine Vermehrung des Personals erforderte, genehmigte er die Trennung der Verwaltung.

Bereits im Februar hatte Kerner in Friedrichstal beobachtet, daß der dortige Stahlhammer nur halb soviel Stahl herstellte wie Bestellungen dafür vorlagen,

so daß viele Abnehmer zurückgewiesen werden mußten. Er hatte darauf den Vorschlag gemacht, einen Eisenhammer von Christophstal als Stahlhammer für Friedrichstal zu verwenden und dazu ausführliche Pläne und Überschlüge vorgelegt. Zugleich verhandelte er mit den zuständigen Forsträten wegen der Beschaffung des nötigen Brennholzes und kritisierte den Übelstand, „daß die Eisenwerker das ihnen abgegebene Holz teurer bezahlen als Private“. Dies müsse aufhören, erklärte er, denn die allerhöchste Intention sei, daß die Eisenwerke das Holz nicht bezahlten, sondern den Betrag nur notierten, „indem beides königliche Einnahmen und königliche Kassen sind“³⁶.

Auch um den Verkauf der Eisenwaren kümmerte er sich. Als die Sensenfabrik in Friedrichstal im Frühjahr 1810 sehr wenig Bestellungen erhielt, ging er der Ursache nach und fand sie in den niederen Preisen der Waren aus Tirol und der Steiermark, die im Jahr zuvor wegen des Kriegs nicht in das Land gelangt waren, nun aber durch den Hausierhandel überall verbreitet wurden. Er schlug vor, das Hausieren abzuschaffen und „nur solchen Krämern ungestörten Handel auf Jahr- und Wochenmärkten in Städten und Dörfern zu gestatten, welche sich anheischig machen, für einen bestimmten, ihnen angewiesenen Distrikt ein bestimmtes Quantum Sensen, Sicheln und Strohmesser abzunehmen und zwar ein Quantum, welches das mutmaßliche Bedürfnis des Distrikts ist“. Er wies auf das Beispiel der Krämer-Kompanie Bippus und Cammerer aus dem Oberamt Sulz hin, die für die Kreise Rottenburg, Rottweil, Ehingen und Altdorf sowie „mit einiger Aussicht auf Hechingen und Sigmaringen“ allein für das Jahr 1810 24 000 Stück Sensen, Sicheln und Strohmesser „nach den Preis-Couranten und gegen quartalweise Bezahlung bei hinlänglicher Kautions“ übernommen hatte. Er konnte außerdem berichten, daß das Stuttgarter Handelshaus Reuss eine Bestellung von 2000 Sensen, das Handelshaus Hau Eisen und Harpprecht von 1200 Sensen, Sicheln und Strohmessern und der Handelsmann Levi zu Laupheim von 2700 Sensen gemacht hatten. Insgesamt hatte Friedrichstal bis Anfang Mai 1810 rund 40 700 Stück dieser Waren verkauft und Kerner war zuversichtlich, daß auch weiterhin gute Aussicht bestehe, da sich die Fabrikate allein schon durch ihre bessere Qualität empfehlen würden, denn der Rohstahl werde immer besser³⁷.

Im Juli 1810 konnte dann die Nachfrage nach Rohstahl nicht mehr anders befriedigt werden, als daß man 80 Zentner aus dem „Ausland“ bezog, da sonst die Messerschmiede von Tuttlingen, Balingen und Reutlingen arbeits- und damit brotlos geworden wären. Kerner bat um die Erlaubnis, den von Frankfurt oder Augsburg zu beziehenden Stahl, „wo er am wohlfeilsten zu haben“, „impostfrei“ einführen zu dürfen, da sonst der Hüttenkasse bei einer Einfuhrsteuer von 32 fl pro Zentner ein Schaden von 2500 fl entstehen würde. Sein Antrag fand wie fast immer die Billigung des Königs, der mit Kerners umsichtigen und erfolgreichen Maßnahmen so zufrieden war, daß er ihm Anfang Juni 1810 das Komturkreuz des Zivil-Verdienstordens verlieh³⁸.

Nicht nur um die Hebung der Fabrikation von Christophs- und Friedrichstal bemühte sich der Bergwerks- und Hüttendirektor, auch in Bärenthal sah er nach dem Rechten und stellte Ermittlungen an, warum sich in der dortigen Blechfabrik „Fabrikat auf Fabrikat häufe“. Als Ursache stellte er fest, daß den Kaufleuten und Chalanden das „neue vaterländische Produkt nicht hinlänglich bekannt“ war und dessen Qualität zu wünschen übrig ließ, da die „aus Sachsen bezogenen Blechschmiede das inländische Material nicht recht zu behandeln verstanden“. Sofort griff er ein und konnte schon nach kurzer Zeit eine merk-

liche Verbesserung der Qualität erreichen, was sogleich ein Ansteigen der Nachfrage zur Folge hatte: in zwei Monaten konnten 320 Zentner Blech abgesetzt werden. Ein Anlaß für Kerner, auch noch „Anstalten zu besserem merkantilschem Betrieb“ zu treffen³⁹.

Im Hammerwerk Zizenhausen fand er Vorräte an Erz und Masseisen im Wert von 33 000 fl vor, die auf Abnehmer oder weitere Verarbeitung warteten. Unverweilt ließ er sie nach Ludwigestal abführen, wo sie dringend gebraucht wurden. Auch veranlaßte er, daß der Zizenhauser Hüttenamtsverwalter Scheid und der Hüttschreiber Spindler als „vorzüglich gute Hüttsachverständige“ nach Ludwigestal versetzt wurden, da die dortigen Beamten sich als unfähig und ihrer Aufgabe nicht gewachsen erwiesen hatten⁴⁰.

Doch nicht nur in der Kontrolle der Hüttenwerke bestand Kerners Aufgabe. Er mußte auch Gutachten über einschlägige Erfindungen erstatten wie z. B. über ein Erzsieb neuer Konstruktion, dessen Einführung er empfahl⁴¹, oder geologische Erkundungsreisen zum Auffinden von Erz und namentlich der so dringend nötigen Steinkohle durchführen lassen. So beauftragte er im Dezember 1810 auf Geheiß des Königs den Bergrat Hehl damit, in der Gegend von Murrhardt und Backnang nach Steinkohle und Eisenerz zu suchen, was dann „auf den ganzen Gebirgszug, der die Täler des Kochers, der Roth und der Lein bildet“ ausgedehnt wurde. Das Ergebnis war nicht ermutigend: was man fand, war nicht abbauwürdige Braun- und Pechkohle, mit der schon private Versuche ohne Erfolg geblieben waren. Trotzdem schlug Hehl vor, die private Initiative durch freie Erteilung von Schürfscheinen, unentgeltliche Abgabe von Grubenholz auf 3–4 Jahre und Prämien für ein bestimmtes Quantum geförderter Steinkohle zu unterstützen, was auch Kerners Vorstellungen entsprach⁴².

Trotz dieser vielseitigen Tätigkeit, die ihn täglich vor neue Probleme stellte, verlor Kerner nicht die Übersicht über das Ganze. Schon wenige Monate nach Übernahme der Direktion berichtete er dem König, ihm sei aufgefallen, daß „durch die vielen Geschäfte der neuen Etablissements einige Hauptrubriken etwas weniger bearbeitet worden: die innere Administration, die Solidität der Fabrikate und der merkantilsche Betrieb“. Diese Rubriken sollten aber die Basis aller anderen Unternehmungen sein. Erst wenn sie berichtigt seien – und er werde dies mit möglichster Anstrengung betreiben und sei unaufhörlich damit beschäftigt –, könne man mit hinlänglicher Sicherheit an weitere Einrichtungen für andere, notwendige Fabrikate denken⁴³. Er wollte also als Voraussetzung für ein Aufblühen der Werke ihre Verwaltung, die Qualität der Erzeugnisse, den Vertrieb und damit ihre Wirtschaftlichkeit heben, um erst dann an eine Ausweitung und Differenzierung des Produktionsprogramms zu gehen.

Als ersten Schritt auf diesem Weg erachtete er eine bessere Ausbildung des Personals, wobei ihm offenbar zumindest für die höheren Beamten eine wissenschaftliche Ausbildung vorschwebte, wie er selbst sie an der Hohen Carlsschule erhalten hatte. „Man muß wissen“, sagte er darüber in späteren Jahren, „daß man damals in dem gelehrten Württemberg das Eisenhüttenwesen nicht zu den wissenschaftlichen Theoremen zählte, und daß man . . . eben erst anfang zu erfahren, daß es eine Literatur darüber gebe. Das Hüttenwesen wurde von Seiten der Collegien als ein Handwerk betrachtet, welches Schmelzer und Schmiede betreiben, denen ein Beamter zur Verrechnung der Löhne, zum Verkauf des Eisens, zur Polizei [d. h. zur Aufsicht], etc. vorgesetzt werden mußte und so wurden als Verwalter Rechnungsbeamte gewählt, von denen sich der eine mehr, der andere weniger, durch Länge der Zeit und aus Verschiedenheit der geistigen

Anlagen Kenntnisse im Praktischen des Hüttenwesens erworben hatte, die aber selten über die Oeconomie hinausreichten . . . Erst unter mir und durch meine Verwendung bei dem verstorbenen König wurde angefangen, besondere Leute für das Hüttenwesen theoretisch zu bilden, so gut unsere Mittel das erlauben wollten. Aber alle jungen Leute, welche man für ein Fach bestimmt, geraten nicht, sondern kaum die Hälfte, und somit konnten mit den Wohlgeratenen kaum die notwendigsten Stellen besetzt werden, nachdem unser Wesen durch die neuen Salinen eine Ausdehnung erhielt, auf welche nicht gerechnet war . . .⁴⁴ Daß es sich hierbei um kein Selbstlob handelte, beweist das Zeugnis des Finanzministers v. Herzog, der über die Entwicklung der Hüttenwerke sagte: „Die Werke waren in einem sehr unvollkommenen Zustande, an dem der Mangel an gebildeten und gewandten Beamten und die Beschränktheit der inneren Einrichtungen vorzüglich die Schuld trug. In beiden Beziehungen wurde durchgreifend geholfen. In ersterer wurde der ganze Betrieb unter die geschickte und tätige Leitung des Geheimen Rats v. Kerner gestellt, unter dessen Mitwirkung eine Auswahl tüchtiger Beamten zu Stande kam; in der zweiten Beziehung aber wurden sehr bedeutende Einrichtungen mit dem besten Erfolg ausgeführt⁴⁵.“

In der Praxis sah das so aus, daß fähige junge Leute, die sich für das Hüttenwesen eigneten und interessierten – nicht selten kamen sie aus dem Kadetteninstitut in Ludwigsburg – auf Staatskosten ausgebildet und dann auf Reisen geschickt wurden, um fremde Hüttenwerke in Deutschland und Frankreich, aber auch in England kennenzulernen. Ihrer Findigkeit blieb es dabei überlassen, hinter das oft streng gehütete Geheimnis der jüngsten technischen Erfindungen zur Winderhitzung und der Schmelzverfahren zu kommen, um sie dann in der Heimat zu erproben und womöglich noch zu verbessern. Am 22. Oktober 1811 bestimmte der König auf Kerner's Vorschlag 6 Zöglinge im „Militär-Institut“, um sie „für Bergkunde und Hüttenwesen nachzuziehen“, wofür jährlich einige 1000 fl von der Generalstaatskasse bewilligt wurden. Außerdem verfügte Friedrich, daß ein Teil des „allgemeinen Reise-Studienfonds“ für Reisen zur weiteren Ausbildung der Zöglinge reserviert wurde. Doch auch schon im Beruf stehenden jungen Beamten wurde die Möglichkeit geboten, zusätzliche Kenntnisse zu erwerben. Der Hüttschreiber Mayer z. B. erhielt die Erlaubnis, in Tübingen Vorlesungen über Chemie und Experimentalphysik zu hören, der Bergkadett gleichen Namens durfte (auf eigene Kosten) „die Werker an der Sieg und Lahn“ bereisen und der Bergkadett Wucherer „ausländische Werker“ aufsuchen⁴⁶.

Der zweiten „Rubrik“, die zu verbessern Kerner sich vorgenommen hatte, der Qualität der Erzeugnisse, maß er womöglich noch größere Bedeutung bei. Sie hing ab von den Fortschritten in der Eisen- und Stahlherstellung, der schon seine ersten Bemühungen gegolten hatten. Voraussetzung dafür war eine Modernisierung der veralteten Hochöfen, Gießereien und Hammerwerke, die nur nach und nach durchzuführen war und beträchtliche finanzielle Investitionen erforderte. Finanzminister v. Herzog bemerkte dazu: „ . . . Bey den Eisen- und Stahlwerken . . . war es darum zu thun, Fabrikationen zu begründen, wofür bis jetzt namhafte Summen dem Ausland zuflossen, die bereits eingerichtete Fabrikation aber auf den möglichen Grad von Vollkommenheit zu heben, überhaupt Einrichtungen zu machen, zu denen ein Pächter sich nicht entschließt, weil er den Erfolg nicht unmittelbar vor sich sieht, die aber auch ein Eigenthümer nicht leicht unternimmt, weil es ihm an den Geldmitteln und an den Personen für ihre Ausführung fehlt, und weil er in jedem Fall nur den

Fabrikations-Gewinn in Anschlag bringen kann, während der Staat in seinem Calcul auch den nationalwirthschaftlichen Gewinn, die Hebung des inländischen Kunstfleißes, anschlagen muß⁴⁷.“

Dies war auch die Ansicht Kerners, und er tat sein Möglichstes, den ideellen wie den materiellen Gewinn zu fördern. Am 7. Oktober 1810 konnte er dem König melden, daß „der neue Stahlhammer in Friedrichstal vollkommen im Gang“ sei und schon im September alle drei Feuer zu arbeiten angefangen hatten. Der Mechanismus des Gebläses und Räderwerks sei „auf strengste Wasser-Ökonomie berechnet und von einer durchaus neuen Konstruktion, die sonst bei keinem in- und ausländischen Werk zu finden“. Kerner erkundigte sich, welche Benennung der Hammer erhalten solle, denn nach hüttenmännischem Brauch erwarte er einen Namen, „welcher der Nachwelt seinen erhabenen Stifter verkündet“. Der Sensenhammer trage bereits den Namen Friedrichshammer, die ehemalige Stahlbrennerei hieß Friedrichshütte, ihr Name sei auf die dort etablierte Gewehrfabrik übergegangen. Die Bezeichnungen Friedrichswerk, Königshütte und Königshammer würden noch nicht existieren. Die königliche Entscheidung lautete: „Königshammer“⁴⁸.

Im März des nächsten Jahres wies Kerner erneut darauf hin, daß die Verbesserung des Eisens dringend notwendig sei und erbat Urlaub auf unbegrenzte Zeit, um in Friedrichstal neue Versuche zu unternehmen. Derzeit besitze das Werk Bärenthal das beste Eisen, danach komme Christophstal. Aber auch deren Eisen könne man nicht immer das Prädikat „gut“ erteilen. Er sei aber der „vollkommenen Überzeugung, daß der größere Teil der einheimischen Erzgattungen ein Eisen zu machen erlaubt, welches vortrefflich heißen muß und dem berühmten schwedischen Eisen vielleicht gleichkommen, wenigstens nicht viel nachgeben sollte“. Schon wegen der Gewehrfabrik und Klingenschmiede lohne es sich, neue Versuche zu machen. Zwar sei man jetzt mit den Gewehrläufen zufrieden, aber für Schloßbleche, Hahnen und Schrauben erweise sich das Eisen als zu spröde. Die auf den Werken übliche Frischmethode müsse dazu beträchtlich verbessert werden, was ohne Zweifel möglich sei. Längst schon habe er das vorgehabt, es aber nicht früher beantragen können, „weil ich dafürhalte, daß man bei einem Versuch nur mittelst Anwendung der Stahlschmiede zu einem glücklichen Resultat gelangen wird, indem diese nunmehr mit mehr Kopf und Nachdenken zu arbeiten wissen als die Eisenschmiede, da erstere die große Einwirkung der Luft und des Gebläses auf ihr Feuer – was sogar allein den Unterschied zwischen Eisen und Stahl bewirkt – kennengelernt haben, wovon letztere nicht so gut unterrichtet sind und größtenteils nur ganz mechanisch arbeiten, erstere aber konnte ich bisher ohne Nachteil in ihrer Arbeit nicht unterbrechen, bis dem Mangel an Stahl größtenteils abgeholfen war“. Auf den Rand des Gesuchs schrieb König Friedrich: „recht gerne erlaube es; da ich im Lauf des Sommers selbst diese Werke besuchen werde, so wird es mir lieb sein, die Resultate der Proben alsdann sehen zu können“⁴⁹.“ Auch seinen Sohn, den Kronprinzen Wilhelm, schickte er zu Kerner nach Christophs- und Friedrichstal, wo er am 19. März 1811 „bei dem Auslaß des Hochofens auf dem Königs- und Friedrichshammer bis 7 Uhr abends anwesend gewesen, sämtlichen Werken und Einrichtungen Beifall spendet und alle Arbeiten mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet“⁵⁰.“

Ende März konnte Kerner als Ergebnis seiner Versuche berichten, daß man mit der bisher üblichen Frischmethode in Christophstal zwar gutes Eisen für den allgemeinen Gebrauch herzustellen vermöge, Versuche mit der Stahl-

schmiede in Friedrichstal aber gezeigt hätten, daß die Frischmethode noch sehr zu verbessern sei. Man hatte herausgefunden, daß eine wesentlich größere Neigung der Gebläse gegen das Feuer als bisher „im Schmelzen des Roheisens und im Aufschaffen desselben zu einer Lupe einen so großen Unterschied ausmacht, daß selbst der beste Eisenhammerschmied einige Zeit daran zu lernen hat, wobei der Stahlschmied sein Lehrer sein muß“. Kerner hatte darauf ein Großfeuer in Christophstal nach dieser Methode ausschließlich für die Gewehrfabrik und zugleich als Musterfeuer bestimmt, „bei dem die Meister der übrigen Feuer successive unterrichtet werden sollen“. Er konnte ferner melden, daß durch den Königshammer die jährliche Stahlerzeugung um 1000 Zentner gestiegen war, dennoch aber kein Vorrat vorhanden sei, da aller Stahl sogleich verkauft werde, zum Teil sogar ins Ausland wie nach Colmar und in die Schweiz⁵¹. König Friedrich war über Keners „eifrige Nachforschungen sehr zufrieden“ und empfahl, „solche fortzusetzen und auf möglichste Verbesserung des Eisens hinzuarbeiten“.

Nicht nur der Stahl war in Württemberg knapp geworden, auch das auf den Hütten im Brenz- und Kochertal erzeugte Zaineisen, dünne Eisenstangen, die zu Nägeln oder Drähten verarbeitet wurden. Eine Beschwerde der Nagelschmiede in Stuttgart über diesen Mangel hatte zur Folge, daß die Hüttenverwaltungen angewiesen wurden, soviel Zaineisen wie möglich zu produzieren und keines mehr außer Landes zu verkaufen. Als Grund für die Knappheit wurde angegeben: der Verlust des an Baden gefallenen Zizenhausen und der Ausfall des in Christophstal zur Stahlfabrikation herangezogenen Eisenhammers. In aller Eile kaufte man eine Mühle bei Unterkochen, um sie für die Herstellung von Zaineisen einzurichten⁵².

Eine neue Schwierigkeit ergab sich, als in der Nacht vom 9. auf 10. Mai 1811 die Werkstatt für die Bajonett-, Klingen-, Ladstock- und Schloßschmiede in der einstigen, 120 Jahre alten Silberschmelze von Christophstal abbrannte und der Betrieb provisorisch nach Freudenstadt verlegt werden mußte. Kerner war sofort zur Stelle und ermittelte, daß der Schaden durch die Brandversicherung nahezu gedeckt und mit Ausnahme von 4 Blasbälgen das meiste Werkzeug gerettet worden war. Er nahm die Gelegenheit wahr, dem König einen allgemeinen „Bericht über die Lage der Eisenwerker“ zu erstatten und dabei entsprechende Anträge auf Verbesserung zu stellen. Er schlug vor, den Hüttenamtsverwalter Pulvermüller durch die Anstellung eines eigenen Rechners und Kassiers zu entlasten, um ihn ausschließlich „zum Technischen bei der Fabrik zu gebrauchen“, die Ausfuhr von Roheisen bei Strafe der Konfiskation der Ware zu verbieten, die Ludwigsburger Gewehrfabrik ganz nach Christophstal zu verlegen, den dortigen untauglichen Großhammer zu „cassiren“ und durch einen neuen, für die Gewehrfabrik bestimmten, zu ersetzen, das Oberforstamt Freudenstadt nach Alpirsbach zu verlegen und in dem freiwerdenden Gebäude die Arbeiter der abgebrannten Schmiede unterzubringen, die Eisenpreise in den Brenz- und Kochertalwerken zu erhöhen, um sie den bei den übrigen Werken anzugleichen, für den Ausbau der Werke im Schwarzwald 70 000 fl zur Verfügung zu stellen und den Hüttenamtsverwaltungen Christophs- und Ludwigs- tal den Ankauf ausländischen Eisens nach Maßgabe des jeweiligen Bedarfs zu bewilligen. Alle diese Anträge wurden vom König genehmigt, lediglich der Errichtung eines Hochofens in Neuenbürg stimmte er nicht zu: dieser Gegenstand sollte „erst nach vollbrachter Ausführung der obigen Vorschläge wieder in Anregung gebracht werden“⁵³.

Deutlich zeigt sich hier die enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen dem König und Kerner, dessen bedingungslose Hingabe an seinen Auftrag den Monarchen ebenso zufriedenstellte wie Kerners feste und zuversichtliche Überzeugung, die Hüttenwerke „in Flor“ bringen und ihre Rentabilität von Jahr zu Jahr steigern zu können. Eine „Übersicht des jährlichen Ertrages der Eisenwerker zu Christophs- und Friedrichstal von Georgii 1801 bis Georgii 1813“ bestätigte im großen und ganzen seinen Optimismus, obwohl Schwankungen und Rückschläge unvermeidlich waren. Hatte sich der Ertrag 1803/04 auf 16 524 fl belaufen, so war er 1804/05 auf 12 138 fl gesunken, um 1805/06 auf 25 655 fl, 1806/07 auf 34 815 fl, 1807/08 auf 41 955 fl, 1808/09 auf 49 489 fl, 1809/10 auf 51 768 fl und 1810/11 sogar auf 61 614 fl zu steigen. Dann allerdings gab es im Zusammenhang mit den Versuchen und Reformen einen Rückgang auf 45 442 fl im Jahr 1811/12, der aber schon im folgenden Jahr mit 51 429 fl wieder überwunden werden konnte⁵⁴.

Einen neuen Beweis seines Vertrauens gab Friedrich seinem Bergwerks- und Hüttendirektor, als er sich Ende Juli 1811 entschloß, die Gewehrfabrik von Christophstal in das leerstehende, bisher als Kaserne genützte Augustinerkloster nach Oberndorf a. N. zu verlegen: wieder wurde Kerner mit der Planung und Durchführung dieses Vorhabens betraut. Er unterzog sich der Aufgabe mit solcher Energie – die von ihm selbst gefertigten Berechnungen und Zeichnungen für die Fabrikationsräume und Wasserräder haben sich erhalten –, daß schon 1812 die Fabrikation der Gewehre aufgenommen werden konnte. Sein militärisch strenges Vorgehen führte allerdings wiederholt zu Reibungen mit den örtlichen Behörden, die ihm deswegen Eigenmächtigkeit und Amtsmaßlösung vorwarfen, aber das kümmerte ihn wenig. Unangenehmer war es, daß durch den Bau eines Hammerwerks und das damit verbundene Wasserbauwesen die veranschlagten Kosten weit überschritten wurden, so daß sich König Friedrich veranlaßt sah, eine Untersuchungskommission einzusetzen. Kerner war davon nicht betroffen, er mußte nur zu dem Ergebnis der Untersuchung Stellung nehmen, da er allein genügende Auskunft geben konnte⁵⁵.

Daß Kerner bei diesem Engagement und seiner rastlosen Tätigkeit noch Zeit für sein Privatleben fand, nimmt geradezu wunder. Doch am 12. März 1810 verheiratete er sich mit der Witwe des 1805 verstorbenen Amtsnachfolgers seines Vaters, Christiane Volz (1766–1846) die er in der Ludwigsburger Oberamtei kennen- und schätzengelernet hatte und deren gemütliches Heim ihm seit seiner militärischen Ausbildungszeit vertraut war. Sie war eine Tochter des wohlhabenden Stuttgarter Apothekers und Bürgermeisters Johann Christoph Wekherlin und seiner Ehefrau Margarete Christiane Andreae. Da ihr Vater schon verstorben war, zogen die Neuvermählten in das Stuttgarter Haus der Familie. Frau Christiane war 9 Jahre älter als Kerner und brachte drei erwachsene Kinder mit in die Ehe. Nach dem Bericht Tony Schumachers, ihrer Enkelin, fesselte sie ihn „durch ihren festen, praktischen Sinn, ihr heiteres Gemüt und ihren großen Verstand und ergänzte seine Art in manchem“. Er selbst hat einmal die Art und Weise, wie er zu seiner Frau fand, mit folgenden Worten beschrieben: „Es ist die Meinung aller jungen Leute bei ihrer ersten Liebe, eine andere nie so lieben zu können wie diese. Ich glaubte dieses einstens bei meiner ersten Liebschaft auch, als ich aber zur zweiten kam, konnte ich meine Verblendung bei der ersten nicht begreifen und so ging das über ein halb Dutzend hinauf, bis ich endlich meine Frau kennenlernte, an der ich hängen blieb und noch herzlich an ihr hänge⁵⁶.“

Als Kerner dann am 16. Dezember 1810 eine Tochter geboren wurde, die den Namen Karoline (Lina) erhielt, war er überglücklich, obwohl er sich einen Sohn erhofft hatte. Ihr gehörte seine ganze Liebe, doch fand er auch zu den Kindern aus der ersten Ehe seiner Frau ein nahes und herzliches Verhältnis. Sein ausgeprägter Familiensinn ließ ihn auch Zeit finden, viele Jahre lang täglich Briefe mit seinem Bruder Justinus zu tauschen, der ihm von den Geschwistern am nächsten stand und dem er lange Zeit den Vater ersetzte.

Schon bald nach seiner Vermählung war Kerner wieder zu den „Werkern“ unterwegs, so daß ihn seine Frau oft entbehren mußte. Immer häufiger hatte er sich jetzt auch mit den Brenz- und Kochertalwerken näher zu befassen, was seine längere Anwesenheit dort erforderte. Am 15. Oktober 1811 konnte er einen umfassenden Bericht über deren Zustand erstatten mit dem Ergebnis, daß der König auch hier „alle vorgeschlagenen technischen und sonstigen Verbesserungen und Abänderungen auf den Werkern zu Heidenheim, Königsbronn, Unterkochen und Wasseralfingen durchgängig genehmigte“. Auffallend war, daß Kerner ein grundsätzliches Revirement in der Stellenbesetzung anstrebte, das sich vom Hüttenamtsverweser bis zu den Lehm- und Sandgießern erstreckte⁵⁷. Offenbar hatte er Mißstände entdeckt, die er auf diesem Wege beseitigen wollte. Beim Hüttenwerk Unterkochen ließ er die Groß- in eine Kleinschmiede umändern und auf dem unteren Werk wurde „ein weit stärkerer Betrieb angeordnet und eine Verfrischungsart eingeführt, wodurch auf dem unteren Werk allein ebensoviel Eisen als vorher auf beiden Werkern gefertigt wird“⁵⁸.

Von weittragender Bedeutung sollten Kerners Vorschläge zur Einrichtung einer Hauptgießerei in Wasseralfingen werden, weil damit der Grund gelegt wurde für das rasche Aufblühen des damals noch kleinen Hochofenwerks, in dem neben Masseleisen für die Hammerwerke Unterkochen und Abtsgmünd nur einfache Gußstücke, meist Ofenplatten, gefertigt wurden. Nicht nur einen Zuflußkanal zum Schmelzwerk und eine verbesserte Einrichtung des Gebläses forderte er, sondern auch eine Verlegung des Pochwerks an einen geeigneteren Platz (täglich mußten 30 Tagelöhner angestellt werden, um Erz und Flußspat von Hand kleinzuklopfen), die Errichtung eines Schleifwerks und eine Vergrößerung des Hochofens, um mehr Gußware zu erzeugen. Auch hierfür fand er die Zustimmung des Königs.

Nicht minder weittragend war sein ebenfalls genehmigter Vorschlag, den provisorischen Hüttenamtsverweser Wilhelm v. Faber du Faur (1786–1855) definitiv in Wasseralfingen anzustellen, hatte er doch mit sicherem Blick dessen hervorragende Begabung für das Hüttenwesen und seine Fähigkeit erkannt, die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse auf die Praxis anzuwenden. Er sollte einer von Kerners wichtigsten Mitarbeitern werden⁵⁹.

Als diese Vorschläge entschieden und in die Tat umgesetzt wurden, wollte Kerner schon längst nicht mehr in der Heimat. Wieder hatte er die erfolgreiche Bautätigkeit mit dem Kriegshandwerk vertauschen und dem Geheiß Napoleons folgen müssen, der Rußland in die Knie zwingen wollte und von den Fürsten des Rheinbunds erneut starke Truppenkontingente forderte.

Der russische Feldzug und seine Folgen

Im Frieden von Tilsit, Juli 1807, war Rußland der von Napoleon gegen seinen Todfeind England verhängten Kontinentalsperre beigetreten, hatte sie aber dann sehr lasch durchgeführt, was den Unwillen des französischen Kaisers er-

rechte. Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse verändert: Rußland war mit Schweden ein Bündnis eingegangen und hatte in der Sorge, Napoleon könne eine Wiederherstellung des geteilten Polen anstreben, Frieden mit der Türkei und England geschlossen. Das war für Napoleon Grund genug, Rußland den Krieg zu erklären.

In den Monaten März bis Mai 1812 erfolgte der Aufmarsch der Großen Armee zwischen Lemberg und der Ostsee, zu der Württemberg an die 16000 Mann, 3500 Pferde und 32 Geschütze stellen mußte. Den Oberbefehl über die württembergischen Truppen hatte Kronprinz Wilhelm. Sie sammelten sich schon Ende Februar im Raum von Heilbronn, um dann in langen Märschen über Leipzig die Oder zu erreichen und in Ostpreußen Stellung zu beziehen. Schon hier traten ernste Versorgungsschwierigkeiten auf, auch litten die Truppen unter den strapaziösen Märschen bei glühender Hitze und unzulänglicher Unterbringung – ein Vorgeschmack dessen, was sie in den Weiten Rußlands erwartete.

Kerner, schon am 6. November 1811 zum Generalmajor ernannt, war am 11. Februar 1812 angewiesen worden, Vorschläge zu machen, wer in seiner Abwesenheit die Aufsicht und Leitung der Gewehrfabrik Oberndorf, der Eisenwerke Friedrichs- und Ludwigstal sowie der „oberen und unteren Werker“ in technischer Hinsicht, namentlich im Wasserbau, übernehmen könne. Er hatte Sektionschef v. Herda für die Gewehrfabrik und die Eisenwerke benannt, Generalleutnant v. Phull für das Technische der Gewehrfabrik und Generalmajor Staatsrat v. Seeger für das gesamte Wasserbauwesen, dabei aber Bedenken geäußert, daß beim „Oberndorfer Etablissement“ hie und da Stockungen eintreten könnten. Davon wollte König Friedrich jedoch nichts wissen: angesichts des bevorstehenden Kriegs durfte die Gewehrfabrikation keinerlei Unterbrechungen erfahren. Er dekretierte daher: „Der Generalmajor v. Kerner hat selbst wenn der Abmarsch des kgl. Armeekorps schon bestimmt ist, noch 3-4 Wochen hinlänglich Zeit, um dem Corps nachzuziehen und noch gehörig an Ort und Stelle einzutreffen, wo erst seine Funktionen als Chef des Generalstabs anfangen. Diese Zeit hat derselbe zu benützen, um die unumgänglich erforderlichen Anordnungen zu treffen, damit man des ordnungsgemäßen Gangs sämtlicher Fabriken und Werker ohne alle Gefahr einer Stockung gewiß sein könne.“ Er befahl, die von Kerner vorgeschlagenen Vertreter sowie Oberintendant Generalleutnant Graf von Dillen und Staatssekretär v. Vellnagel sollten zusammenkommen, um von Kerner über die Gründe seiner Besorgnisse und die Mittel, ihnen zu begegnen, unterrichtet zu werden sowie die von ihm verfaßten Instruktionen zu besprechen „und das Ganze womöglich dergestalt in das Reine zu bringen, daß während seiner Abwesenheit für alles hinlängliche Fürsorge getroffen sein möge“⁶⁰. Über die Besprechung wurde am 26. Februar ein Protokoll abgefaßt, das die Besorgnisse des Königs zu zerstreuen versuchte. Am Schluß bat Kerner „um die Erlaubnis, zum kgl. Armeekorps abreisen zu dürfen“.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung Napoleons an Rußland am 22. Juni 1812 begann die Große Armee ihren Vormarsch, wobei die Württemberger zunächst die Nachhut des von Marschall Ney geführten Korps bildeten. Erst spät, nach unendlichen Märschen voller Strapazen und Entbehrungen, kam es zur Berührung mit dem Feind, der die Weite des Landes geschickt ausnützte, ständig die Truppe beunruhigte, größeren Gefechten aber auswich und so eine wirkungsvolle Ermüdungsstrategie verfolgte. Tag und Nacht mußten die vom

Marsch erschöpften Württemberger militärische Maßnahmen treffen, um Überraschungsangriffen vorzubeugen, wobei der im März 1812 zum Generalquartiermeister ernannte Kerner wie stets eine unermüdliche Tätigkeit entfaltete und sich alle Mühe gab, den Soldaten ihre mißliche Lage zu erleichtern. Tagsüber hatten sie bei tropischer Hitze bis zu 50 Kilometer zurückzulegen, ohne ihren Durst stillen zu können, denn die Brunnen waren zugeschüttet oder verunreinigt, und während der kalten Nächte fanden sie weder Holz noch Stroh, da die vorausmarschierenden Truppen schon alles für sich beschlagnahmt hatten. Die Zusammenarbeit mit den Franzosen war schlecht; sogar Kerner, der im allgemeinen gut mit ihnen auskam, beklagte sich bitter über ihr rücksichtsloses Verhalten, als er bei General Fournier, bei dem er wegen der schlechten Versorgung vorstellig wurde, auf taube Ohren stieß⁶¹. Die Zahl der Kranken nahm beängstigend zu, Selbstmorde waren keine Seltenheit, da viele Soldaten die unmenschlichen Anstrengungen nicht länger aushielten. Auch Kronprinz Wilhelm erkrankte schwer an der Ruhr und mußte in das Spital nach Wilna zurückgebracht werden. Den Oberbefehl übernahm an seiner Stelle Generalleutnant Graf von Scheler.

Vor Smolensk kam es endlich zur Schlacht, von der man hoffte, daß sie die Entscheidung bringen werde. Ohne Schonung wurden die württembergischen Truppen an allen Brennpunkten eingesetzt. Sie kämpften mit beispielloser Tapferkeit, hielten die eroberten Stellungen gegen den überlegenen Gegner und drangen schließlich in die zäh verteidigte Stadt ein, doch konnten sich die Russen rechtzeitig der Umklammerung und Gefangennahme entziehen. Es blieb nichts anderes übrig, als den Vormarsch fortzusetzen und den auf Moskau zurückflutenden Gegner zu verfolgen, was Kerner als Chef des Generalstabs vor stets neue und immer schwierigere Situationen stellte, da die Ausfälle bei Offizieren und Mannschaften rapide zunahmen. In der Nähe von Borodino, 100 Kilometer vor Moskau, kam es nochmals zu einer blutigen Schlacht, in der die Württemberger entscheidend eingriffen, die wankende Front zum Stehen brachten und die angreifenden Russen schließlich in die Flucht schlagen konnten. Der Blutzoll, den sie dafür bringen mußten, war hoch. Sogar Generalleutnant von Scheler wurde von einer Kugel am Hals verwundet; auch Kerner traf eine Kartätschenkugel, ohne ihn jedoch ernstlich zu verletzen. Die verlustreiche „Schlacht an der Moskwa“ – sie kostete Napoleon nahezu 30 000 Mann – war wieder unentschieden ausgegangen. Abermals konnten sich die Russen, zwar angeschlagen, aber nicht geschlagen, zurückziehen. Sie gaben dabei Moskau preis, wo am 14. September die ersten Württemberger einzogen. Sie fanden eine trostlose Trümmerstätte vor, da die menschenleere Stadt entweder von den abziehenden Russen angezündet oder von plündernden Soldaten fahrlässig in Brand gesteckt worden war.

Napoleons Hoffnung, Zar Alexander werde nun zum Frieden bereit sein, erwies sich als trügerisch. Volle vier Wochen zögerte der Kaiser, bis er sich zum Rückzug entschloß, der dann in der eisigen Kälte des früh hereinbrechenden Winters zur Katastrophe der von den Russen pausenlos verfolgten Reste der einstigen „Großen Armee“ führte. Auch hier verlor Kerner nicht seinen besonnenen Mut. Er bemühte sich, den kläglichen Rest der württembergischen Truppen so gut es ging auf den nahezu unpassierbar gewordenen Wegen nach dem rettenden Wilna zu bringen und bei einiger Disziplin zu halten. Dabei erkrankte auch er. Trotzdem soll er sich als letzter württembergischer Offizier auf dem Pferd gehalten haben.

Am 8. Dezember wurde Wilna erreicht; schon in den nächsten Tagen zeigten sich die ersten russischen Kavalleriespitzen vor den Toren der Stadt. Im Sammelager von Hohensalza südwestlich Thorn fanden sich dann die Reste des württembergischen Kontingents zusammen: 25 Offiziere und 325 Mann, die am 12. Januar 1813 den Rückmarsch in die Heimat antraten. Kerner war ihnen auf Befehl von Schelers vorausgeeilt, um dem König mündlich Bericht zu erstatten. Dieser hatte schon zuvor seine neuen Leistungen und Verdienste belohnt: am 17. September 1812 war Kerner zum Kommandeur (Komtur) des Militär-Verdienstordens 1. Klasse ernannt und am 24. Oktober in den Freiherrenstand erhoben worden. Am 6. November erhielt er auch noch das Großkreuz des Zivil-Verdienstordens und am 29. Dezember bedankte er sich wie auch schon früher für ein Geldgeschenk des Königs, dem bekannt war, daß Kerner von Haus aus nicht mit Glücksgütern gesegnet war.

An eine alsbaldige Wiederaufnahme seiner Tätigkeit war vorerst nicht zu denken. Zu sehr hatten die fürchterlichen Anstrengungen und Entbehrungen des Feldzugs und besonders des katastrophalen Rückmarsches von Moskau an seiner Gesundheit gezehrt. Der Typhus, den er sich dabei geholt hatte, kam nun erst recht zum Ausbruch und fesselte ihn wochenlang ans Krankenzimmer. Nur langsam fand er in Wildbad Erholung. Es wurde ihm klar, daß er zum aktiven Militärdienst nicht mehr taugte.

Dem trug auch König Friedrich Rechnung. Am 28. März 1813 unterzeichnete er die von ihm eigenhändig redigierte „Bekanntmachung“: „Liebe Getreue! Nachdem Wir den Generalmajor und Generalquartiermeister-Lieutenant von Kerner auf die Uns geschehene Anzeige, daß er nicht mehr auf das Pferd zu steigen vermöge und daher wenigstens auf längere Zeit zu Militärdiensten untüchtig sey, davon gnädigst dispensirt haben, so ernennen Wir denselben andurch zum Director der Section der Berg-, Hütten- und Eisenwerke im ganzen Königreich und erteilen demselben als Staatsrat und Director neben seiner Ordenspension von 800 fl einen Gehalt von 25 000 fl, zwei Pferdsrationen und 18 Meß Holz und statt seiner Diäten eine Entschädigung von jährlich 500 fl, wornach Allem Unser Finanzminister das Weitere zu besorgen hat⁶².“ Damit endete Kerners militärische Laufbahn, in der er sich so bewährt und ausgezeichnet und die ihn zu den höchsten Kommandostellen im Heer geführt hatte. Zugleich nahm er aber seine nicht minder erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiet des Hüttenwesens wieder auf, der er sich von nun an ausschließlich widmen konnte.

Es fiel ihm sicher nicht leicht, dem selbstgewählten Beruf zu entsagen, doch fand er in der Leitung der staatlichen Hütten- und Eisenwerke einen vollwertigen Ersatz. Daß dies seine Überzeugung war, zeigt folgende Äußerung aus späterer Zeit: „Daß der Soldatenstand ein vortreffliches Bildungsmittel für den Menschen ist, wer möchte dies leugnen? Ich am wenigsten! Hätte ich einen Sohn erhalten, so wäre er sicher dem Militär bestimmt worden, und wenn ich dabei auch nicht sowohl seine Bildung für den Broterwerb als nur für den Menschen im Auge gehabt hätte . . . Aber schon in meinen jüngeren Jahren wandelte mich ein Grausen . . . vor dem Gedanken an, einstens vielleicht ein alter Stadtkommandant werden zu müssen. Da ich aber Kenntnis genug erlangt hatte, wie ein Römer dienen zu können, nämlich in bello et pace, so wurde ich frühzeitig auf doppelte Art auch benützt, wodurch ich dieser Gefahr entgangen bin . . . Mein jetziges spießbürgerliches Leben, so gering auch meine Wirkung in demselben gegen meine frühere in den großen Angelegenheiten der Welt ist,

ist doch noch zehnmal produktiver als das meiner vormaligen Waffengeführten, mit denen ich um keinen Preis tauschen möchte, da mich ein Verhältnis wie das ihre wahnsinnig machen würde . . .⁶³ Kerner hat sich also nicht nur mit seinem Zivilberuf abgefunden, er war sogar froh darüber, in ihm produktiv tätig sein zu können, während seine Kriegskameraden in Friedenszeiten kaum einer anderen sinnvollen Arbeit nachgehen konnten als dem öden Kasernendienst.

Noch eine andere Äußerung Kerners aus späterer Zeit wirft ein bezeichnendes Licht auf seine Einstellung zum Kriegshandwerk wie auf seinen Charakter: „Ich diente früher direkt unter den Befehlen und Augen meines Königs und unter den Augen großer Feldherren, ich wurde mit Lob Ehrenzeichen und Würden überhäuft, die mir kein so mächtiges Vehikel wurden, daß ich alle Kräfte aufgeboten hätte und weder Mühe noch Gefahr scheute, um mir keinen Tadel zuzuziehen, wenn ich nicht meinem eigenen Pflichtgefühl zu satisfacieren gesucht hätte. Ich betrachtete daher mehr als das letztere das erstere [als] Motto meines Tuns und den genährten Ehrgeiz – der mir auch wohlgetan hat – als ein Anerkenntnis, das zwar dazu beitragen mochte, mir meine Pflicht leichter und angenehmer zu machen, aber nicht, sie mir zu weiten oder zu erhalten . . .⁶⁴“ Kerner gehörte nicht zu den Offizieren, die der Ehrgeiz zur Tat anspornte, er suchte in erster Linie seinem Pflichtgefühl zu folgen und sein gutes Gewissen als Richtschnur zu nehmen.

Vom Direktor der Sektion der Berg-, Hütten- und Eisenwerke zum Innenminister

Kerners Pflichtgefühl bewog ihn auch, sobald es seine Kräfte erlaubten, die unterbrochene Aufbauarbeit fortzusetzen. Schon vom Krankenbett aus scheint er sich wieder eingeschaltet zu haben, um die steuerfreie Einfuhr von 500 Zentnern Suhlaer Blech für die Salzsiedepfannen von Schwäbisch Hall zu beantragen. König Friedrich war damit einverstanden, verlangte aber, daß Vorsichtsmaßnahmen getroffen wurden, um eine anderweitige Verwendung des Blechs zu verhindern⁶⁵. In Abtsgmünd begann man im Frühjahr 1813 mit dem Bau eines Laborantenhauses, da drei Laboranten von Königsbronn nach dort versetzt wurden, um dem noch immer bestehenden Mangel an Zaineisen abzuhelfen. Der Zainhammer arbeitete Tag und Nacht. Auch in Oberndorf wurde das Bauwesen für die Gewehrfabrik planmäßig fortgesetzt.

Alles schien in bestem Gang zu sein, der Aufschwung seinen Fortgang zu nehmen, als Finanzminister Graf von Mandelsloh (1760–1827) am 8. Juli 1813 berichtete, daß sich die Eisenvorräte in Königsbronn, Unterkochen und Abtsgmünd sehr vermehrt hätten und mehr als 10 000 Zentner betragen würden. Aussichten, sie im Königreich abzusetzen, beständen keine. Statt des im Finanzetat 1812/13 angenommenen Ertrags von 100 000 fl hätten nur 65 159 fl in bar zur Staatskasse geliefert werden können. Er beantragte daher, den Eisenverkauf ins Ausland wieder zu genehmigen und dazu den Preis um 1 bis 1 fl 15 Kreuzer je Zentner zu senken, um die zu erwartende ausländische Einfuhrsteuer aufzufangen. Diese Maßnahme hatte dann aber nicht den gewünschten Erfolg, da Bayern als das Land, wohin am meisten ausgeführt wurde, die Einfuhrsteuer auf 2 fl je Zentner erhöhte. Zu Georgii (23. April) 1814 belief sich daher der Eisenvorrat bereits auf 13 498 Zentner im Wert von rund 157 000 fl; die Staatskasse hatte bis dahin von allen Eisenwerken nur 9760 fl eingenommen⁶⁶.

Schuld an dem stockenden Absatz war nach Meinung des Finanzministers die „Erschöpfung der Untertanen durch die Zeitumstände“. Damit meinte er den Fortgang des Krieges zwischen Frankreich und Rußland, den durch die Erhebung Preußens und den Beitritt Österreichs neu aufgeflammten Befreiungskrieg gegen Napoleon. Noch stand Württemberg auf der Seite Frankreichs und mußte neue schwere Opfer an Gut und Blut bringen, bis sich König Friedrich nach der Völkerschlacht von Leipzig vom 16.–19. Oktober 1813 entschloß, aus dem Rheinbund auszutreten und sich den Verbündeten anzuschließen. Die Folge war, daß Württemberg weitere Truppen, diesmal gegen den französischen Kaiser, zu stellen hatte, die sich im Frühjahr 1814 auf dem Vormarsch nach Paris unter Kronprinz Wilhelm erneut auszeichneten. Die Reserven an ausgebildeten Mannschaften und Offizieren waren so geschrumpft, daß man im Mai 1814 sogar Feldzeugmeister von Cammerer reaktivierte und zum Generalinspekteur der Artillerie ernannte. Nach dem Pariser Frieden vom 30. Mai war Württemberg so ausgeblutet, die Bevölkerung so verarmt, daß in vielen Oberämtern die Steuerzahlung fast ganz stockte. Selbst finanziell sonst gutgestellte Oberämter wie das Ludwigsburger waren nicht mehr in der Lage, die auf Steuergelder ausgestellten Anweisungen für das Militär zu bezahlen. Sie meldeten, daß ihnen keine Exekutionsmittel mehr zu Gebot stünden, da die Steuerschuldner den ausgeschickten Pressern nicht einmal mehr das Preßgeld bezahlen konnten.

Im Dezember 1813 waren die Gießereien von Königsbronn, Wasseralfingen, Unterkochen und Abtsgmünd angewiesen worden, nur noch Eisenmunition zu gießen, die durch den Krieg knapp geworden war, und Staatsrat v. Kerner hatte an Ort und Stelle darüber gewacht, daß der Befehl des Königs prompt ausgeführt wurde. Jetzt erhielt er den Auftrag, genaue Übersichten über Produktion, Verkauf und Ertrag in Christophs- und Friedrichstal anfertigen zu lassen, weil man offenbar im Finanzdepartement Überlegungen anstellte, die dortige Fabrikation stark zu drosseln, da sie weniger rentabel war als die auf den Brenz- und Kochertalwerken⁶⁷. Tatsächlich läßt sich etwa seit dieser Zeit eine Verlagerung des Schwergewichts der Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung nach dort feststellen, wenn auch Christophs- und namentlich Friedrichstal weiterhin betrieben und noch ausgebaut wurden.

Zunächst trat man aber auf der Stelle: man schränkte die Produktion auf allen Werken ein und versuchte, die Eisenvorräte abzubauen. Graf von Mandelsloh schlug vor, den Preis des Grobeisens von 12 fl 30 xr je Zentner für die Abnehmer von 100 Zentnern versuchsweise während der Monate Juli–September bei Königsbronn und Unterkochen auf 12 fl und bei dem entlegenen Abtsgmünd um 45 xr auf 11 fl 45 xr zu senken. Der Selbstkostenpreis belief sich in Königsbronn auf 10 fl 33 xr 2 h, in Unterkochen auf 9 fl 58 xr 4 h und in Abtsgmünd auf 10 fl 4 xr 1 h. König Friedrich war mit dem Vorschlag einverstanden: nach Verfluß der drei Monate mußte sich zeigen, ob die Maßnahme erfolgreich war, oder ob neue Überlegungen anzustellen waren.

Kerner, der jetzt nicht mehr unmittelbar dem König berichtete, sondern den Dienstweg über das Finanzdepartement einhielt, ließ sich von der Stagnation des Absatzes nicht beeindrucken. Er hielt sie für nur vorübergehend und betrieb weiterhin den Ausbau der Werke. Ohne Frage war er es, der die Entscheidung des Königs erwirkte, Wasseralfingen „zu einer Hauptgießerei für alle Gattungen von Gußwaren“ zu bestimmen, da dieses Eisenwerk das einzige war, das zwei beisammenstehende Hochöfen besaß. Um Hüttenamtsverwalter Faber

du Faur, der sich mit „anhaltender Tüchtigkeit“ um den Ausbau der Gießerei bemühte – sie stellte schon 1816 alle Arten von Gußwaren her, die früher vom Ausland bezogen werden mußten – von Verwaltungsdingen zu entlasten, beantragte Kerner Ende 1815 die Anstellung eines eigenen Kassiers wie in Königsbrunn und Friedrichstal. Zugleich schlug er vor, das Wasseralfinger Schloß zu Wohnungen für die Laboranten und zu Magazinen umzubauen, da die Arbeiter mehr schlecht als recht mietweise im Dorf untergebracht waren. Die Beobachtung, daß wegen der vielen Aufgaben der Sandgießerei der Lehmguß vernachlässigt wurde, veranlaßte ihn zu der Anregung, die in Heidenheim tätigen Lehmgießer nach Wasseralfingen zu versetzen, „wo wegen der billigeren Erze und Kohlen an jedem Zentner Eisen 1 fl gegen Heidenheim gewonnen wird“, wogegen dort mehr Masseisen für die Schmieden produziert werden könnte. Schließlich befürwortete er, die beim Eisenwerk befindliche nutzlose Sägemühle zu einem Schleif- und Drehwerk und als Schlosser- und Schreinerwerkstatt einzurichten, wofür er die Kosten auf 1609 fl veranschlagte. Bisher mußte nämlich die zu den Formen erforderliche Drehmaschine von Menschenhand betrieben und die vielen Schlosserarbeiten zur Montierung der Öfen in Aalen, die Schreinerarbeiten für die Formen aber „in dem entfernten Dorf Schnaitheim“ ausgeführt werden.

In richtiger Erkenntnis, daß der Gießerei eine große Zukunft bevorstand, machte Kerner auch den Vorschlag, „um über Fortschritte und Erfindungen ausländischer Gießereien zuverlässige Nachrichten zu erhalten, ein taugliches Subjekt auf Reisen zu schicken und ihm Gelegenheit zur eigenen Ausbildung zu geben“. Er benannte dafür den Sandgießergesellen Anton Schiller, für den ein Reisegeld von 200 fl hinlänglich sein werde⁶⁸.

Wie fast immer genehmigte König Friedrich sämtliche Anträge, so daß Faber du Faur schon Ende des Jahres einen Kassier erhielt, dabei aber sein bisheriges Gehalt von 1050 fl und 12 Meß Holz ohne Kürzung behalten durfte. Als Maschinenbaumeister wurde der Mechanikus Grundler angestellt, den man aber zunächst zur Ausbildung nach England sandte, das auf diesem Gebiet führend war. Er sollte sich in der Folge beim Gießen von Maschinenteilen ausgezeichnet bewähren.

Die langjährige, gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit Kerners mit seinem König fand durch dessen unerwarteten raschen Tod am 30. Oktober 1816 ein jähes Ende. Sein ganz anders gearteter Sohn und Nachfolger, König Wilhelm, begann die Regierung mit einer bewußten Absage an die Vergangenheit. Er versprach eine dem Zeitgeist gemäße, dem Bedürfnis des Volkes entsprechende Verfassung, stellte den von seinem Vater aufgelösten Geheimen Rat wieder her und berief den liberalen Freiherrn von Wangenheim (1773–1850) zum Minister des Kirchen- und Schulwesens. Die meisten Minister König Friedrichs wurden abgelöst, die Regierung von Grund auf erneuert.

Auf der Suche nach weiteren fähigen, dem Geist der Zeit gegenüber aufgeschlossenen und zuverlässigen Mitarbeitern fiel der Blick König Wilhelms auf den ihm wohlbekanntesten Staatsrat von Kerner. Er hatte ihn sowohl als ausgezeichneten Offizier wie als hervorragenden Hüttenfachmann kennengelernt und wußte von seinen Verdiensten. Kerner selbst war völlig überrascht, als ihm der König Mitte Februar 1817 die mündliche Eröffnung machte, er habe ihn zum Leiter des Departements des Innern vorgesehen und bat um einige Tage Bedenkzeit.

In einem langen Schreiben legte er dann am 21. Februar das Ergebnis seiner

„Selbstprüfung und Überlegung“ dar. Bei gründlicher Betrachtung des Geschäftskreises des Departements sei ihm zu Bewußtsein gekommen, schrieb er, „welch schwere Bürde solches einem Mann vorzüglich im gegenwärtigen Zeitpunkt auferlegt, der seine ganze Pflicht erfüllen möchte“. Die Einsicht in das Mißverhältnis der zu erwartenden Last zu seinen Kräften und die Gewißheit, daß die Wahl des Königs von Tadel nicht verschont bleiben werde, würde ihm unüberwindliche Bedenken verursachen, wenn er nicht andererseits „die Größe der Bestimmung fühlte, von der ich alle Stärke erwarten müßte, die vortrefflichen Absichten meines allergnädigsten Königs unterstützen zu dürfen und zum Besten meines Vaterlands beitragen zu können!“ Allerdings müsse er bekennen, daß er hinsichtlich der juristischen Dinge und der Kanzleigeschäfte einige Zeit die Unterstützung eines Mannes brauche, „welcher die Formen und Gesetze kennt, ohne durch solche beschränkt und befangen zu sein, der sich mit mir zu benehmen wüßte und dessen allgemeine Ansichten nicht zu sehr von den meinigen abweichen“. Diese Eigenschaften besitze der ehemalige Oberamtmann Zeller von Heilbronn, der mit großem Nutzen der Regierung einverleibt werden könne. Dann kam er auf seinen bisherigen „schönen Wirkungskreis“ zu sprechen, dessen „Beschäftigung mit dem Naturbereich mein ganzes Wesen fesselte, daß ich diesem Amte jede andere Neigung opferte und nur dadurch vermögend war, diesen schönen Gegenstand der vaterländischen Industrie gegen seine vorige Beschaffenheit wenigstens in etwas zu erheben“. Je mehr es ihm zum Bewußtsein komme, was hier noch getan werden und wieviel angefangene Dinge von Bedeutung er unvollendet hinterlassen müsse, desto mehr glaube er die Bitte vortragen zu dürfen, der Sektionschef möge angewiesen werden, mit ihm in technischen Dingen Kontakt zu halten und in Übereinstimmung zu handeln. Dazu werde nur eine gelegentliche „Nachsicht auf den Werkern“ nötig sein, was unbeschadet der übrigen Geschäfte geschehen könne. So würde er auf dem laufenden bleiben und müßte zugleich „einen Gegenstand der körperlichen Tätigkeit nicht ganz aufgeben, welche von frühen Dienstjahren an mit meinem amtlichen Beruf stets verbunden war und welche mir bei meiner vollblütigen Konstitution auch dergestalt zum Bedürfnis geworden ist, daß ich bei deren Vernachlässigung üble Folgen empfinde und mit weniger Freiheit des Geistes arbeite“.

Es war deutlich zu erkennen, daß Kerner sein neues Amt nur aus Pflichtgefühl und Gehorsam gegenüber seinem König annahm, sein Herz aber der Tätigkeit beim Hüttenwesen gehörte, wie aus jeder Zeile seines Schreibens sprach. An dessen Schluß bat er um die Zusicherung, „in allen möglichen Veränderungsfällen“ auf seinen gegenwärtigen Posten zurücktreten zu dürfen⁶⁹. König Wilhelm trug den Bedenken Kerners Rechnung, indem er ihn am 26. Februar 1817 zum Mitglied des Geheimen Rats ernannte, ihm aber die Stelle des Chefs vom Departement des Innern nur provisorisch übertrug. Hinsichtlich seiner bisherigen Funktionen hörte er auf, Leiter der Sektion der Berg- und Eisenwerke zu sein, doch bestimmte das königliche Dekret, daß ihm die oberste Leitung sämtlicher bisher unter seiner Aufsicht gestandenen Eisenwerke und Fabriken bezüglich ihres technischen Betriebs „derart verbleiben solle, daß . . . der Chef der Sektion nichts ohne seine Zustimmung verfüge“⁷⁰. Bei der Kanzlei-Neuorganisation vom 18. November 1817 wurde als Nachfolger Kerners sein langjähriger Kollege von Herda zum Direktor des Bergrats ernannt, Kerner selbst nicht mehr erwähnt.

Seine Ernennung zum Innenminister erfolgte in einer unruhigen Zeit. Um

die von dem 1815 gegründeten Deutschen Bund in allen Bundesstaaten geforderte landständische Verfassung war es noch unter König Friedrich zu heftigen Auseinandersetzungen mit dem Landtag gekommen, der die vom König oktroyierte Verfassung ablehnte. Als König Wilhelm nun zur Beendigung des Kampfes „um das alte, gute Recht“ im März 1817 einen nach den Vorschlägen des Freiherrn von Wangenheim ausgearbeiteten neuen Verfassungsentwurf vorlegte, fand dieser gleichfalls nicht die Zustimmung des Landtags, in dem es zu stürmischen Auftritten und Tumulten kam, die auch in der Öffentlichkeit immer gehässigere Formen annahmen. Zur politischen Erregung gesellten sich die Nöte des Volkes im Hungerjahr 1817 nach der Mißernte des Vorjahres. Mehrfach kam es in Stuttgart zu Unruhen, so daß die Regierung Militärpatrouillen einsetzen mußte.

All dies war nicht dazu angetan, Kerner an seiner neuen Aufgabe Gefallen finden zu lassen. Als Soldat hatte er sich von der Politik ferngehalten, die endlosen Verhandlungen und Diskussionen waren ihm ebenso zuwider wie die Unruhe in der Bevölkerung. Dazu kam die für ihn neue Materie, in die er sich erst einarbeiten mußte. Unangenehm wurde für ihn auch die Angelegenheit Salomon Michaelis (1768–1844), des von Cotta nach Stuttgart gerufenen politischen Schriftstellers und Günstlings Wangenheims, der die öffentliche Meinung im In- und Ausland zugunsten der Regierung beeinflussen sollte. Er war 1810 als Professor für deutsche Literatur an die Universität Tübingen berufen worden, hatte sich dort aber durch seine liebedienerische regierungsfreundliche Journalistentätigkeit unbeliebt gemacht und sollte jetzt eine staatliche Stelle erhalten, um schriftstellerisch für die Verfassungspläne des Königs und Wangenheims zu werben. Im April 1817 legte er auf Veranlassung des letzteren, unterstützt von dem Geheimen Rat August v. Hartmann, dem sich Kerner anschloß, das Programm für eine Staatszeitung mit dem Titel „Zeitung für die öffentliche Meinung“ vor, das jedoch nicht zum Tragen kam. Michaelis blieb aber in steter Fühlung mit den Genannten, um seiner journalistischen Aufgabe nachzugehen, zu der Wangenheim insgeheim sogar offizielle Aktenstücke zur Verfügung stellte. Als er Anfang Juni Tübingen verlassen mußte, wandte sich Wangenheim an den Innenminister, er möge Michaelis mit dem Titel eines Regierungsrats in seinem Ministerium unterbringen. Kerner schützte jedoch die ungeklärten Verhältnisse seines neu zu organisierenden Departements vor und riet, den Publizisten bei der Oberstudierendirektion, die Wangenheim leitete, oder beim Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten anzustellen, obwohl Michaelis behauptete, Kerner würde sich „mehr als sonst jemand für ihn interessieren und seine Anstellung beim Ministerium betreiben“⁷¹. Als in der Hamburger Zeitung „Der Correspondent“ vom 11. September 1817 ein „Artikel aus Stuttgart“ erschien, in dem interne Vorgänge bei der Regierung in grober Indiskretion vor der Öffentlichkeit ausgebreitet wurden, erhielt Kerner den allerhöchsten Auftrag, darüber Ermittlungen anzustellen. Am 28. September meldete er Staatssekretär v. Vellnagel, der Artikel scheine aus der gleichen Quelle geflossen zu sein, aus der schon mehrfach württembergische Angelegenheiten in der Allgemeinen Zeitung und in Hamburger Blättern gekommen seien. Dem Verfasser müsse die Einsicht in Akten des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens offenstehen, denn nur an dieses sei von einem kurz zuvor in Tübingen vorgefallenen Studentenauflauf berichtet worden (von dem in dem Artikel die Rede war), während das Ministerium des Innern weit später davon Kenntnis erhalten habe⁷². König Wilhelm, über die Angelegenheit aufgebracht,

ließ am 6. Oktober das Zeitungsblatt dem Staatsminister v. Wangenheim mit dem Befehl zustellen, sich darüber zu äußern und gegebenenfalls nähere Erkundigungen darüber einzuziehen. Vermutlich sah er in ihm den Informanten von Michaelis – denn nur um ihn konnte es sich bei dem Verfasser des Artikels handeln –, indem er ihm einmal mehr Einblick in vertrauliche Akten gewährt hatte. Ob die überraschende Entfernung Wangenheims aus dem Ministeramt und seine Abordnung als Bundestagsgesandter nach Frankfurt am 3. November 1817 damit in Zusammenhang stand, bleibt offen, die Vermutung liegt jedoch nahe. Jedenfalls nahm der König nun einen radikalen Wechsel seiner Berater vor, dem auch Hartmann und Kerner zum Opfer fielen. Am 10. November ernannte er den bisherigen Finanzminister, Christian Friedrich v. Otto (1758–1836), zum Nachfolger Kerners.

Diesem dürfte es nicht unlieb gewesen sein, den unerfreulichen Ministerposten wieder los zu werden und ihn mit seinem früheren Amt zu vertauschen, doch bedeutete die Ablösung nicht seine Wiedereinsetzung in alle früheren Funktionen. Er stand vielmehr zunächst zur Disposition und war nur im Geheimen Rat tätig, wenn ihm auch die im Februar zugestandene Aufsicht über den technischen Betrieb der Eisenwerke verblieb und er in die Kommission für die „neuen Militäreinrichtungen“ berufen wurde.

Es sollte noch schlimmer für ihn kommen: man zweifelte an der Richtigkeit seiner Produktions- und Absatzpolitik bei der Eisenherstellung. Als König Wilhelm im Januar 1818 davon unterrichtet wurde, daß sich in den Brenz- und Kochertalwerken Vorräte an geschmiedetem und Gußeisen im Wert von 179000 fl angesammelt hatten, und daß man trotzdem aus dem Vermögen der Kinder seines Bruders Paul 30000 fl bei der Sektion der Bergwerke angelegt hatte, war er darüber sehr ungehalten, daß dies ohne sein Wissen geschehen war und verlangte Auskunft, warum nichts zur Verbesserung des Absatzes und zur Einschränkung der Fabrikation geschehen sei. Da es sich auf eine Zeit bezog, während der Kerner noch die Direktion innehatte, wurde er zu einer Stellungnahme aufgefordert. Darin machte er darauf aufmerksam, daß der Absatz schon manchmal gestockt hatte und die Eisenvorräte in den Jahren 1808/09, 1813/14 und 1814/15 größer waren als jetzt. Der Mangel an Schmiedeeisen in den Jahren 1810/11 und 1811/12 habe zur Einfuhr von 6000 Zentner fremden Eisens gezwungen, weshalb man die Fabrikation 1812/13 verstärkte. Dann verringerte sich der Absatz wider Erwarten, worauf man die Fabrikation 1813/14 und 1814/15 wieder einschränkte. Daß ernstlich versucht wurde, den Absatz zu heben, konnte er an Hand der Bemühungen nachweisen, durch Preisnachlaß die Ausfuhr zu beleben. Kerner befürwortete eine gewisse Einschränkung der Produktion, jedoch mit Maßen, weil sonst viele verheiratete Hammerschmiede brotlos würden oder man ihnen „Feiergeld“ bezahlen müsse, wolle man sie nicht ins Elend schicken. Schließlich wies er darauf hin, daß die Vorräte nicht so unverhältnismäßig hoch seien wie es scheine, da jedes Werk nach den verschiedensten Eisensorten gehörig sortiert sein müsse, und machte die nasse Witterung des Jahres 1816 und die dadurch verursachte Teuerung für die Lohnerhöhungen verantwortlich. Bei steigendem Wohlstand und nach dem Eintritt fruchtbarer Jahre werde sich der Absatz rasch wieder bessern.

Diese Rechtfertigung Kerners wäre nicht ehrenrührig gewesen, hätte nicht der neue Finanzminister, Freiherr von Malchus (1770–1840), dazu bemerkt, die Ausführungen seien zu allgemein und motivierten das Verhalten der Direktion nicht hinlänglich. Er fügte allerdings hinzu, er kenne sich noch zu wenig

aus, obwohl er Erfahrungen „bei den so sehr bedeutenden Werkern auf dem Harz“ gesammelt habe⁷³. Dies konnte jedoch nichts daran ändern, daß Kerner die Äußerung als tiefe Kränkung empfand. Nichts konnte diesen aufrechten Mann mehr verbittern, als wenn man ihm leichtfertige Handlungsweise oder gar eine Versäumnis seiner Pflichten unterstellte. Der König ließ die Sache auf sich beruhen und bemerkte auf dem Rand des Berichtes: „Eingesehen und seiner Zeit weitere Anträge erwartend“.

Eine neue Geduldsprobe für Kerner brachte im Frühjahr 1819 das Angebot eines Grafen von und zu Arensberg, Teilhabers einer bedeutenden Stahlfabrik zu Schleißheim bei München, die württembergischen Eisenwerke zu verbessern und eine Zementstahlfabrik nach seiner Methode zu errichten. Kerner mußte ihm die Werke auf dem Schwarzwald zeigen, hatte dabei aber die Genugtuung, daß der Graf versicherte, die Werke, besonders die Stahlfabrik zu Friedrichstal und die Gewehrfabrik Oberndorf, gehörten zu den vorzüglichsten Etablissements dieser Art. Zum Glück für Kerner war der König der Meinung, die Ausführung der Pläne des Grafen seien solange ein gewagtes Unternehmen, als man nicht eines Absatzes der Erzeugnisse versichert sei. Als der Graf dann vorschlug, man möge ihm die Leitung der Werke anvertrauen oder sie ihm auf 15 Jahre verpachten, er werde ihren Ertrag um das Doppelte steigern, beschloß man auf königliche Anweisung, von weiteren Verhandlungen Abstand zu nehmen, da man inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, daß der Graf ein Projektmacher war und seine Münchener Fabrik kurz vor dem Konkurs stand⁷⁴.

Ein Gutes hatte dieses Intermezzo bei allem doch: der König erkannte, daß er in Kerner einen nicht zu ersetzenden Fachmann besaß. Am 4. Juni 1819 gab er bekannt: „Überzeugt, daß es für die Verwaltung der Eisenwerke dringend notwendig sei, wenn die leitende Oberaufsicht einem mit der Behandlung dieser Werke vertrauten Mann übertragen und diesem zur Pflicht gemacht werde, sie zu diesem Behufe selbst zu bereisen“, habe er dem Geheimen Rat von Kerner die schon früher geführte Oberaufsicht über die Eisenwerke auf so lange, als nicht durch eine Änderung der Verwaltung dieser Werke eine andere Anordnung nötig werde, übertragen. Mit der Bestimmung, daß dieser an den für technische Gegenstände zu haltenden Sitzungen des Oberfinanzkollegiums teilzunehmen und alle auf das Eisen- und Hüttenwesen sich beziehenden Angelegenheiten in demselben vorzutragen, auch die Ausführung der vom Berggrat gutgeheißenen und vom Ministerium genehmigten Anordnungen zu leiten habe⁷⁵.

Mochten seine früheren Befugnisse auch etwas eingeschränkt worden sein, so war Kerner doch glücklich, seine alte Stelle wieder übernehmen zu dürfen, wie sein Dankschreiben vom 8. Juni verrät. Er werde durch den Entschluß des Königs des „demütigenden Gefühls überhoben, nach 25jährigen, meinem Fürstenhaus treu und gewissenhaft geleisteten Diensten Demselben nunmehr ein unnützes Werkzeug geworden zu sein“. Um dem König eine „richtige Ansicht von den finanziellen als staatswirtschaftlichen Verhältnissen der Werker“ zu geben, die zur Beurteilung des Ertrags und der guten oder fehlerhaften Administration „durchaus unentbehrlich“ seien, legte Kerner die Kopie eines Entwurfs über den Ertrag der Eisenwerke bei, den er privatim für den „provisorischen“ Minister der Finanzen, Staatsrat v. Weckherlin (1767–1828)⁷⁶, verfaßt hatte, den Nachfolger des wenig befähigten Malchus. Die Durchsicht seiner Ausarbeitung könne davon überzeugen, daß, wenn einige es so darstellten, als stehe ein verhältnismäßig ordentlicher Ertrag der Werke nur auf dem Papier, dies entweder

ihrer Unkenntnis oder „unreinen Absichten“ zuzuschreiben sei. Er wolle hier „sein Verhältnis zu diesem Zweig der Administration . . . nach der wahren Lage der Dinge darstellen, um die Beruhigung zu empfinden, diesfalls nichts unterlassen zu haben“.

In Finanzminister Weckherlin, einem ausgezeichneten, Kerner kongenialen Mann, fand er einen Förderer seiner Pläne, mit dem es bald zu einer guten Zusammenarbeit kam. In einer Stellungnahme zu dem Angebot des Grafen von Arensberg, die Staatlichen Eisenwerke in Pacht zu nehmen, stellte dieser fest, die früheren württembergischen Verpachtungen hätten kein Beispiel irgendeiner Verbesserung gegeben, wohl aber dem Land schlechteres Eisen geliefert, das nur mittels einer Zwangsanstalt, dem vormaligen „Chalanden-Institut“ abgesetzt werden konnte. An Hand sorgfältiger Berechnungen wies er nach, daß in allen Fällen der Staat bei der Verpachtung seiner Werke ein schlechtes Geschäft gemacht hatte und somit Grund bestehe, gegen entsprechende Angebote mißtrauisch zu sein. Man müsse dies auch von der staatswirtschaftlichen Seite betrachten und erkennen, welche Gefahr durch eine „monopolisierende Gesellschaft“ entstehe. Baden, Bayern, Westfalen und besonders Preußen hätten stets getrachtet, „durch tätige Selbstverwaltung ihrer Werke diese zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen“, während Privatwerke weniger auf die Fabrikation von Eisen als auf dessen Verfeinerung zu Galanteriewaren aus seien. Dabei zählte er die in Württemberg bestehenden Privatunternehmen auf: die teils fürstlichen, teils privaten Hohenlohischen Eisenwerke, die Privathammerwerke in Neuenbürg, im Lautertal, zu Dettingen bei Urach, zu Zwiefalten und Geislingen. Nur ein zum Teil herrschaftliches Werk bei Adelmansfelden und das neu erworbene Hammerwerk in Schramberg sei zu „für das Ganze unschädlichen Bedingungen“ an Private in Pacht gegeben worden.

Was der Finanzminister dabei von den unter Kerner's Leitung gestandenen Werken sagte, kam einer Ehrenerklärung für diesen gleich. „Die Stahlfabrik Friedrichstal hat mit ihren Fabrikaten für den Ackerbau die des Auslands verdrängt . . ., die Gewehrfabrik in Oberndorf liefert . . . gute Waffen, die Hauptgießerei in Wasserralfingen hat sich des Beifall jedes In- und Ausländers, der sich für die Kunst interessiert, erworben [eine Anspielung auf den dortigen Kunstguß]. Das geschmiedete württembergische Eisen soll nach der schriftlichen Angabe des Grafen von Arensberg ungleich besser sein als das bayerische und das Eisen in Unterkochen erklärt derselbe als von der seltensten Güte.“

Als „Conclusum“ seiner Darlegungen schlug der Finanzminister vor, die Selbstadministration der Staatlichen Werke beizubehalten, „für welche die erst neuerlich wieder angeordnete unmittelbare Aufsicht die heilsamsten Folgen“ verspreche⁷⁷. König Wilhelm war mit dieser Schlußfolgerung durchaus einverstanden. Die zeitweilige Trübung des guten Verhältnisses zwischen ihm und Kerner war beigelegt und vergessen, der unermüdliche Leiter des Berg- und Hüttenwesens konnte beruhigt wieder an die Arbeit gehen.

Auf dem Weg zur Erfindung des Gußstahls

Während der Zeit, da Kerner die Leitung der Hüttenwerke abgegeben hatte, waren dort keine größeren Veränderungen vorgenommen worden. Nur in Friedrichstal war 1817 für die Arbeiter der Stahl- und Sensenschmiede ein Laborantenhaus mit 12 Wohnungen entstanden. Außerdem hatte der Zustand

des Hammerwerks Bärenthal mit dem dazugehörigen Hochofen Harras Anfang 1819 Anlaß zu dem Vorschlag gegeben, den Hochofen nach Verarbeitung der vorhandenen Kohle- und Erzvorräte eingehen zu lassen, den Blechhammer einzustellen und das Werk lediglich als Stabhammerwerk weiterzuführen⁷⁸. Davon hatte man nur den zweiten Teil verwirklicht; der Hochofen war in Betrieb geblieben, weil er, wie Kerner am 4. März 1820 durch den Finanzminister erklären ließ, noch nicht ganz entbehrlich war, da die Einfuhr von Roheisen aus den „Rheinländern“ durch eine stärkere Besteuerung erschwert wurde und Harras seit vielen Jahren einen Teil des Bedarfs des Hammerwerks Christophthal gedeckt hatte. Der Hochofen sollte solange noch genutzt werden, bis der Betrieb des im Ausbau befindlichen Hochofens im Werk Ludwigstal verstärkt werden konnte. Dagegen befürwortete Kerner die Einstellung des Stabhammerwerks in Bärenthal: seine geringe Produktion erbrachte einen jährlichen Betrag von höchstens 295 fl, da es weitab von allen Handelsstraßen gelegen war. Da in Bälde größere Reparaturen nötig wurden, schlug er vor, die wenigen Gebäude „zu bürgerlichen Gewerben zu verwenden oder auf Abbruch zu verkaufen“. Der König war damit einverstanden⁷⁹.

Eine weitere Rationalisierungsmaßnahme, die Kerner – vielleicht noch unter dem Eindruck der sich bereits wieder legenden Absatzschwierigkeiten – veranlaßte, war die vorläufige Stilllegung des zu Königsbronn gehörigen Hammerwerks Itzelberg, da die übrigen Brenz- und Kochertalwerke genügend Eisen lieferten und in dem Werk notwendige Wasserbaukosten eingespart werden konnten. Schon 1818 war aus dem gleichen Grund der Befehl zur Einstellung des Hochofens in Heidenheim ergangen, dessen Masseleisenerzeugung auf Königsbronn übertragen wurde. Das dortige Schmelzwerk beschränkte man auf die Anfertigung von „Kaufmannsgut“; wenn die Erzeugung nicht genügte, sollte sie durch das Schmelzwerk Wasseralfingen ergänzt werden, das für die Zukunft ausschließlich als Gießerei für Kaufmannsware vorgesehen war⁸⁰.

Nicht nur Kaufmannsware aller Art wurde dort gegossen, auch den Eisenkunstguß pflegte man in Wasseralfingen schon seit geraumer Zeit. Freilich hatte er sich bisher auf kleinere Objekte, meist Ofenplatten, erstreckt. Jetzt aber, im Laufe des Jahres 1819, konnte der Beweis erbracht werden, daß man auch weit größere Aufgaben zu meistern verstand. In verschiedenen Etappen gelang der Guß des noch von König Friedrich in Auftrag gegebenen württembergischen Kolossalwappens nebst Schildhaltern, das Bildhauer Isopi im Ludwigsburger „Künstlerinstitut“ geformt hatte. Es war bei den damaligen technischen Möglichkeiten eine Meisterleistung, wogen doch allein die Schildhalter, Hirsch und Löwe schon 40 bzw. 70 Zentner. Die Leitung des auf 20 000 fl geschätzten Gusses übernahm Hüttenverwalter Faber du Faur selbst, unterstützt von seinem äußerst geschickten Former, Kaspar Montigel. Faber soll beim Guß des Löwen, als die Form unruhig wurde und die Former wegen des umherspritzenden Eisens das Gießen vorzeitig einstellen wollten, sich auf die Form gestellt und so seine Leute zum Weitergießen veranlaßt haben. Teilnehmer beim Guß des Hirschs waren Kerner und Bergrat Wepfer, die dem König von dem „vollkommen gelungenen“ Guß berichteten. Wilhelm wußte übrigens zunächst nicht, wo das Kolossalwappen aufgestellt werden sollte, das sein Vater wahrscheinlich für das Schloß Ludwigsburg bestimmt hatte, bis er sich dazu entschloß, es am Eingang des Stuttgarter Neuen Schloßhofes zu verwenden, wobei die Schildhalter dann verkehrt aufgestellt wurden. Montigel erhielt bei dieser Gelegenheit (1824) die silberne Verdienstmedaille.

Finanzminister Weckherlin ließ, um die Kunstfertigkeit des Wasseralfingereisengusses zu demonstrieren, im September 1819 dem König „eine Reihenfolge der verstorbenen Regenten Württembergs von Eberhard im Bart bis König Friedrich“ übersenden, die dort in Eisen abgebildet worden waren. Schon im Juli hatte er zum Beweis des dortigen Fortschritts Proben von Fabrikaten eingeliefert und dabei darauf hingewiesen, daß sie aus gewöhnlichem Roheisen gegossen waren, während man „anderwärts zu dergleichen feinen Gußwaren umgeschmolzenes Roheisen verwendet“. Er hoffe, so fügte er hinzu, bald werde auch in Wasseralfingen all das geliefert werden können, was die vorzüglichsten Gießereien des Auslands leisteten, sowie die nötigen Einrichtungen getroffen seien, um „die Gießerei mit umgeschmolzenem Eisen zu betreiben“⁸¹. Dazu wurde 1820/21 an den beiden Hochöfen je ein Schöpferd eingebaut, so daß es möglich war, immer zu gießen, statt wie bisher nur beim Abstich der Hochöfen. Demselben Zweck diente die Aufstellung eines schon 1818 in Auftrag gegebenen Kupolofens, eines schachtförmigen Umschmelzofens, der mit Roheisen, Holzkohle und Zuschlägen beschickt wurde, um das Gußeisen zu erschmelzen. Neben diesen Umstellungen und Neueinrichtungen gingen die Bemühungen weiter, durch vermehrte Verwendung von Bohnerzen die Beschaffenheit und Menge des erzeugten Roheisens zu heben.

All dies geschah mit Wissen, Einverständnis und Unterstützung Kerners, der wie eh und je unermüdlich bestrebt war, „seine“ Werker auf- und weiter auszubauen. Sein stets auf das Praktische gerichteter Sinn entdeckte dabei immer wieder Möglichkeiten, neue Produktionszweige ins Leben zu rufen und den Absatz zu steigern, um die heimische Industrie zu fördern. Ein Beispiel dafür war sein vom König genehmigter Vorschlag vom 25. Oktober 1820, in Unterkochen ein Walzwerk für Faßreifeneisen zu errichten, weil Württemberg bislang Zugeisen oder gezogenes Eisen vom „Ausland“, namentlich aus den Industriegebieten am Niederrhein, beziehen mußte. Da trotz der Stilllegung Itzelbergs mit seinen drei Großfeuern der Absatz der Brenz- und Kochertalwerke noch immer zu wünschen übrig ließ, sei es nötig, so argumentierte er, solche Fabrikate zu erzeugen, die noch vom Ausland bezogen werden müßten. Dazu gehöre gezogenes Eisen, das man vorzüglich zum Binden von Fässern oder von Böttcherware brauche. Dieses werde durch Walzwerke erzeugt, die es in Württemberg noch nicht gebe. Seinen Antrag unterbaute er mit konkreten Angaben: in Unterkochen stand eine vor mehreren Jahren erkaufte, bisher verpachtete Mahlmühle zur Verfügung, die sich, an einem starken Gefälle gelegen, das ein 22 Schuh hohes oberschlächtiges Wasserrad anzubringen erlaubte, vorzüglich für die Anlage eines Walzwerks eignete. Er vergaß auch nicht zu erwähnen, daß die Vergrößerung des Hammerwerks durch ein Walzwerk keine Vermehrung des Personals erfordere und daß der Kostenvoranschlag von 7069 fl bereits im Jahrsetat berücksichtigt worden war.⁸²

Eine von dem Karlsruher Hüttenpraktikanten Engel am 9. Mai 1818 eingegandte Abhandlung über die von ihm erfundene „Erdglasur, vorzüglich für Gußeisen“ gab Kerner die Anregung, ein solches Verfahren zu entwickeln, nach dem man in Württemberg schon lange vergeblich gesucht hatte. Man war nach vielen Versuchen der Sache zwar nähergekommen, hatte aber wie in anderen Ländern die Erfahrung machen müssen, daß die Emaillierung des Gußeisens entweder nicht genügend haltbar oder gesundheitsschädlich war. Kerner wandte sich daher an Engel, der aber die verlangten Proben nicht einschickte, worauf der Geheime Rat solche von einem Dr. Schweikhäuser aus Straßburg

besorgte, der auf einem elsässischen Hüttenwerk schöne und haltbare emaillierte Eisenwaren herstellte. Die Proben übergab Kerner dem bewährten Hüttenverwalter Faber du Faur mit dem Auftrag, das Email zu untersuchen und entsprechende Experimente damit anzustellen. Dieser begann damit im Sommer 1820, mußte sie aber wegen dringender anderer Arbeiten unterbrechen, bis sich zu Ende des Jahres ein „reisender Feuerarbeiter aus Böhmen“ um Arbeit beim Emailierofen meldete, mit dessen Hilfe erste gute Ergebnisse erzielt wurden. Allerdings fiel das Email nicht weiß genug aus, da das verwendete Quarz nicht genügend rein war. Anfang Februar 1821 konnten dem König zwei Probestücke mit dem Hinweis vorgelegt werden, daß das Email dem vorzüglichen Straßburger zwar in der weißen Farbe noch etwas nachstehe, sich aber mit dem in den Eisenwerken Mückenberg in der Lausitz und Gleiwitz in Schlesien hergestellten durchaus messen könne. Die für die Werke „sehr interessanten Versuche“ würden fortgesetzt, um endlich hinter das „streng gehütete Geheimnis“ zu kommen. Durch eine falsch verstandene Anordnung Kerners gelangten einige der neuen Kochgeschirre in die Hände des Stuttgarter Handelsmannes Müller, der sie sogleich verkaufte. Als er wenige Tage später im Schwäbischen Merkur dazu aufforderte, man möge die emaillierten Geschirre gegen Kostenersatz wieder zurückgeben, da er von Sachkundigen über ihre nachteilige Wirkung auf die Gesundheit belehrt worden sei, führte dies zu einiger Aufregung, nicht zuletzt bei den dafür Zuständigen. Sogar König Wilhelm verlangte zu wissen, wie es sich mit dem emaillierten Geschirr verhalte. In einem ausführlichen Bericht des Ministeriums wurde in Abrede gestellt, daß das Email gesundheitsschädlich sei. Bei den ersten Versuchen habe man den in den schlesischen Werken verwendeten Bleikalk benützt, um die übrigen Bestandteile leicht flüchtig zu machen, dann aber auf ein Email ohne Zusatz von Bleikalk hingearbeitet, wie es der Dr. Schweikhäuser vor etwa 2 Jahren in Straßburg erfunden. Die in Gegenwart Kerners vorgenommenen Versuche Fabers hätten nach vielen Schwierigkeiten zu einem Email ohne Metallkalk geführt, das noch besser an dem Eisen haften als das von Schweikhäuser. Zur gleichen Zeit habe Kerner erfahren, daß in Ludwigsburg ein Teilhaber des Stückgießers Neubert zu Schweikhäusers Arcanum gelangt sei und eine Fabrik für Emailgeschirr errichten werde. Um der Konkurrenz zu begegnen, habe Kerner den Auftrag gegeben, Probestücke des neuesten Emails auf die Niederlage in Stuttgart an Kaufmann Müller und Kaufmann Knapp in Ludwigsburg zu senden. Da Faber noch keinen Vorrat von Geschirren mit dem neuen Email hatte, bezog er den Auftrag auf die Ware mit stark vermindertem Bleizusatz. So sei die nicht für den Handel bestimmte Ware zum Verkauf gekommen, wobei es das Unglück wollte, daß das Email zu leicht gebrannt und daher leichter auflösbar war.

Das Ministerium bemerkte, es sei etwas voreilig von Kerner gewesen, die Ware ohne Vorwissen des Bergrats und ohne Prüfung durch die „geeigneten Behörden“ in den Handel zu bringen und ebenso unvorsichtig von Faber, daß er sich nicht genauer von Kerners Absicht unterrichtete. „So gewiß nun beide sich neue Verdienste um die Werke und den Staat durch die Erfindung der neuen Emaille erworben haben, so wird ihnen doch ihre Unvorsichtigkeit zu künftiger Warnung bemerklich zu machen sein.“ Der König notierte dazu auf den Rand: „Einverstanden, Kerner ist alle Aufmerksamkeit zu empfehlen.“ – In der Folge wurde das neue Email durch das Medizinalkolleg genau untersucht, nach dessen Urteil keine Bedenken wegen gesundheitsschädlicher Wirkung mehr bestanden, was in einer „öffentlichen Ankündigung“ bekanntgemacht

wurde. Das Geschirr war billiger als anderswo, besaß aber auch noch nicht die „erforderliche äußere Schönheit“, wie der Finanzminister sachlich feststellte⁸³.

Der Vorfall zeigt, um welche Einzelheiten sich Kerner kümmerte und wie er, stets den Nutzen der Hüttenwerke und des Staates vor Augen, als alter Soldat impulsiv Weisungen erteilte, ohne immer den ihm lästigen Instanzenweg mit seinem schleppenden Gang einzuhalten. Bisweilen übersah er dabei, daß sich die Zeiten geändert hatten, und er es nicht mehr mit König Friedrich, sondern mit seinem andersgearteten Sohn zu tun hatte, zu dem er nicht dasselbe nahe Vertrauensverhältnis besaß, was sich schon darin äußerte, daß dieser ihn nicht zum unmittelbaren Vortrag rufen ließ.

Die Versuche zur Emailherstellung hatten übrigens für Faber du Faur schwere gesundheitliche Folgen: das Einatmen der schädlichen mineralischen Stoffe, insbesondere des Bleistaubs, führte zu einer Vergiftung, die ihn 9 Wochen lang an das Krankenlager fesselte und anschließend eine Badekur in Cannstatt erforderlich machte. Ein Gesuch von ihm um eine Unterstützung zu den hohen Krankenkosten von 600 fl unterstützte Kerner aufs wärmste, da Faber ohne alles Vermögen sei und seine Verdienste um Württemberg bekannt. Es wurde ihm ein Kurkostenbeitrag von 150 fl bewilligt⁸⁴.

Wichtiger und von weittragenderer Bedeutung als die Versuche zu einer dauerhaften Glasur für die Eisengeschirre waren die, mit denen Kerner bereits 1811 den Friedrichstaler Hüttenamtsverweser Pulvermüller und 1814 auch Faber du Faur beauftragt hatte: hinter das Herstellungsgeheimnis des bisher nur aus England zu beziehenden Gußstahls zu kommen. Zwar genügte der in Friedrichstal erzeugte Schmelzstahl den Anforderungen, doch zeichnete sich der Gußstahl „durch größere Gleichartigkeit seiner Bestandteile und durch feineres Korn“ aus, so daß er von höherer Qualität und vielseitiger verwendbar war. 1815/16 war es Faber in Wasseralfingen gelungen, wohlgeratene Proben im kleinen herzustellen; Versuche in größerem Maßstab zu unternehmen, war jedoch nicht möglich, da die entsprechenden Einrichtungen fehlten. Man war daher höchst erfreut, als sich 1820 ein Schlossermeister Frech in Friedrichstal meldete, der behauptete, in der Gerlachischen Gußfabrik bei Wien das dortige Herstellungsverfahren kennengelernt zu haben. Ab 25. August unternahm er in Friedrichstal Schmelzversuche in einem eigens dazu erbauten Hochofen, dem das Gebläse des dortigen Hochofens vorgelegt wurde. Doch sämtliche 13 größeren und kleineren Schmelzungen Frechs mißglückten. Er behauptete, der Fehler liege an den Schmelztiegeln, die nicht aus der „rechten Passauer Erde“ gefertigt seien. Wahrscheinlich aber versagten seine Kenntnisse. Als er schließlich noch schwer erkrankte und dann unter körperlicher Entkräftung litt, wurde er mit einer Abfindungssumme von 200 fl entlassen. Die Ausgaben für seine Versuche, für Material, Taggelder und Reisekosten beliefen sich insgesamt auf 1478 fl⁸⁵.

Der Mißerfolg war für Kerner ein Ansporn, seine Mitarbeiter erneut zu verpflichten, Versuche zur Herstellung von Gußstahl zu unternehmen, zumal auch König Wilhelm, darauf aufmerksam gemacht, daß der Ratsherr Fischer von Schaffhausen die „Erfindung des englischen Gußstahls“ gemacht habe, den Wunsch äußerte, „dieses Fabrikat auch in Württemberg einheimisch zu sehen“. In erster Linie wurde Bergrat Pulvermüller dazu aufgefordert, weil Faber wegen seiner Kränklichkeit keine Zeit dazu fand. Zugleich baten auch einige Friedrichstaler Rohstahlschmiede, Versuche machen zu dürfen, was ihnen gewährt wurde, da sie kleine, gelungene Proben vorlegen konnten.

Pulvermüller, der bei seinen Versuchen systematisch vorging, hatte noch 1821 erste Erfolge zu verzeichnen. Zu Jahresende bewiesen Proben das Gelingen seines Unternehmens. Aber auch Faber du Faur, dessen Gesundheit sich durch die Badekur gebessert hatte, machte noch im Dezember 1821 Versuche im großen, die von Erfolg gekrönt waren. Finanzminister Weckherlin meldete das erfreuliche Ergebnis mit den Worten: „Die Proben beweisen, daß Württemberg nun einen Stahl zu fabrizieren im Stande ist, der dem, welchen England, Fischer in Schaffhausen und eine Fabrik in Wien produziert, selbst Frankreich aber trotz der Bemühungen seiner geschicktesten Chemiker noch nicht erzeugt, keineswegs nachsteht.“ Der Minister legte dem König zugleich Messer vor, die der Stuttgarter Messerschmied Schäfer und die berühmten Messerschmiede Storz und Manz in Tuttlingen aus dem Wasseralfinger Gußstahl hergestellt hatten, und die nach dem kompetenten Urteil des aus England zurückgekehrten Maschinenbaumeisters Grundler den besten englischen Stahlmessern gleichkamen⁸⁶.



Wilhelm I. König von Württemberg

Damit noch nicht genug, wurde der Bergrat beauftragt, eine kommissarische Untersuchung der Gußstahlproben in der kgl. Münze zu veranlassen, die vom 13.–22. März 1822 unter der Leitung von Direktor von Herda, Bergrat Wepfer, Grundler und natürlich auch Kerner stattfand, und zu der weitere Sachverständige sowie Pulvermüller und Faber hinzugezogen wurden. Das Ergebnis der vielfältigen Prüfungen war: „Der von den letzteren gelieferte Gußstahl kommt dem [zum Vergleich herangezogenen] englischen nicht nur gleich, sondern übertrifft ihn an Schweißbarkeit und Zähigkeit.“ Als wesentlicher Vorzug des Schmelzverfahrens der beiden Hüttenbeamten gegenüber der bisherigen Methode wurde herausgestellt, daß sie ihre Schmelzungen in einem Tiegel bis zu 40 Pfund steigern konnten, was anderwärts nur bis zu 20–25 Pfund möglich war. Fabers Schmelztiegel hatten außerdem den wichtigen Vorzug, daß sie ganz aus inländischem Material gefertigt waren, was bisher „nur mittelst der Kölnischen, Passauer und einer badischen Erde“ möglich war. Die Kommission wies zusammenfassend auf die Bedeutung hin, die der Erfindung zukam, namentlich auch auf den „hohen Grad von Schweißbarkeit“ des Gußstahls, durch den er den englischen Stahl übertreffe, der sich teils garnicht, teils nur schwer mit Eisen zusammenschweißen lasse und daher zu Werkzeugen gröberer Art wie Sensen, Sicheln usw. nicht tauglich sei. Sie schlug vor, den Erfindern eine Belohnung zukommen zu lassen, die, an den 4000 fl gemessen, welche man dem Wiener Frech in Aussicht gestellt hatte, für Pulvermüller und Faber auf je 1500 fl anzusetzen sei, wobei letzterem außerdem noch 500 fl für die Erfindung feuerfester Tiegel aus „vaterländischem Material“ gebührten. Den Friedrichstaler Stahlschmieden Gebrüder Weeber, deren Gußstahlproben ebenfalls geprüft, aber nicht von gleicher Qualität befunden worden waren, da den Herstellern „die theoretischen Kenntnisse mangelten“, wurden 500 fl zuerkannt. – König Wilhelm genehmigte den Vorschlag in allen Punkten und ernannte Pulvermüller am 17. Mai 1822 zum Ritter des Ordens der Württembergischen Krone⁸⁷.

Die Zeit der Versuche war damit vorbei und man konnte der laufenden Herstellung von Gußstahl nähertreten. Dafür kam vorerst nur das Hüttenwerk Friedrichstal in Frage. Kerner beauftragte Pulvermüller daher im Jahr 1823 mit dem Einbau einer geheimen Werkstätte in dem neu errichteten Hochofengebäude, denn das Rezept der Gußstahlherstellung mußte gegen die ausländische Konkurrenz streng gewahrt werden und durfte nur dem jeweiligen Hüttenverwalter bekannt sein. Bei jeder Schmelzung mußte er persönlich die Rohmaterialien und Zusätze bereitlegen und von Anfang bis Ende anwesend sein. Die Verhältnisse des Werkes gestatteten die Herstellung allerdings nur bei Stillstand des Hochofens und bei Überfluß von Wasser im Früh- und Spätjahr, so daß jährlich bloß ein Quantum von 60–80 Zentner Gußstahl hergestellt werden konnte. Diese Menge hielt man für ausreichend, bis der Friedrichstaler Gußstahl bekannt genug war und sich durch seine guten Eigenschaften hinlänglich empfohlen hatte⁸⁸. Erst 1827 konnte Kerner dem König melden, daß in Friedrichstal die immer wieder aufgetretenen Schwierigkeiten bei der Gußstahlbereitung endgültig überwunden seien. Pulvermüller hatte inzwischen erfolgreiche Versuche gemacht, den Gußstahl zur Sensenherstellung zu verwenden, nach denen die Nachfrage bald so groß war, daß Kerner mit einer Absatzsteigerung von 36000 auf 50–60000 Stück jährlich rechnete und sich eine Ausdehnung des Handels vor allem in die Schweiz und nach Frankreich versprach. Die Urteile über die Sensen waren sehr günstig: sie seien so gut wie die berühmten

Steuerischen, hieß es, weshalb Kerner vorschlug, für alle ausländischen Sensen, Sichel und Strohmesser den Einfuhrzoll zu erhöhen⁸⁹.

Bei der stetigen Steigerung der Eisenerzeugung in allen Werken des Landes wurde die Frage nach der Rohstoffbeschaffung immer dringender. Wohl konnte dem König Ende 1821 gemeldet werden, daß Bergrat Wepfer wertvolle Bohnerze, die das Stahlwerk Friedrichstal bisher aus dem fürstlich Sigmaringschen Dorf Rengingen als Zusatz zu dem Stufenerz aus Neuenbürg bezogen hatte, auf württembergischem Gebiet, auf der Markung der Orte Talheim, Willmandingen und Undingen gefunden habe und das Lager auf viele Jahre reichen werde⁹⁰, doch auf die Dauer war das keine Lösung. In einem ausführlichen Exposé über die Einfuhr fremden Masseleisens, in dem Kerner deren wechselvolle Entwicklung im Laufe der Jahre schilderte, und berichtete, daß die Produktion des Hochofens Ludwigstal durch ein Zylindergebläse verstärkt worden sei, so daß vorerst „aller fremden Einfuhr von Masseleisen begegnet sein“ werde, kam er doch zu dem Schluß, daß das rheinische Stahl-Masseleisen dem aus dem Neuenbürger Brauneisenstein und Glaskopf erzeugten nicht nur qualitativ, sondern auch preislich überlegen sei, da der Zentner 30–40 Kreuzer weniger koste. Es könnten daher kommerzielle Verhältnisse eintreten, die den Bezug ausländischen Stahlmasseleisens ratsam machten, was auch staatswirtschaftlich zu vertreten wäre, da ein großer Teil der Stahlfabrikate von Friedrichstal wieder ins Ausland abgesetzt werde⁹¹. Im nächsten Frühjahr schon mußte er für den Fortbestand des Hochofens Harras plädieren, da die erhöhte Masseleisenerzeugung von Ludwigstal durch die Gewehrfabrik Oberndorf bis auf einen kleinen Rest abgenommen wurde und die Eisenwerke Schramberg und Christophstal nicht wie vorgesehen von Ludwigstal versorgt werden konnten. Würde man den Hochofen Harras aufgeben, so führte er aus, müßte man jährlich für etwa 20 000 fl Masseleisen aus dem Ausland beziehen und außerdem würde den armen Bewohnern des Heubergs Verdienst und Fuhrlohn entzogen⁹².

Diese soziale Motivierung seines Antrags war kein Einzelfall. Kerner hatte ein wohl aus christlicher Wurzel erwachsenes, ausgeprägtes Sozialempfinden, das ihn, zusammen mit seinem Eintreten für Recht und Gerechtigkeit, immer wieder das Wort oder die Feder ergreifen ließ. Deutlich kam es in seinem Schreiben an Staatssekretär v. Vellnagel vom Januar 1822 wegen der „Regulierung der Hüttenbesoldungen“ zum Ausdruck. Er wolle, sagte er „amtlich und privatim nichts unterlassen, was wenigstens zu meiner eigenen Beruhigung dienen kann, das meinige für verdiente Männer getan zu haben, die mit mir in amtlichen Verhältnissen stehen“. Die Besoldungen für die Hüttenämter waren bisher nach keiner Norm reguliert gewesen. Ohne Rücksicht auf den Aufgabenkreis des Amtes, die Kenntnisse und Verantwortung seines Inhabers oder sein Verhältnis zu anderen Staatsdienern zu nehmen, hatte man bei allen Besoldungsanpassungen die Hüttenämter übergangen, mit dem Ergebnis, daß die Beamten der größeren Werke, „von denen die größte Anstrengung gefordert werden muß und die das meiste leisten, in eine wahrhaft dürftige Lage versetzt wurden“. Ihre Bitten und Vorstellungen hatte man solange mit Vertröstungen beantwortet, bis die Gefahr bestand, daß der eine oder andere „an das Ausland verlorenging“. Darauf hatte der Bergrat ein Anbringen an das Finanzministerium erstattet, welches den Gegenstand dem Oberfinanzkolleg zur Beratung übergab und Kerner zu einem Votum darüber aufforderte. Das Kolleg hatte darauf einen Vorschlag ausgearbeitet, der nach Kerners Ansicht nur geringe oder keine Abhilfe brachte, weder Gründlichkeit noch Richtigkeit des Urteils besaß und

dessen Begründung „weniger durch das Recht und die Billigkeit, als durch oberflächliche Meinung motiviert“ war. Vom Finanzminister um seine persönliche Meinung gefragt, hatte Kerner seine Bedenken schriftlich niedergelegt, die er nun dem Staatssekretär vertraulich mitteilte, da er fürchtete, der König werde den Vorschlag des Oberfinanzkollegs in Unkenntnis der Dinge billigen, wodurch „vieler Schaden für die Werker gestiftet werde“. Er bat Vellnagel um ein „günstiges Vorwort“ beim König und meinte, es sei traurig, daß ein Urteil des Bergrats noch der Korrektur der Oberfinanzkammer bedürfe, die nichts davon verstehe. Nicht ohne Bitterkeit fuhr er fort: „Gerne vergesse ich, daß schon 12 Jahre früher als jetzt mein Urteil in den wichtigsten Angelegenheiten des Hütten- und Bergwesens nicht submittiert gewesen wie gegenwärtig, und schwerlich nur in einem einzigen Fall zum Nachteil der Sache, und willig resigniere ich auf persönliche Geltung, wenn ich nur die Überzeugung habe, daß da geholfen wird, wo Hilfe nötig ist und die Verdienste solcher Menschen nicht verkannt werden, welche mit Recht von mir verlangen können, daß ich zu deren Anerkennung das Meinige nach Kräften beizutragen mich verpflichtet fühlen soll, da ich von ihnen so vieles fordere“⁹³.

Die hier zum Ausdruck kommende Bitterkeit Kerners über seinen geringen persönlichen Einfluß war nicht ohne Grund. Die ihm 1819 eingeräumte „Oberaufsicht über die Eisenwerke“ hatte, da seine Stellung und Kompetenz nicht genau umrissen war, zu häufigen „Kollisionen“ zwischen ihm und dem Bergrat hinsichtlich seines Wirkungskreises geführt. Sein Gegenspieler war dort Direktor von Herda, von dem er einmal sagte: „... wie ich sehen soll, wie der dumme und boshafte Herda Fratzen schneidet und wie es ihm wohl tut, wenn er mich in Verlegenheit gesetzt glaubt, ... der ich in unendlich wichtigen Geschäften in 25 Dienstjahren nicht einen Verweis erhalten habe, ausgenommen einen von dem alten König, den er selbst wieder zurücknehmen mußte“⁹⁴. Um beide „in ein gegenseitig unabhängiges, aber gemeinschaftlich übereinstimmend wirkendes Verhältnis zu setzen“ und die „vormalige bei Werken dieser Art so höchst nachteilige Langsamkeit in der Vollziehung zu entfernen“, hatte man im Mai 1822 nähere Bestimmungen über ihren Aufgabenbereich erlassen. Seitdem trug Kerner in den Sitzungen der Abteilung für technische Angelegenheiten des Oberfinanzkollegs alle mit dem Berg- und Eisenwesen zusammenhängenden Fragen vor und nahm unter den Räten die erste Stelle ein. Inzwischen war aber die Abteilung Wasserbau dem Innenministerium zugeteilt worden, so daß von einer technischen Abteilung beim Oberfinanzkolleg keine Rede mehr sein konnte. Mit dem Ergebnis, daß Kerner nur noch als zugeteilter Techniker bei diesem geführt und so ins Staatshandbuch – das heutige Behördenverzeichnis – aufgenommen wurde. Dadurch fühlte er sich „in den Prärogativen seiner früheren amtlichen Stellung beeinträchtigt“ und richtete Ende März 1824 eine entsprechende Eingabe über den Finanzminister an den König. Dieser verlangte darüber Aufklärung. Weckherlin bestätigte, daß Kerner als zugeteilter Rat den Sitz nach allen übrigen Mitgliedern des Kollegiums habe, was weder seiner früheren amtlichen Stellung noch seinen Verdiensten entspreche. Am besten sei es, wenn er den Sitzungen des Bergrats regelmäßig beiwohne und über die von ihm getroffenen Verfügungen selbst Vortrag halte. Dem Bergrats-Direktor, also von Herda, könne er nicht untergeordnet werden. Es sei sehr zu wünschen, daß Kerner, „dessen Bemühungen und Kenntnisse schon früher so vieles zum Gedeihen neu errichteter Eisen- und Stahlfabriken, namentlich der für einen ackerbauenden Staat so wichtigen Sensenfabrik in Friedrichstal und

der Gewehrfabrik in Oberndorf beigetragen haben und welcher durch angemessene Anordnungen auch in neuern Zeiten den gegen früher so sehr verbesserten Zustand der kgl. Eisenwerke im Brenz- und Kochertale vorzüglich herbeigeführt hat, seine Kenntnisse und durch Erfahrung bereicherte Einsichten den nun so wichtig gewordenen vaterländischen Anstalten dieser Art noch ferner widmen möchte“. Der Finanzminister schlug vor, Kerner den Titel „Präsident des Bergrats“ zu verleihen mit der Oberaufsicht über die Eisen- und Stahlwerke und dem eigenen Vortrag seiner Anordnungen und Anträge im Bergratskollegium. Direktor von Herda solle wie bisher die Leitung des Geschäftsgangs und der Salinenangelegenheiten behalten.

Die Entscheidung des Königs fiel in diesem Sinne aus. Am 10. April 1824 wurde Kerner zum Präsidenten des Bergrats ernannt, am 16. ergingen nähere Bestimmungen über seine und von Herdas „amtlichen Verhältnisse“, da sich dieser über die angebliche Beeinträchtigung der seinen beschwert hatte. Kerner erhielt danach die unmittelbare Aufsicht über die Berg- und Hüttenwerke, von Herda die über die Salinen. Beide wurden verpflichtet, so oft es nötig, wenigstens aber zweimal im Jahr die ihnen zugewiesenen Werke zu bereisen und deren Zustand aufs genaueste persönlich zu untersuchen. Wurde ein neuer Fabrikationszweig oder eine neue Fabrikationsweise beschlossen, hatten sie deren Durchführung zu leiten. Ihre Anordnungen bei den Visitationen der Werke wurden auf Verfügungen zur Einhaltung der Ordnung und Wirtschaftlichkeit, auf Abstellung von Mißbräuchen und Gebrechen sowie auf Maßnahmen der Nützlichkeit und Notwendigkeit beschränkt, die nur geringe Kosten erforderten. Insbesondere sollten sie ihr Augenmerk auf die Amtsführung der Beamten und die Einhaltung des Etats richten. Die Hauptresultate jeder Visitation und die daraufhin gefaßten Beschlüsse des Bergrats waren schriftlich dem Finanzministerium zur Vorlage beim König anzuzeigen. Entgegen dem Vorschlag Weckherlins wurde bestimmt, daß Kerner den Sitzungen des Bergrats nur dann beiwohnen sollte, wenn Angelegenheiten des Berg- und Hüttenwesens zum Vortrag kamen, worüber er sich mit von Herda zu verständigen hatte. Letzterer behielt das Direktorium des Bergrats, die Leitung der Kanzleigeschäfte und die Unterzeichnung der Erlasse des Kollegiums. Bei Anwesenheit Kerners führte er die erste Stimme, während dieser als Präsident die Stimmen sammelte und die Beschlüsse zu Protokoll gab. Wegen seiner häufigen Abwesenheit war er gehalten, von Zeit zu Zeit von den Diarien und Protokollen des Bergrats Einsicht zu nehmen. Für seine amtlichen Schreiben, Berechnungen, Bilanzen und dergleichen konnte er sich des Kanzleipersonals beim Bergrat bedienen⁹⁵.

Damit war dem Wunsche Kerners nach einer klaren Bestimmung seiner Stellung und Kompetenzen zwar entsprochen worden, ob er darüber freilich glücklich war, bleibt dahingestellt. Die Abgrenzung bedeutete für ihn zugleich auch eine Einengung seiner Aktivitäten, und zudem war er mehr denn je in die staatliche Bürokratie einbezogen worden, der er mit beträchtlichem Mißtrauen gegenüberstand. Am meisten vermißte er freilich den Zugang zum König, von dem er sich mißverstanden und ungerecht behandelt fühlte, obwohl er doch sein Bestes tat, sich dessen Dank und Wohlwollen zu erwerben. Immer wieder brachte er gegenüber dem Finanzminister oder Staatsrat v. Vellnagel, der dem König Bericht erstattete, seine Besorgnis zum Ausdruck, daß Seine Majestät falsch informiert werden könnte, was zu berichtigen er keine Gelegenheit habe. So auch in einem Schreiben vom 1. Februar 1825 über das Verhältnis der Hüttenwerke zu den Kronforsten als Kohlelieferanten, mit dem er Vellnagel ver-

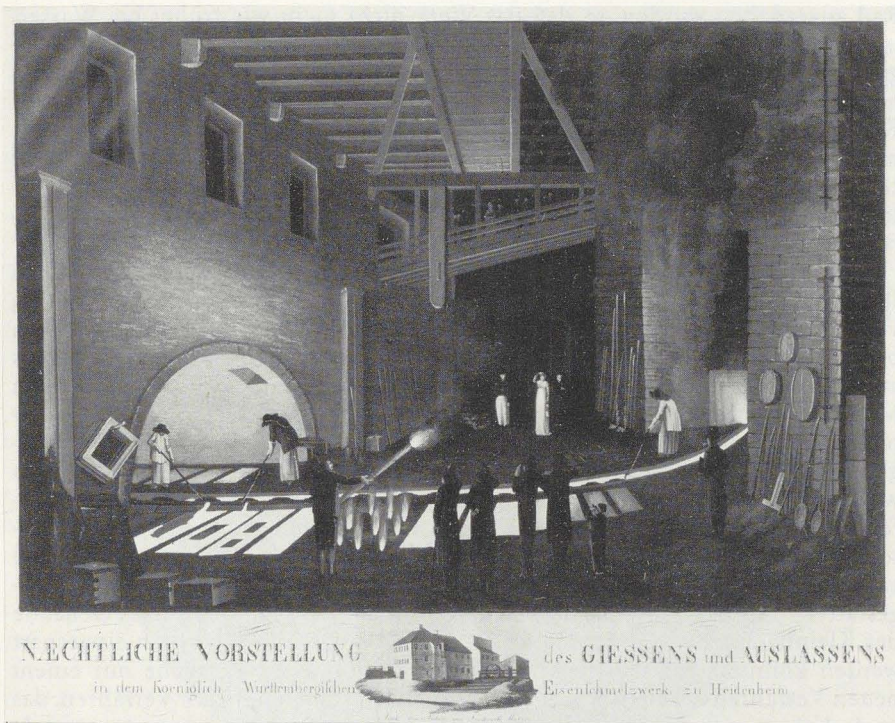
trauliche Dokumente übersandte, um zu beweisen, „daß mir im Kampf der verschiedenen Forst-Theorien untereinander und gegen die Werke das Interesse dieser sowie der Staatswirtschaft im allgemeinen nicht entgeht, was bei ferneren Gelegenheiten dazu beitragen könnte, eine nachteilige Meinung Seiner Majestät von meinen Einsichten oder meinem Diensteifer abzuwenden, die ich schon in so vielen Fällen erleben mußte, weil mir die Gelegenheit fehlte, die Dinge auf die Klarheit zurückführen zu können . . .⁹⁶“.

Präsident des Bergrats

König Wilhelm hatte keine Ursache, mit Kerners Diensteifer unzufrieden zu sein. Die Berichte über das Ergebnis der Finanzverwaltung 1820/22, über Gewerbe und Handel, den „Faberischen Gußstahl“ sowie die „Rückblicke auf die Finanzverwaltung 1816 bis 1822“ in den Württembergischen Jahrbüchern von 1822, zu denen Kerner selbst eine aufschlußreiche Beschreibung der Eisenwerke und Erzgruben beisteuerte, (deren 2. Teil leider nicht erschien) redeten eine deutliche Sprache und erwähnten mehrfach seinen Namen und seine Verdienste. Nicht minder deutlich sprachen für ihn die steigenden Produktionszahlen. Der Absatz der Hüttenwerke übertraf den Durchschnitt der 13 vorangegangenen Jahre bei weitem. Waren der Staatskasse daraus im Jahr 1817 10801 fl und 1818 25721 fl zugeflossen, so betrug deren Einnahmen 1820/21 172254 fl und versprachen ein weiteres Ansteigen. Bei einem Grundkapital von 700000 fl und einem Betriebskapital von 704657 fl entsprach dies einem Gewinn von mehr als 12%. Hatten in Wasseralfingen 1819 erst 5 Sandgießer gearbeitet, so waren es 1821 bereits 24 und 1827 54. Die Gießerei war so beschäftigt, daß die Aufträge nicht mehr alle angenommen werden konnten. Der Absatz ins Ausland, namentlich in die Schweiz, war bedeutend. Auf Kerners Anregung hin hatte man in Stuttgart ein Schaulager für die Wasseralfingener Gußwaren – bereits über 225 verschiedene Artikel – errichtet, deren Detailverkauf im „Industrie-Comptoir“ im Stockgebäude erfolgte. Die Werbung für die Produkte, darunter schon Maschinen und Maschinenteile, erfolgte durch Hefte mit Abbildungen oder durch Artikel in auswärtigen Zeitungen wie im „Hesperus“. Im Fahnenzimmer des Stuttgarter Neuen Schlosses hatte man im Mai 1822 eine der ersten in Wasseralfingen gegossenen eisernen Uhren aufgestellt, eines neuen, vielversprechenden Produktionszweiges⁸⁷. Im folgenden Jahr konnte aus der Gantmasse des Eberhard Blezinger in Unterkochen ein Drahtzug erworben werden mit einer wichtigen Wassergerechtigkeit, welche die Erweiterung des dortigen Hammerwerks durch ein großes Bohrwerk zur Herstellung von Zylindern erlaubte. Diese wurden für neuartige Gebläse gebraucht, mit denen sich ein dichter Luftstrom erzeugen ließ, der das flüssige Eisen besser durchdrang, was ein besseres Eisen ergab, Kohle ersparte und weniger Wasserkraft erforderte. Mit diesen Zylindergebläsen ersetzte Kerner nach und nach auf allen Werken die veralteten hölzernen und ledernen Gebläse vor den Frischfeuern und Hochöfen. Das neue Bohrwerk war auch deshalb nötig, weil sich in Wasseralfingen nur ein schwaches für kleinere Gegenstände befand. Seit langem suchte die dortige Gießerei zur Ausweitung ihres Kunstgußprogramms einen Künstler mit gutem Geschmack, da sie bisher nur Fabrikate auswärtiger Gießereien nachgeahmt hatte, nun aber ihren Erzeugnissen spezifische neue und geschmackvolle Formen geben wollte. Der bewährte Montigel war bloß ein

geschickter Former, aber kein Künstler. Kerner wußte auch hier Rat. Er hatte bei seinem Bruder Justinus einen jungen, als Graveur bei der Silberfabrik Bruckmann in Heilbronn tätigen Mann namens Weitbrecht kennengelernt, dessen Talent ihm aufgefallen war. Er veranlaßte ihn, sich unter Beilegung von Zeichnungen und Gipsmodellen bei dem Bergrat um die Stelle eines Künstlers für Zeichnen, Modellieren und Gravieren in Wasseralfingen zu bewerben und legte selbst ein Wort für ihn ein. Da die Gutachten des bekannten Kupferstechers Müller und des Baumeisters Thouret sehr günstig ausfielen, wurde Weitbrecht im November 1823 angestellt. Es war ein Glücksfall für die Kunstgießerei, denn der feinsinnige Künstler entwarf nicht nur neue Modelle für Zimmeröfen, Haus- und Küchengeräte, er gab auch den jungen Sandformern Zeichenunterricht und führte einen Stilwandel ein, indem er antike Motive, Säulen und Pilaster übernahm und damit die Öfen schmückte, die er im oberen Teil mit aufgeschraubten Figuren verzierte. Es entstand so eine Art Kunstschule für Eisenkunstguß in Wasseralfingen, die auch nach Weitbrechts Weggang – er mußte für König Wilhelm Arbeiten ausführen und das Schloß Rosenstein mit Basreliefs ausschmücken, der ihn 1828/29 zur weiteren Ausbildung nach Italien schickte – weiterblühte und nicht ohne anhaltende Wirkung auf die Erzeugnisse der Eisengießerei blieb, die dadurch zu einer der bedeutendsten des Kontinents aufstieg⁹⁸.

Hatte sich König Wilhelm für seine Hüttenwerke bislang persönlich nur wenig interessiert gezeigt, da der „König der Landwirte“ nur geringes Verständnis für technische Dinge hatte, so begann sich jetzt angesichts deren wachsenden Bedeutung und Erfolge seine Haltung allmählich zu ändern. Im Oktober 1823 beauftragte er Kerner, einen Bericht über die Produktion von Faßreifeneisen zu erstatten, nachdem ein in London lebender Württemberger auf ein englisches Verfahren dazu aufmerksam gemacht hatte. Wenig später ließ er Kerner eine Mitteilung über englische Versuche zur Verbesserung des Gußeisens zustellen, die aus derselben Quelle stammte. Dieser übersandte seinerseits nach einem Besuch des Königs in Wasseralfingen eine von ihm verfaßte „Gedränzte Geschichte des vormaligen vaterländischen Bergbaus auf edle Metalle“, für die Wilhelm ebenso dankte wie für eine von Weitbrecht entworfene gußeiserne Vase und Hefte mit Abbildungen Wasseralfingener Gußwaren. 1827 ließ König Wilhelm den Präsidenten darauf hinweisen, daß ein Magazin aus Frankfurt eiserne Öfen „von vorzüglicher Schönheit“ anpreise, es sei für ihn, den König, von Interesse, daß auch württembergische Öfen nach Frankfurt geliefert würden. Das gab Kerner Anlaß zu einer längeren Ausführung darüber, daß Frankfurt zu seinem großen Leidwesen von jeher viele Gußwaren nach Württemberg schicke und es ihm immer ein großes Anliegen gewesen sei, diese Einfuhr „zu besiegen“. In den kleinen Gußwaren sei dieses Ziel schon seit einigen Jahren erreicht, die Einfuhr von Öfen dauere dagegen noch an und sei wegen des größeren Sortimentangebots im Vorteil. Dennoch sei es ihm gelungen, die rheinischen Öfen aus Württemberg nicht nur zu verdrängen, sondern auch den Handel mit den Wasseralfingener und Königsbronner Öfen nach Frankfurt zu beginnen, was er mit der Bestellung eines dortigen Handelshauses belegte. Der König nahm dies „mit viel Interesse und großer Zufriedenheit“ zur Kenntnis. Am 22. Oktober 1828 ließ er den Finanzminister wissen, bei seiner Reise nach Wasseralfingen und Abtsgmünd habe er sich vor einigen Tagen mit Vergnügen davon überzeugt, „in welchem erwünschtem Stande sich die dortigen Eisenwerke und ihr Betrieb gegenwärtig befinden und welche zweckmäßige Einrichtungen



Original: Württ. Landesbibliothek Stgt.

namentlich in Wasserralfingen gemacht worden sind. Da dieses hauptsächlich den Einsichten und dem Eifer des Geheimen Rats v. Kerner, sodann des Hüttenverwalters Faber und des Maschinenmeisters Grundler zu verdanken ist, so erteile Ich dem Finanzminister den Auftrag, dem Geheimen Rat v. Kerner sowohl als den genannten zwei Beamten Meine ganze Zufriedenheit auszudrücken und denselben zu versichern, daß Ich ihre ferneren Bestrebungen für Vervollkommnung der Werke und weiteren Ausdehnung ihres Betriebs mit Wohlgefallen erkennen werde“. Diese Anerkennung mag Kerner für so manchen Ärger, so manche Enttäuschung entschädigt und mit vielem versöhnt haben, was ihn seit langem kränkte und bedrückte⁹⁹. Es scheint, als habe sich seit dieser Zeit seine Zusammenarbeit mit König Wilhelm zusehends gebessert und sich langsam ein Vertrauensverhältnis zwischen beiden entwickelt wie es einst zwischen Kerner und König Friedrich bestanden hatte, wobei man allerdings die zurückhaltende Art Wilhelms berücksichtigen muß. Sichtbaren Ausdruck fand die Zufriedenheit des Königs in der Verleihung des Friedrichsordens im Jahr 1830.

Die Wirkung auf den weiteren Ausbau der Werke konnte nicht ausbleiben. 1824 wurde die Errichtung eines neuen Großhammer-Gebäudes in Christophstal beschlossen, in dem an die Stelle der beiden alten Frischfeuer mit 4 Spitz-Blasbälgen 3 Frischfeuer mit den neuen Zylindergebläsen traten, die durch ein

Rad angetrieben wurden, so daß das Werk nicht mehr wie früher bei Wassermangel teilweise stillgelegt werden mußte. Eines der bisher hölzernen Hammergerüste erstellte man aus Eisen, um Erfahrung zu sammeln, der alte Großhammer wurde durch zwei Kleinhammer ersetzt. Durch einen neuen steinernen Kanal konnten um 3 Fuß höhere Wasserräder vorgelegt werden, welche die mechanische Kraft beträchtlich steigerten. Nach seiner Fertigstellung im Jahr 1826 erhielt das neue Großhammerwerk den Namen „Wilhelmshammer“. Es tat 12 Jahre lang gute Dienste, bis es im Mai 1839 aus Gründen der Rationalisierung verkauft wurde¹⁰⁰.

1825/26 begann man mit der Planung eines Blechwalzwerks in Itzelberg, das 1829 in Betrieb genommen werden konnte. Es sollte Württemberg unabhängig vom Ausland machen, von dem man bisher gewalztes Blech ausschließlich bezogen hatte. Hüttenamtsverwalter Weberling von Abtsgmünd wurde eigens aus diesem Grund zu rheinischen Walzwerken gesandt, um die dortigen Maschinen und Einrichtungen kennenzulernen und, zusammen mit Maschinenbaumeister Grundler, die Pläne für Itzelberg zu revidieren¹⁰¹. In dem nahegelegenen Königsbronn entstand 1829 ein Walzwerk für Erze, der Hochofen war in gutem Gang. Der dort beschäftigte Schlosser Laißle stellte mit 12 Gehilfen an die 50 Arten Schlösser her, deren niedere Preise mit den niederländischen Fabrikaten zu konkurrieren erlaubten und sich wachsender Nachfrage erfreuten. 1832 wurde das Hammerwerk mit einem eisernen Zylindergebläse ausgestattet¹⁰². In Abtsgmünd verlegte man 1829 den Zainhammer in das Gebäude des Kleinhammers, wodurch beim Kohlenverbrauch 800 fl jährlich eingespart werden konnten. Im selben Jahr stellte man dort erste Versuche mit einem neuen Verfahren an, aus Roheisen weiches Eisen zu bereiten, ein Verfahren, das nach Kerner aus Schweden stammte und dort „Puddling“ genannt wurde (Puddelverfahren). Bisher hatte man nach seiner Darstellung das Roheisen zwischen Holzkohlen durch ein starkes Gebläse im sogenannten Frischherd eingeschmolzen und „seiner Kohle und fremden Stoffe beraubt“, jetzt wurde das Eisen „in einem Tümpel des Flammofens in einem heißen Luftstrom und unter überschlagender Flamme eingeschmolzen und so auf dieselbe Art wie im Frischherd verändert¹⁰³. Auch in Unterkochen nahm man 1829 Veränderungen „im mechanischen und hydraulischen Teil“ sowie in der Arbeitsmethode vor, nur fehlte dort nach Kerners Urteil „der belebende Geist“. 1835 wurde das Unterkochener Eisenwalzwerk verbessert, 1836 mit dem Bau eines neuen Stabeisen-Walzwerks begonnen¹⁰⁴. Bei dieser Blüte der Eisenherstellung war es nicht verwunderlich, daß auch der Hochofen in Harras weiter betrieben und verbessert wurde, zumal das Schmelz- und Eisenhammerwerk Ludwigstal noch immer nicht den erwarteten Ertrag brachte und mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Kerners Sorge galt zwar allen Hüttenwerken in gleicher Weise, doch stand das Wasserralfinger deutlich im Vordergrund seines Interesses. Nicht zuletzt deshalb, weil auch der König sich am meisten um dieses kümmerte und die dortigen Erfolge am augenscheinlichsten waren. Im Juli 1828 war die jährliche Eisenerzeugung um rund 15000 Zentner gesteigert worden. Die Geschäfte nahmen so überhand, daß eine Neuverteilung des Personals notwendig wurde und ein 2. Platzmeister beim Magazin angestellt werden mußte, da hier im Jahr über 50000 Zentner Eisen eingenommen und ausgegeben wurden, darunter 9000 Zentner Öfen und Platten, 8000 Zentner Rundöfen und Geschirr zum Kochen sowie eine Menge einzelner Stücke. Im nächsten Jahr schritt man zur



Karl Friedrich Freiherr v. Kerner, Ing. Offizier
Reliefmedaillon n. Modell von Th. Wagner, um 1830

Erbaugung einer eigenen feuerfesten Formhütte, errichtete eine weitere Kohlen-scheuer und erweiterte die Wohnungen für die Offizianten. Der Verkauf an Herdguß und an Ladenguß (jeweils ca. 10600 Zentner) hatte sich um weitere 3000 Zentner erhöht. 1831 mußte das Hochofengebäude erweitert werden, in dem hauptsächlich Kochgeschirr und Maschinenteile hergestellt wurden, da die jährliche Produktion von 2000 Zentnern jährlich auf 4-5000 Zentner gestiegen war. 1833 konnte Kerner dem König bei einem Besuch in Wasseralfingen eine neue Erfindung zeigen, an der dieser großes Interesse bekundete:

die Erfindung, „Hochöfen mit erwärmter Gebläseluft zu betreiben“. Der Präsident berichtete von den günstigen Ergebnissen, die man damit erzielt hatte und versicherte, in Wasseralfingen könnten damit künftig 70000 Zentner Eisen erblasen werden statt wie bisher ca. 50000. Die Ausdehnung auf die übrigen Werke könnte die Produktion so erhöhen, daß die Einfuhr aus den Rheinprovinzen endlich „besiegt“ würde und sich ein größerer Aktivhandel nach Alt-Bayern und der Schweiz betreiben ließe¹⁰⁵.

Was Kerner seinem König gezeigt hatte, war das Ergebnis langjähriger Versuche, die er zusammen mit Faber du Faur in Wasseralfingen durchgeführt hatte. Um 1830 waren ihm die ersten Nachrichten von Versuchen auf den Clyde-Eisenwerken in England bekanntgeworden, die Hochöfen statt mit kalter Luft, die man lange bei niedriger Temperatur für besser hielt, mit stark erhitzter Luft zu speisen, wobei sich die Menge und Qualität des Erzeugnisses erhöhte und der Verbrauch an Brennmaterial um ein Viertel sank. Sogleich hatte man auf seine Anregung hin auch auf den württembergischen Eisenwerken zu experimentieren begonnen, allerdings zunächst bei Schmiedeherden und Frischfeuern, weil es hier leichter durchzuführen und zu beobachten war. Das Ergebnis war überzeugend: ein Viertel der Holzkohlen wurde erspart, die wöchentliche Erzeugung von 50–60 Zentner auf 80–100 gesteigert. Darauf machte Faber einen Versuch nach dem neuen Verfahren beim Wasseralfingener Friedrichsofen, ohne ein greifbares Resultat zu erzielen, offenbar weil die Erhitzung des Windes ungenügend war. Enttäuscht wollte er schon aufgeben, da beauftragte ihn Kerner im November 1831 mit einem weiteren Versuch beim Hochofen in Ludwigstal, der bewies, daß die Winderhitzung mit Erfolg auch beim Holzkohlenofen angewendet werden konnte. Die Winderhitzungsvorrichtung wurde zunächst mit Holz und Torf beheizt, bis Faber auf badischen Hüttenwerken die Beheizung der Winderhitzer mit Gichtgasen kennenlernte und daraus den sogenannten Wasseralfingener Schlangentröhrenapparat entwickelte, der sich glänzend bewährte und die Hochofenergebnisse beträchtlich verbesserte. Bei Vergleichsversuchen am Wasseralfingener Friedrichsofen schwankte nach einem Bericht vom Januar 1834 die Mehrerzeugung an Eisen zwischen 38 und 55%, der Minderverbrauch an Holzkohlen zwischen 27 und 36 Prozent, an Erz zwischen 3 und 4%¹⁰⁶. Als weiteres positives Ergebnis des neuen Verfahrens war eine größere Gleichförmigkeit des Eisens zu verzeichnen, weshalb schon 1833 die Anordnung getroffen wurde, sämtliche Hochöfen mit erhitzter Luft zu speisen. Die Wasseralfingener Ergebnisse wurden nicht geheimgehalten, so daß sie bald die Aufmerksamkeit des Auslands erregten und das Hüttenwerk von vielen Fremden, meist Fachleuten, besucht wurde, mit dem Ergebnis, daß nun auch außerhalb Württembergs das neue Verfahren angewandt wurde. Auf Vorschlag des Bergrats erhielt Faber „als Belohnung für den 1827–32 bewirkten Mehrertrag des Eisenwerks Wasseralfingen sowie für die in der neuesten Zeit durch Anwendung erhitzter Luft beim Gebläse eingerichtete Verbesserung“ eine Gratifikation von 500 fl und das Ritterkreuz des Kronordens. 1836 ging er dazu über, die Gichtgase unverbrannt dem Ofen zu entziehen – zunächst waren sie dem Hochofen auf der Gicht brennend entzogen worden – und die Zuführung der Luft so zu gestalten, daß eine möglichst vollständige Verbrennung erzielt wurde. Erst Ende 1837 gelang ihm diese Aufgabe endgültig bei seinen Versuchen zur Heizung von Flammöfen mit Gichtgasen¹⁰⁷. Diese Erfindungen waren für das Eisenhüttenwesen von größter Bedeutung und erregten in der ganzen hüttenmännischen Welt großes Aufsehen. Damit ging

ein sehnlicher Wunsch Kerners in Erfüllung, „seine“ Hüttenwerke wenn nicht an der Spitze, so doch an führender Stelle zu sehen und mit der hartnäckig bekämpften Konkurrenz des Auslands gleichzuziehen.

Seinen Glauben an einen unaufhaltsamen Fortschritt in der Entwicklung des Hüttenwesens brachte er im November 1830 zum Ausdruck, als er zu einer Anfrage des Königs Stellung nahm, warum die Eisenwerke seit mehreren Monaten kein Masseisen mehr an die Gewehrfabrik Oberndorf lieferten. Durch die schlechte Witterung im Sommer und Spätjahr sei bei den Köhlereien ein großer Rückstand eingetreten, erklärte er, so daß für den Ausfall 6 500 Zentner Masseisen aus dem Rheinland bezogen wurden. „Es ist unverkennbar“ fuhr er fort, „daß das Holz seltener wird, während die Nachfrage nach allen Gattungen Eisen steigt“. Er glaube aber nicht, daß Württemberg künftig vom Ausland abhängig sein werde, „weil noch große Verbesserungen durch die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft im Eisenhüttenwesen tunlich sind, wodurch eine bedeutend größere Produktion an Eisen bei geringeren Mitteln an Brennmaterial möglich wird, daher es nur davon abhängt, in der Kunst nicht stehen zu bleiben, sondern diese Verbesserungen möglichst zu entwickeln.“ Trotzdem war er bemüht, Ersatzstoffe für das knapper werdende Holz zu finden, und glaubte einen solchen im Torf entdeckt zu haben, dessen Verwendungsmöglichkeiten er in einer längeren Abhandlung vom 17. November 1830 dem König darlegte. Dieser sah sie „mit Genugtuung“ ein und gab sie an Kriegsminister v. Hügel weiter, da sie vielleicht auch für die Gewehrfabrik Oberndorf von Nutzen sein könne¹⁰⁸. Daß die Lösung des Problems auf ganz andere Weise erfolgen würde, nämlich durch den Bau von Eisenbahnen, die die Steinkohle des Ruhrgebiets und anderer Reviere nach Württemberg transportierten, war damals noch nicht abzusehen.

Nicht nur an diese Probleme dachte Kerner, er fragte sich auch, wer einmal sein Nachfolger werden sollte. Seine von ihm vergötterte Tochter Lina hatte sich im Frühjahr 1832 mit dem Oberleutnant im Generalquartiermeisterstab, Fidel Baur von Breitenfeld (1805-1882), verlobt¹⁰⁹. Lange hatte er um sie werben müssen, da sich der Vater nicht von ihr trennen konnte. Für eine Nachfolge als Leiter des Hüttenwesens kam der Schwiegersohn nicht in Frage. In gewissem Sinn wurde er es zwei Jahrzehnte später jedoch auf militärischem Gebiet. Als Kommandant der württembergischen Artillerie führte er das Werk zu Ende, mit dem Kerner als junger Offizier begonnen hatte: den Ausbau der württembergischen Artillerie, ihre Gliederung, Bewaffnung und Ausstattung mit Fahrzeugen.

Längst schon war Kerners Blick auf den ungewöhnlich begabten Sohn seiner Schwester Wilhelmine und ihres um 20 Jahre älteren Mannes, des Pfarrers Johann Jakob Steinbeis aus Vaihingen an der Enz gefallen, der, wie er einst selbst, schon früh verriet, daß seine Begabung auf mathematisch-technischem Gebiet lag. Da die ehrbare aber bettelarme Pfarrersfamilie nicht in der Lage war, den am 5. Mai 1807 in Ölbronn geborenen Ferdinand neben seinen Geschwistern entsprechend ausbilden zu lassen, hatte der Onkel dafür Sorge getragen und sich des Jungen liebevoll, aber auch mit militärischer Strenge angenommen, um ihn zielbewußt auf die ihm insgeheim zgedachte Laufbahn vorzubereiten. Dieser zeigte sich ausgesprochen eigenwillig und sträubte sich oft genug gegen Kerners Erziehungspläne, so daß dessen gütige Frau, die Ferdinand wie ihr eigenes Kind behandelte, nicht selten vermitteln mußte. Der Respekt vor dem hochgestellten Onkel, den er mit „Sie“ anzureden hatte und die wachsende Einsicht, daß der vorgezeichnete Berufsweg seiner Begabung und Neigung ent-

sprach, ließen ihn sich fügen, denn er wollte keinesfalls Pfarrer werden, wie sein Vater – schon aus finanziellen Gründen – vorgesehen hatte. Unmittelbar nach der Konfirmation, im Mai 1821, wurde Ferdinand Steinbeis als „Bergschüler“ in das Eisenwerk Wasseralfingen aufgenommen und durch Faber du Faur ausgebildet, der ihm danach gute Kenntnisse im Hochofen- und Gießereibetrieb bescheinigte, sein theoretisches Wissen aber bemängelte. Steinbeis wurde daher an das Hüttenwerk Abtsgmünd versetzt, wo er darin so erfreuliche Fortschritte machte, daß Hüttenverwalter Weberling dringend riet, ihm auf der Universität Tübingen ein Studium zu ermöglichen. 1825 war der „Bergwerkskandidat“ dort eifrig bemüht, das bisher Versäumte nachzuholen. Schon vor Ablauf des ersten Studienjahres konnte er die erste Staatsprüfung für das Berg- und Hüttenfach ablegen, nach drei weiteren Semestern die höhere Dienstprüfung bei der Bergbehörde, so daß er im Mai 1826 als „Bergkadett“ in den Staatsdienst übernommen wurde mit der Erlaubnis, sein Universitätsstudium zu vollenden. Hier hörte er all die Fächer, die sein Onkel sich durch Selbststudium einst hatte erwerben müssen wie moderne Physik und Chemie, Technologie, Mechanik und Baukunde, Forstwirtschaft und Verwaltungslehre. Für die Lösung einer von der staatswirtschaftlichen Fakultät gestellten Preisaufgabe über „Technik und Haushalt in der Glasfabrikation“ erhielt er 1826 eine goldene Medaille, im folgenden Jahr verlieh ihm die philosophische Fakultät das Diplom eines Doktors der Philosophie honoris causa. Unmittelbar darauf, im Juli 1827, wurde Steinbeis als Hüttenschreiberei-Amtsverweser bei der Eisengießerei und Frischhütte zu Ludwigstal angestellt und am 2. März 1829 zum etatmäßigen Hüttenschreiber befördert. Damit unterstand er seinem Onkel, der ihn nicht ohne Grund nach dem schwierigen Ludwigstal hatte versetzen lassen, wo er bald durch seine Verbesserungsvorschläge und sein zupackendes Wesen von sich reden machte und eine Besserung der dortigen Zustände einleitete¹¹⁰.

Seit seiner Ausbildungs- und Studienzeit führten Neffe und Onkel einen mehr oder weniger regelmäßigen Schriftwechsel miteinander, der sich erhalten hat und eine einzigartige Quelle für Wesen, Charakter und Gedankenwelt beider darstellt¹¹¹. Deutlich spiegelt sich in ihm die Entwicklung ihrer Beziehungen wider: anfangs erteilte der Onkel genaue Weisungen und Verhaltensvorschriften, dann ging er zu freundschaftlichen Ratschlägen über, um schließlich mit ihm als sachkundigem Kollegen die anstehenden Hütten- und anderen Probleme ausführlich zu besprechen, wodurch der Briefwechsel auch zu einer wichtigen Quelle für das Hüttenwesen Württembergs wird. Aus den Briefen spricht ein anderer Kerner als aus den amtlichen Akten. Zwar neigt sich auch hier seine erstaunliche Sachkenntnis, sein Unternehmungsgeist und seine scharfsinnige Überlegung und Menschenkenntnis, deutlich wird aber auch seine idealistische, noch Züge der Aufklärung tragende Weltanschauung, sein Glaube an eine Höherentwicklung des Menschen zum Edlen und Guten, sein tiefwurzelndes Christentum und Gottvertrauen sowie auch sein Sinn für Humor und die Gabe ins Schwarze treffender Kritik.

Am 20. Januar 1836 schrieb Kerner an Steinbeis, um hier ein paar kurze Beispiele aus dem Briefwechsel zu geben: „Du solltest Dir zum Gesetz machen, daß alles Irdische nichts sei, außer soweit wir solches zu unserer bleibenden geistigen Ausbildung benützen können und wirklich benützen“. Zur theologischen Ausbildung in den Seminaren und im Tübinger Stift, die ein Bruder von Steinbeis durchlaufen hatte, bemerkte er: „Dein Bruder hat . . . eine kopftolle und

herzleere Bildung in den Seminaren erhalten, wo die jungen Leute auf eine wahrhaft gottlose Art gebildet werden, so daß sie sich schon über Christum erhaben glauben, wenn sie über die Kanzel hinausprechen dürfen und dessen Lehre mit der Weisheit Hegels glauben recensieren zu können. Dafür sind sie aber nur zu bedauern.“ (18. Mai 1835) Ein Beweis dafür, daß Kerner sich mit Hegel beschäftigte. Mit der Jugend war er wenig zufrieden. Eindringlich warnte er den in Tübingen studierenden Neffen davor, „im Caféhaus Zeitungen zu lesen und eine Pfeife zu rauchen, was gemein und nicht schicklich ist für Menschen, die Anspruch auf Bildung machen und höher stehen wollen als die nicht gekämmten Burschen mit ihren langen Haaren und polnischen Judenkappen“ (1825). Den Tagesablauf eines fleißigen Studenten stellte er sich so vor: „Werden Sie früh 4¹/₂ Uhr aufstehen, so werden Sie drei Stunden zeichnen und noch 8 Stunden studieren können, auch wird Ihnen noch die erforderliche Zeit zu einem Spaziergang übrigbleiben, daß Sie noch zeitig genug zu Bette kommen, da ja wahrscheinlich die Allotria keine Viertelstunde mehr in Anspruch nehmen“ (23. Juni 1824). Gerne gab Kerner seinem Neffen Lebensregeln mit auf den Weg, die er selbst erprobt hatte wie: „Nicht sowohl die wirklichen Eigenschaften, als der Ruf, den sich ein Mensch erwirbt, gründet sein Glück“ (1825) oder: „der Mensch hat zwei Zwecke in der Welt zu erfüllen: Ausbildung seiner selbst als Mensch für ein noch höheres Dasein und Wirkung für diese Welt“ (3. Sept. 1827).

Weitaus das Übergewicht haben in den Briefen jedoch die hüttentechnischen Fragen und Probleme wie: neue Eisenerzvorkommen, Eisenpreise, Hochofenbau, Frischversuche, Feuerungsfragen (halb Holz-, halb Torfkohlen), Verbesserung der Gebläse, Glasherstellung usw., aber auch die Personalangelegenheiten, wobei sich deutlich Kerners Menschenkenntnis und seine Anteilnahme am Schicksal auch des einfachen Mannes zeigt. Hier bot sich ihm Gelegenheit, Dinge auszusprechen, die er seinen Mitarbeitern gegenüber nicht äußern konnte, und seinem Ärger Luft zu machen – denn ärgern mußte er sich häufig. Sei es über Kollegen oder Behörden, deren Langsamkeit und Bequemlichkeit ihm leicht die Galle überlaufen ließen, sei es über Unverständnis und Intrigen im Kreise des Bergrats oder des Finanzministeriums. „Etwas wissen ist geringere Kunst“, schrieb er am 11. November 1828, „als etwas durchzusetzen unter Leuten, die nichts wissen, oder dieses nicht wissen und solches nicht wichtig glauben, gewagt glauben, kostspielig glauben, entbehrlich glauben, oder glauben, man sollte es ohne Kosten durchsetzen etc. etc.“. Hier sprach langjährige Erfahrung aus ihm, wie schwer es war, Wünsche bei den zuständigen Gremien durchzusetzen, mochte das Anliegen noch so berechtigt sein. Über den damaligen Kanzleidirektor Schmidlin urteilte er im April 1831: „Er ist Geschwisterkind von der Doktorin in Weinsberg [der Frau von Justinus Kerner], dirigiert das Staats-Rechnungswesen sehr gut und ist an seiner Stelle sehr brauchbar, im übrigen aber ein kalter Pedant und auch kein Freund von den Werkern, vorzüglich nicht von deren Staats-Administration. Übrigens hat er keine großen Ansichten und da er ein großer Geschäftswurm ist, so ist er auch nicht fidel, sondern zurückhaltend, daher Du ihn nur durch kluges Benehmen besiegen kannst . . .“ Seine Auffassung vom Wesen des Menschen drückte Kerner einmal so aus: „. . . Merke Dir bei Zeiten ein unumstößliches Naturgesetz, daß nämlich der Mensch nur andere lehren kann, wenn er zugleich selbst lernt, sich mit allen Attributen des edleren Menschen auszurüsten und nie vergißt, daß alle Menschen die nämlichen Grundanlagen haben, nämlich die Bestim-

mung als freie Wesen und daß sie diese Freiheit je nach dem Grad ihrer Bildung entweder durch vernünftige Widerrede oder durch Eigensinn und Brutalität zu bewahren suchen. Wenn Du aber einmal die Letzteren gereizt hast, so hast Du auch schon aufgehört, auf sie vernünftig wirken zu können“ (3. September 1827).

Diese paar Beispiele geben nur eine unvollkommene Vorstellung von der Vielseitigkeit des Briefwechsels, in den viel Persönliches eingeflossen ist. Wir erfahren daraus, daß der Tübinger Professor für Kameral- und Staatswissenschaften, Friedrich Karl v. Fulda, ein guter Freund Kerners war, ebenso wie General von Theobald, mit dem ihn die gemeinsame Erinnerung an die napoleonischen Feldzüge verband. Auch mit den Verlegern Cotta und Franckh war er gut bekannt, obwohl er mit beiden auch Ärger gehabt hatte. Mit Cotta, weil er ohne Kerners Zustimmung etwas von ihm drucken ließ, mit Franckh, weil er seinen Bruder Justinus wegen des Drucks von dessen „Werk über die Somnambule“ an ihn verwiesen, dann diesem aber geraten hatte, sich doch besser an Cotta zu wenden, der 1800 fl offerierte, während Franckh nur 1200 fl geboten hatte, so daß das Geschäft mit ihm nicht zustandekam. Kerner gehörte zu dem Kreis Stuttgarter Honoratioren um Rapp und Dannecker (für Rapps Beisetzung stellte er seine Pferde zur Verfügung), wie er auch seit 1831 Vorstand der im Jahr zuvor gegründeten „Gesellschaft zur Beförderung der Gewerbe“ war und langjähriges Mitglied der Vereine für Wohltätigkeit, Landwirtschaft, Kunst und die Besserung der Strafgefangenen. Mit der Landwirtschaft verband ihn eine besondere Beziehung: in seinen Mußstunden befaßte er sich leidenschaftlich damit. Nach seinem Ausscheiden aus dem Heeresdienst hatte er 1813 eine Dotation König Friedrichs dazu verwandt, das Landgut Schnaitberg bei Essingen Krs. Aalen zu erwerben. Hier pflegte er mit seiner Familie die Ferien zu verbringen und sich von seiner aufreibenden Tätigkeit zu erholen. Den völlig heruntergewirtschafteten Besitz baute er unter großen finanziellen Opfern zu einem Mustergut aus, das für die ganze Gegend zum Vorbild wurde. Für seine Tochter Lina war das Gut ein wahres Paradies, mit dem sie noch im hohen Alter die herrlichsten Erinnerungen verband, wie ihre Tochter Tony berichtet. Auf dem Gebiet der Landwirtschaft traf sich Kerner mit König Wilhelm, das diesem bekanntlich in gleicher Weise am Herzen lag. So mag sich im Gespräch mit ihm die Gelegenheit zur Anregung gegeben haben, in Hohenheim ein landwirtschaftliches Institut zu gründen, von der er in einem Schreiben an Steinbeis vom 10. September 1830 berichtet. Es heißt da: „Hofrat Volz^{111a} hat eine landwirtschaftliche Reise . . . nach Vorarlberg oder Tirol angetreten. Es macht mir in neuerer Zeit auch Sorgen, daß er durchaus nicht mehr in Hohenheim bleiben will, weil er durch höchst unzweckmäßige Anordnungen, welche bei diesem Institut gemacht worden, gekränkt wurde und dieses so nützliche und notwendige Institut geht seinem unvermeidlichen Untergang entgegen, wenn Volz es verläßt. Auf der einen Seite liegt mir dieses Institut sehr am Herzen, da ich zu seiner Entstehung die Anregung gegeben habe, und auf der anderen Seite kann ich von Volz nicht verlangen, daß er unter diesen Umständen bleiben soll. Es ist ein wahrer Jammer, daß in diesem Lande nichts Großartiges aufkommen will . . .!“ Bei der Wahrheitsliebe Kerners wird man an der Richtigkeit seiner Aussage kaum zweifeln dürfen.

Die letzten Jahre seiner amtlichen Tätigkeit brachten dem Präsidenten des Bergrats weitere Erfolge, aber auch neue Schwierigkeiten und neuen Ärger. Die Stabeisen-Walzwerke in Unterkochen und Itzelberg funktionierten ungenü-

gend, weil das Gefälle des Wassers zu gering war, die nötige Antriebskraft zu liefern. Kerner reiste daher im Mai 1834 mit Bergrat Schübler ins Elsaß, um sich in den Hüttenwerken Niederbrunn und Framont über die dortige Stabeisenfabrikation näher zu unterrichten. Nach wie vor beschäftigte ihn die Frage, wie der hohe Bedarf an Brennmaterial anders als mit Holzkohle gedeckt werden könne, wobei er sein Augenmerk neben dem Torf auch auf die Braunkohle richtete. Die Hoffnung, Steinkohlen im Land zu finden, hatte er aufgegeben. Zusammen mit Faber reiste er nach Wemding in Bayern, um das dort aufgefundene Braunkohlenlager in Augenschein zu nehmen und dann in Württemberg in ähnlichen geologischen Formationen Nachforschungen anstellen zu lassen, die tatsächlich in der Gegend der Bohnerzgruben von Mittelfeld und Oggenhausen, besonders aber bei Ludwigstal, fündig wurden¹¹². Aus Dublin ließ er die Zeichnung und Beschreibung einer neu erfundenen Torfpresse kommen, aber greifbare Ergebnisse von bleibendem Wert hatten all diese Bemühungen nicht.

Den größten Ärger erlebte Kerner, als sich der Landtag 1833 mit dem Rechenschaftsbericht der Regierung über das Berg- und Hüttenwesen befaßte und dabei deren Verwaltung grober Fehler und Nachlässigkeiten bezichtigte. Wütend verfaßte er eine Gegenschrift „Beleuchtung der Verhandlungen über das württembergische Berg- und Hüttenwesen in der Kammer der Abgeordneten“, in der er die Anschuldigungen widerlegte und nach seinen eigenen Worten „alle Teile darin nach Noten haute“. Der König, dem er die Schrift übersandte, dankte ihm für seine „patriotischen Bemühungen“. Auch von den Herren Bergräten und Direktor von Herda habe er höfliche Komplimente dafür bekommen, schrieb Kerner an Steinbeis, sie könnten auch alle wohl zufrieden sein, daß sie so gut weggekommen seien und vor der Welt herausgezogen wurden. Bei ihrem Eigendünkel und ihrer Falschheit würden sie ihm aber doch „die Fäuste auf den Rücken machen, die sie mir nicht in das Gesicht machen können“. Resignierend fügte er hinzu: Es ist mir das ganze Wesen so scheußlich entleidet, daß ich es nächstens aufgebe. Ich sehe und überzeuge mich je länger je mehr, daß der Mensch das Irdische nicht treiben soll, um es machen zu wollen, sondern nur, um sich zu machen und da ich jetzt für meinen Teil Irdisches genug gemacht hätte, so will ich lieber die paar Lebenstage, die ich noch habe, vollends an mir machen.“

Doch von einer Aufgabe seiner Tätigkeit konnte keine Rede sein, zu sehr identifizierte er sich mit den Hütten- und Eisenwerken. Unablässig trug er sich mit neuen Änderungs- und Verbesserungsplänen. So erwog er den Gedanken, das Werk Ludwigstal, das Steinbeis im Juni 1830 verlassen hatte, um in Fürstenbergische Dienste zu treten, zu verkaufen, „damit die Schande der schlechten Administration von der Regierung abgewälzt werde“, widersetzte er sich einer Übernahme der Gewehrfabrik Oberndorf durch die Finanzkammer, „nachdem diese Fabrik durch Schreiber verhunzt ist“ und machte er Vorschläge zu einem „Corrections-Projekt“ der unrentabel arbeitenden Christophstaler Werke. Mitte Juni 1836 teilte er seinem Neffen mit: „Ich mußte mich zu Berichtigungen des Bauprojekts von Unterkochen verstehen, woselbst ich an Ort und Stelle noch große Untersuchungen und Berechnungen hatte. Ferner habe ich die Vereinigung der Verwaltungen von Christophs- und Friedrichstal organisiert, zwei total veränderte Correctionsprojekte für den Wilhelmshammer und den unteren Pfannenhammer durch Grundler entwerfen lassen . . . und ferner ein Projekt für die Abänderung der Oberndorfer Hammerwerke berichtigt. Alles dies zu-

sammen hat mich 4 Wochen in Friedrichstal festgehalten, wobei ich von früh bis in die Nacht gearbeitet habe und nebenbei wurde dem ungläubigen Bergrat Pulvermüller der warme Wind bei dem Hochofen eingerichtet und zwar noch durch besondere Heizung, weil solches mittels der Gichtflamme noch nicht tunlich war und seinem Unglauben wurde so geholfen, daß er noch eine große Freude dabei hatte . . . In dieser kurzen Zeit ist gewiß sehr vieles für das württembergische Hüttenwesen geschehen und zwar nicht multa allein, sondern vorzüglich multum. Die drei oberen Werke von Christophstal nebst der Verwaltung werden nächstens zum Verkauf für eine Tuchfabrik oder Spinnerei etc. in öffentlichen Blättern feilgeboten werden . . . Auch mit dem Walzwerk von Unterkochen muß ich vorwärts machen, weil alle diese Dinge zur Verabschiedung vor die Stände gebracht werden mußten . . .“

Eine bittere Erkenntnis war es für Kerner, daß die Eigengesetzlichkeit „seiner“ Werke stärker geworden war als er, als im Frühjahr 1837 gegen sein Votum beschlossen wurde, in Schussenried ein Eisenhüttenwerk und in Weißenau ein Hammerwerk anzulegen. Er regte sich so sehr darüber auf, daß er längere Zeit krank darniederlag. Nicht ohne eine gewisse Schadenfreude schrieb er im Juni 1837 an Steinbeis: „Faber und Schübler haben in der Tat mit den oberschwäbischen Werken den Dummheitspreis zehnfach verdient. Man langt dort gegenwärtig abscheulich in den Dreck. Der Bergrat mußte bereits an den Finanzminister berichten, daß, wenn diesen Werken nicht auf mehrere Jahre ein Quantum Holz im Gnadenpreis zugeführt werde, solche einen harten Stand bekommen würden . . .“. Doch im November 1839 konnte der Betriebsbeginn der Eisenhüttenanlage Schussenried für das nächste Frühjahr angekündigt werden. Auch die von Kerner abgelehnte Übernahme der Gewehrfabrik Oberndorf in die Verwaltung der Finanzkammer wurde schon 1838 verwirklicht.

Das waren alles Schläge, die Kerner nicht leicht verwand, was sich in einem Nachlassen seiner bisher guten Gesundheit bemerkbar machte. Trotzdem fuhr er unbeirrt fort, die Werke im vorgeschriebenen Turnus zu besuchen, über sie Bericht zu erstatten und seine Vorschläge zu machen. Was er im September 1838 an seinen Neffen Steinbeis schrieb, galt jedoch auch für ihn: ob er nicht mehr übernehmen würde, als für seine Gesundheit zuträglich sei. Denn nun traten die im russischen Feldzug erlittenen Schäden wieder in Erscheinung und zwangen ihn immer häufiger für kürzere oder längere Zeit seinen Dienst zu unterbrechen. Die letzte Ausarbeitung, die er für König Wilhelm anfertigte, war ein Bericht über verschiedene Stahlarten im September 1839. In seinem vorletzten Brief an Steinbeis vom 18. Dezember - der letzte war vom 21. Dezember 1839 - bedauerte er, daß dieser aus Stuttgart abgereist sei, da „ein längst erwarteter Apparat zum Heizen mit Wasser-Röhren in einem Treibhaus aus England für das innere Gewächshaus in Cannstatt [der Wilhelma] angekommen ist, der sehr merkwürdig wegen dem Guß sein soll. Der König ließ mir heute davon Nachricht geben und daß ich solchen einsehen soll“.

Im Frühjahr 1840 versagte dann nach langem Krankenlager sein Körper den Gehorsam. Am 12. April, einem Palmsonntag, starb Karl Kerner in Stuttgart im Alter von 65 Jahren am „Nervenfieber“, vermutlich einer Folge seines nie ganz ausgeheilten Typhus. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Wenn Gott kommandiert, muß der Mensch folgen“.

Die Trauer um ihn war groß und allgemein. Der Nachruf auf ihn im Schwäbischen Merkur mußte wegen seiner Länge in zwei Folgen gebracht werden.

Er schloß mit den Worten: „an seinem Grab wird jeder ausrufen - er war ein Mann!“ König Wilhelm sandte ein eigenhändiges Beileidsschreiben an die Witwe. Die Beisetzung auf dem Stuttgarter Hoppenlaufriedhof, bei der Stadtdekan Gerok die Trauerrede hielt, versammelte eine unübersehbare Menge Leidtragender. Ihnen allen war bewußt: Württemberg hatte einen großen und treuen Sohn verloren, einen hervorragenden Soldaten, einen reich begabten, schöpferischen Menschen und einen seiner bedeutendsten Hüttenmänner. Wir können heute hinzufügen: einen Wegbereiter der Industrialisierung unseres Landes. Indem er die Hütten- und Eisenwerke zur höchsten damals möglichen technischen und wirtschaftlichen Vollkommenheit ausbaute, schuf er eine Voraussetzung für die Umwandlung Württembergs zum Industriestaat. Das von ihm begonnene Werk setzte sein von ihm erzogener Neffe Ferdinand Steinbeis fort. Zwar nicht als sein Nachfolger in der Leitung des Berg- und Hüttenwesens, aber als Präsident der Zentralstelle für Gewerbe und Handel.

Steinbeis war es auch, der das Grabmal seines Onkels auf dem Hoppenlaufriedhof entwarf, ein Oktogon aus Gußeisen in neugotischem Stil. Von Konrad Weitbrecht stammten die Reliefs, gegossen wurde es in Wasseralfingen. Auf jeder der acht Seiten fanden sich abwechselnd Namen und Lebensdaten, die militärischen Ränge und die Stufen des hüttenmännischen Aufstiegs Kerners, unterbrochen von den Worten: „Tapfer im Kriege - der Beglückter der Seinen - Unermülich im Frieden“. Das Grabmal wurde im 2. Weltkrieg durch Bomben zerstört, das Grab selbst kennen heute nur noch Eingeweihte. Kerner verdiente es, daß sein Grab wieder hergerichtet und der Vorübergehende durch einen Hinweis darauf aufmerksam gemacht würde: hier ruht ein großer Mann, ein treuer Sohn seiner Heimat, der mithalf, den Grundstein zur heutigen Wirtschaft und Kultur unseres Landes zu legen!

Anmerkungen

- 1 Von der spärlichen Literatur über Kerner sind zu nennen: ein Artikel im Schwäbischen Merkur 1840 S. 545 und Beil. zu Nr. 137 vom 19. Mai 1840, die nur wenige Zeilen umfassende Notiz über ihn von J. Hartmann in der ADB 15 S. 646, die Würdigung im Neuen Nekrolog der Deutschen von 1840 S. 414-420 und das knappe Lebensbild von Eugen Reinert und Hermann Niethammer in den Schwäbischen Lebensbildern Bd. 1 (1940) S. 303-312.

Die vorliegende, aus einem am 11. März 1976 in Ludwigsburg gehaltenen Vortrag hervorgegangene Lebensschilderung ist weithin aus den Akten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStA Stgt.) und Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) geschöpft. Der Verfasser bittet um Nachsicht, wenn die hütten technischen Fragen einer fachgerechten Darstellung nicht immer entsprechen.

- 2 Vgl. die von Pfarrer Adolf Rentschler, Möglingen, und anderen Bearbeitern zusammengestellte Stammfolge der Familie Kerner im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 110 (Schwäbisches Geschlechterbuch Bd. 7), Görlitz 1940 S. 255 ff.
- 3 Justinus Kerner, „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“.
- 4 Ebenda, wie auch die folgenden Zitate.
- 5 Über Ferdinand Friedrich Nicolai (1730-1814) gibt es noch kaum Literatur. Neben dem Artikel von Poten über ihn in der ADB 23, 579 f. ist eine knappe Zusammenfassung seines Lebens und Werks in des Verf. „Geschichte der Hohen Carlsschule in Stuttgart“ (Darstellungen a. d. Württ. Gesch. 37. Bd. Stuttgart 1953) S. 37 ff. und 307 bis 310 enthalten. Er verdiente längst eine ausführliche Darstellung.

- 6 Näheres dazu in der „Geschichte der Hohen Carlsschule“ des Verf.
- 7 Personalfaszikel Kerner in den Akten der Hohen Carlsschule.
HStA Stgt. Bestand A 272, Bü. 330 Nr. 1301.
- 8 Ebenda.
- 9 Gustav Hauber, Die Hohe Carlsschule. In: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Hrsg. vom Württ. Geschichts- und Altertumsverein. 2. Bd. Esslingen 1909, S. 90 ff.
- 10 Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.
- 11 Schreiben Kerners an den Studenten Steinbeis in Tübingen vom 20. 8. 1827. StAL, PL 3, Depositum Steinbeis Bü. 3.
- 12 HStA Stgt. A 272 Bü. 330, Nr. 1301.
- 13 HStA Stgt. Abteilung Militärarchiv.
- 13a Nach Auskunft des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt handelt es sich um eine „Kriegsschule für Artillerie-, Infanterie- und Kavallerie-Offiziere“, an der 1793 die Leutnante Haas (1758-1810), Schüler und Hill (1764-1838) Unterricht erteilten.
- 14 August Friedrich Cammerer aus Bayreuth (1755-1829), vormals kaiserlich russischer Major, trat 1799 in württembergische Dienste. Möglicherweise kannte ihn Herzog Friedrich noch von seinem Aufenthalt in Russland her. Nach seinem Ausscheiden aus dem württembergischen Heeresdienst am 9. August 1809 wurde er im Feldzug von 1814 als Feldzeugmeister und Generalinspekteur der Artillerie reaktiviert (17. Mai) und am 14. Februar 1817 mit jährlich 2000 fl Besoldung zum Gouverneur von Ulm ernannt. Am 23. September 1818 erhielt er das Großkreuz des neu errichteten Militärverdienstordens. Auf sein Ansuchen wurde er am 8. Oktober 1820 von diesem Posten enthoben. Er starb am 9. August 1829 in Rottenburg a. N. HStA Stgt. Abt. Militärarchiv, D 64 Bd. 6 fol. 81 und Bd. 4 fol. 28 v.
- 15 Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.
- 16 Ebenda.
- 17 Ebenda.
- 18 Zitat aus dem Lebensbild von Friedrich August Pulvermüller. Schwäb. Lebensbilder III, 451 ff.
- 19 Vgl. dazu Manfred Thier, Geschichte der Schwäbischen Hüttenwerke 1365-1802. Aalen und Stuttgart 1965 S. 337.
- 20 1822 schrieb dazu der Oberfinanzrat und spätere Finanzminister v. Herzog in einem Rückblick auf die württ. Finanzverwaltung 1816-1822: „Wenn gleich im allgemeinen der Betrieb von Gewerben in der unmittelbaren Verwaltung des Staats manche Erinnerungen zuläßt, so müssen dieselben doch da zurücktreten, wo es sich darum handelt, nationalwirtschaftliche Zwecke mit Anstalten und Aufopferungen zu erreichen, welche nur von dem Staate ausgehen können. Und dies ist in hohem Grade bei den Eisen- und Stahlwerken des Staates der Fall, indem es hier darum zu tun war, Fabrikationen zu begründen, wofür bis jetzt namhafte Summen dem Ausland zuflossen; die bereits eingerichtete Fabrikation aber auf den möglichen Grad von Vollkommenheit zu heben, überhaupt Einrichtungen zu machen, zu denen ein Pächter sich nicht entschließt, weil er den Erfolg nicht unmittelbar vor sich sieht, die aber auch ein Eigentümer nicht leicht unternimmt, weil es ihm an den Geldmitteln und an den Personen für ihre Ausführung fehlt, und weil er in jedem Fall nur den Fabrikations-Gewinn in Anschlag bringen kann, während der Staat in seinem Calcul auch den nationalwirtschaftlichen Gewinn, die Hebung des inländischen Kunstfleißes, anschlagen muß. Die Werke waren in einem sehr unvollkommenen Zustande, an dem der Mangel an gebildeten und gewandten Beamten und die Beschränktheit der inneren Einrichtungen vorzüglich die Schuld trug . . .“ Württ. Jahrbücher hrsg. von J. D. G. Memminger, Jahrgang 1822 S. 407 f.
- 21 Adolf Reile, Geschichte der Sensenfabrik Neuenbürg. Darstellungen aus der Württ. Gesch., hrsg. von der Württ. Kommission f. Landesgesch., 38. Bd. Stuttgart 1953.

- 22 Der 1759 geborene, aus Kurhessen berufene Geheimrat Johann Friedrich Waitz von Eschen war ein hervorragender Fachmann, der aber schon am 20. November 1804 verstarb.
- 23 HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 24 Schwäbische Lebensbilder II, S. 451-459.
- 25 Vgl. Heinz Kraft, Die Württemberger in den Napoleonischen Kriegen. Stuttgart 1953, S. 50.
- 26 Niethammer/Reinert, Karl Freiherr v. Kerner. Schwäbische Lebensbilder I S. 306. Kraft, Die Württemberger . . . schildert den Hergang etwas anders (S. 81).
- 27 HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 28 Kraft, Die Württemberger . . . S. 151.
- 29 a. a. O. S. 177.
- 30 Vgl. auch Kerners Beschreibung der K. Eisenwerke und Erzgruben in: Württ. Jahrbücher 1822, 1. Heft S. 188 ff. und Thier, Gesch. der Schwäbischen Hüttenwerke sowie Max Miller, Die Organisation und Verwaltung von Neuwürttemberg unter Herzog und Kurfürst Friedrich. Stuttgart 1934 S. 123.
- 31 HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 32 Unter „Kohlen“ sind hier stets Holzkohlen zu verstehen, die bei den einzelnen Werken in verschiedener Mischung verwendet wurden. In Christophstal z. B. bestanden sie nach Kerner in „ausgehartztem Nadelholz von meist schlechter Qualität“, in Friedrichstal aus „1/4 Teil Laubholz-, 1/4 Teil Kiefern- oder Forchen- und 2 Teilen Fichten-Kohlen“. Beschreibung der K. Eisenwerke und Erzgruben. Württ. Jahrbücher 1822.
- 33 HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 34 Stammkunden.
- 35 HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 36 Berichte vom 18. und 28. Februar und 2. März sowie kgl. Resolution vom 25. März 1810. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 37 Bericht über den Verschluß der Fabrikate von Friedrichstal und Bärenthal. Stuttgart, 8. Mai 1810. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 38 Gesuch vom 16. Juli 1810. HStA Stgt. E 13 Bü. 2. Dankschreiben an den König für die Verleihung des Kommandeurkreuzes des Civil-Verdienst-Ordens. Stuttgart, 18. Juni 1810. HStA Stgt. E 5 Bü. 33.
- 39 Vgl. Anmerkung 37.
- 40 Bericht über das Hammerwerk Zizenhausen. Stuttgart, 17. Sept. 1810. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 41 Bericht über das Gesuch des Pierre Petit von Heidenheim betr. dessen Erzsieb neuerer Konstruktion. Stuttgart, 19. Juli 1810. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 42 Anbringen des Finanzministers, die im Kocher-, Roth- und Leintal vorgenommene Steinkohlenuntersuchung betr. 19. Dez. 1810. HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 43 Stuttgart, 8. Mai 1810. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 44 Aus einem Schreiben Kerners an Steinbeis, 3. September 1827. StAL PL 3 B.3.
- 45 Rückblicke auf die Württ. Finanzverwaltung in den Jahren 1816 bis 1822. Württ. Jahrbücher 1822, 2. Heft S. 408.
- 46 Dekret an das Finanzministerium vom 22. Oktober 1811 zur Weiterleitung an Kerner auf dessen Bericht vom 15. Oktober. HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 47 Vgl. Anmerkung 45.
- 48 HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 49 Gesuch, Stuttgart, 12. März 1811. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 50 Bericht, St. Christophstal, 21. März 1811. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 51 Bericht über das Resultat seiner Anwesenheit in Friedrichs- und Christophstal. Stuttgart, 29. März 1811. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 52 Anbringen des Finanzministers über die Beschwerde der Nagelschmiede in Stuttgart. 6. April 1811. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.

- 53 Konzept kgl. Reskripts an Oberst v. Kerner, 10. Mai 1811. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 54 HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 55 Schreiben des Königs an Kerner, 27. März 1813. HStA Stgt. E 13 Bü. 1. Akten der Gewerfabrik Oberndorf 1811-13. HStA Stgt. E 12 Bü. 37-39.
- 56 Aus einem Schreiben an Steinbeis, 10. Juli 1830. StAL PL 3 Bü. 3.
- 57 HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 58 Anbringen des Finanzministers vom 4. September 1812. HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 59 Vgl. dessen Biographie in Schwäbische Lebensbilder I, 147 ff. Anbringen des Finanzministers vom 17. September 1812. HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 60 Dekret vom 21. Februar 1812. HStA Stgt. E 13 Bü. 2.
- 61 Kraft, Die Württemberger in den Napoleonischen Kriegen S. 203.
- 62 Als Offizier hatte Kerner bezogen: aus der Kriegskasse als Generalquartiermeister-Leutnant 1500 fl nebst 2 Pferderationen zu 264 fl, aus der Militär-Ordenskasse als Kommandeur 1. Klasse 800 fl, aus der General-Staatskasse als Generaldirektor der sämtlichen Eisen- und Hüttenwerke 1200 fl, aus der Straßenkasse als ehemaliger Sous-Intendant beim Straßenbaudepartement 600 fl, insgesamt 4 364 fl. Seine Besoldung als Direktor der Sektion der Berg-, Hütten- und Eisenwerke belief sich jetzt auf 4 064 fl zusätzlich 18 Meß Holz, war also ungefähr gleich hoch. HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 63 Aus einem Schreiben an Ferdinand Steinbeis, 3. März 1830. StAL PL 3 Bü. 3.
- 64 Schreiben an Steinbeis, 11. Februar 1830. a. a. O.
- 65 Anbringen des Finanzministers vom 15. März 1813. HStA Stgt. E 13 Bü. 1.
- 66 Anbringen des Finanzministers Graf v. Mandelsloh vom 8. Juli und 1. Juni 1814. HStA Stgt. E 13 Bü. 1 und E 14 Bü. 1883.
- 67 Aus den Jahresrechnungen extrahierte Übersicht über Produktion, Verkauf und Ertrag in den Jahren 1804-1814. Gegliedert nach Massel- und Gußeisen, rohem Stahl, raffiniertem Stahl, Eisen, Sensen, Sicheln, Strohmessern, Strohlättern und Schaufeln. Stand 1. Juni 1814. – Aufstellung über die Fabrikation in St. Christophstal von Georgii 1801 bis Georgii 1813 an geschmiedetem Eisen und fabrizierten Pfannen. – Übersicht des jährlichen Ertrags der Eisenwerker zu Christophstal und Friedrichstal von Georgii 1801 bis Georgii 1813. Eingesandt am 27. Juli 1814. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 68 Anbringen in Betreff einiger Einrichtungen bei der Hauptgießerei zu Wasseralfingen, 19. Dezember 1815. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 69 Schreiben betr. die Absicht Sr. Kgl. Majestät, ihm das Departement des Innern zu übertragen. Stuttgart, 21. Februar 1817. HStA Stgt. E 4 Bü. 17.
- 70 Kgl. Dekret vom 26. Februar 1817. HStA Stgt. E 14 Bü. 1877.
- 71 Max Miller, Salomo Michaelis, Schützling, Mitarbeiter und Freund des Freiherrn v. Wangenheim. ZWLG 1939, 158 ff.
- 72 Schreiben Kerners an Vellnagel, 28. September 1817. Korrespondenz Vellnagel. HStA Stgt. E 4 Bü. 10.
- 73 HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 74 HStA Stgt. E 14 Bü. 1883. Die hier nur kurz geschilderte Episode, über die die Akten noch mehr aussagen, verdiente eine gesonderte Darstellung unter Heranziehung bayrischer Quellen.
- 75 a. a. O.
- 76 Vgl. seine Biographie in den Schwäbischen Lebensbildern III, 575 ff.
- 77 Bericht des Finanzministers betr. die Eingabe des Grafen v. Arensberg über die Administration der kgl. Eisenwerke. 1. Dezember 1819. HStA Stuttgart E 14 Bü. 1883.
- 78 Anbringen des Finanzministeriums vom 11. Januar 1819. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 79 Anbringen, die Verhältnisse des Schmelzwerks zu Harras und des Hammerwerks zu Bärental betr., 4. März 1820. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 80 Anbringen, die Stilllegung des Hammerwerks Itzelberg betr., 1819. Befehl zur Einstellung des Heidenheimer Hochofens, 13. Juli 1818. HStA Stgt. E 14 Bü. 1878.

- 81 Berichte des Finanzministers an den König, 22. Juli und 22. September 1819. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 82 Anbringen betr. die Einrichtung eines Walzwerks zu Unterkochen. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 83 Anbringen und Berichte über das emaillierte Eisengeschirr von Wasseralfingen, 12. Dez. 1820, 8. und 17. Februar 1821. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 84 Gesuch Fabers vom 23. Juli 1821. HStA Stgt. E 14 Bü. 1878.
- 85 Bericht über die Resultate der von Schlossermeister Frech aus Österreich angestellten Gußstahlproben. 23. Januar 1821. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 86 Bericht des Finanzministers an den König vom 21. Dezember 1821. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 87 Bericht über die Erfindung des Gußstahls. 15. Mai 1822. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 88 Reinert, Friedrich August Pulvermüller. Schwäbische Lebensbilder III, 457.
- 89 Bericht Kerners vom 16. August 1827 über seine halbjährige Inspektionsreise auf die Eisenwerke. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 90 Meldung des Finanzministers Weckherlin vom 20. September 1821. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 91 Bericht vom 24. August 1822. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 92 Antrag betr. den Fortbestand des Hochofens Harras, 25. Februar 1823. a. a. O.
- 93 Schreiben Kerners an Vellnagel. Stuttgart, 28. Januar 1822. HStA Stgt. E 14 Bü. 10.
- 94 Aus einem Schreiben an Steinbeis, 15. Dezember 1830. StAL PL 3 Bü. 3. Bei dem Verweis, auf den er hier anspielt, könnte es sich um den Vorwurf handeln, an der Verschwörung des Jahres 1800 beteiligt gewesen zu sein.
- 95 Bericht des Finanzministers an den König über die Eingabe Kerners in Betreff seiner amtlichen Stellung bei der Verwaltung der Berg- und Hüttenwerke, Stgt. 7. April 1824. Nähere Bestimmungen der amtlichen Verhältnisse des Bergratspräsidenten Geh. Rat v. Kerner und des Direktors v. Herda, 14. April 1824 und Anbringen des Finanzministeriums an den König betr. die Dienstverhältnisse beider. Stgt. 15. Februar 1835. HStA Stgt. E 14 Bü. 1877.
- 96 Korrespondenz Vellnagel. HStA Stgt. E 14 Bü. 10.
- 97 Berichte vom 30. Dezember 1821 und 6. Mai 1822. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 98 Antrag auf Anstellung eines Künstlers. 13. Nov. 1823. HStA Stgt. E 14 Bü. 1878.
Vgl. auch: Georg August Winterlin, Der Bildhauer Georg Konrad Weitbrecht (1796-1836) WVjsh NF 1896, 333 ff. und Reinert, Wilhelm v. Faber du Faur. Schwäbische Lebensbilder I, 149.
- 99 Berichte und Schreiben vom 4. Oktober 1823, 28. April 1824, 31. Oktober 1827 und 22. Oktober 1828. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 100 Antrag auf Errichtung eines neuen Großhammer-Gebäudes und Kanals in Christophstal, 4. Sept. 1824, Bitte des Bergrats, dem neuen Werk die Benennung „Wilhelmshammer“ beilegen zu dürfen, 21. Januar 1826. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 101 Berichte vom 16. August 1826 und 3. Februar 1829. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 102 Visitationsberichte Kerners vom 25. Juni 1829 und 1. September 1832. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883 und 1884.
- 103 Visitationsberichte Kerners vom 25. Juni und 18. Nov. 1829. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 104 Visitationsberichte Kerners vom 25. Juni 1829, 17. Oktober 1835 und 5. Juli 1836. HStA Stgt. E 14 Bü. 1883 und 1884.
- 105 Schreiben Kerners an den König. 15. Januar 1833. HStA Stgt. E 14 Bü. 1884.
- 106 Bericht über die Anwendung erhitzter Luft bei dem Gebläse der Hochöfen und deren Resultate vom 14. Januar 1834. HStA Stgt. E 14 Bü. 1878.
- 107 Nach Reinert, Wilhelm v. Faber du Faur, Schwäbische Lebensbilder I, 150/51.
- 108 HStA Stgt. E 14 Bü. 1883.
- 109 Aus der am 18. 10. 1834 geschlossenen Ehe gingen mehrere Kinder hervor; vierte Tochter war die 1848 in Ludwigsburg geborene Tony, die sich mit dem Hofrat Schumacher vermählte und sich als Jugendschriftstellerin einen Namen machte. In ihren

Jugenderinnerungen berichtet sie manche interessante Einzelheiten über ihre Großeltern. Ihre Großmutter Kerner verstarb am 10. 9. 1846.

- 110 Vgl. das Lebensbild Steinbeis' von Paul Siebertz in: Schwäbische Lebensbilder III, 486 ff. sowie dessen Buch „Ferdinand von Steinbeis, ein Wegbereiter der Wirtschaft“. Stuttgart 1952.
- 111 Als Dauerleihgabe von Herrn Hans Dieter Metzger im StAL unter der Signatur PL 3, Depositum v. Steinbeis, verwahrt.
- 111a Hofrat Heinrich Volz (1791-1879) hatte bei Schwerz in Hohenheim und bei Thaer in Möglin studiert. 1829 wurde er Professor für Landwirtschaft am Hohenheimer Institut, dem er dann 1832-1837 als Direktor vorstand.
- 112 Schreiben Kerners an Steinbeis vom 16. Januar 1834. a. a. O.

Die Frommen und die Kirche –

ein spannungsreiches Verhältnis, dargestellt an Beispielen aus der Kirchengeschichte Ludwigsburgs

(Vortrag gehalten am 29. September 1976 in der Stadtkirche von Ludwigsburg)

Von Martin Brecht

Sie feiern in dieser Woche das 250. Jubiläum Ihrer Stadtkirche, jenes Gebäudes, das aus dem klaren maßvollen Plan Ihrer Stadt und Ihres Hauptplatzes nicht mehr wegzudenken ist, das mit dazu gehört zum vertrauten heimeligen Bild, das unsere alten Städte wirklich wohnlich macht. Aber halten wir gleich einmal inne: Was ist das denn eigentlich, Kirche? Das geht doch nicht nur auf jenes Gebäude das nun einmal wie selbstverständlich mitten in der Stadt steht, um den religiösen Bedürfnissen der Bürger zu dienen, ähnlich wie das Rathaus der Verwaltung dient. Die Kirche als eines der öffentlichen Gebäude unter andern, das trifft die Sache und trifft sie irgendwie doch nicht. – Kirche, das heißt doch „Haus des Herrn“. Aber wer der unmittelbare, ja absolutistische Herr dieser Stadt eigentlich war, das war für jeden unübersehbar, der hier durch die Straßen ging. Das war der Herr, dem diese Stadt Entstehung und Namen verdankt, der herzogliche Landesherr, der bis 1776 hier auch residierte. Und merkwürdig: Er hat seine neue Residenz hier bauen können, weil er in der Lage war, über Grund und Boden der Domäne des Erlachhofes zu verfügen; ein Grundbesitz der Jahrhunderte zuvor den strengen Mönchen vom reformerischen Orden der Zisterzienser geschenkt worden war, damit sie ihn in Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit bebauen sollten. Diesen Mönchen war es ursprünglich leidenschaftlich um die Entflechtung von Welt und Kirche gegangen. Dann aber hatte der Staat durch die Verweltlichung, die Säkularisation des Klosterbesitzes die Verfügungsgewalt über dieses kirchliche Eigentum erlangt. So spiegelt gerade auch die Gründung dieser Stadt etwas von dem modernen Prozeß des Ausgreifens der staatlich weltlichen Macht ins Kirchliche hinein. Nicht genug damit: Im Gefolge der Reformation war dem Staat auch der geradezu illegale Zugriff auf die eigenen Geldmittel der Kirche möglich geworden. Und im Falle des Baues des Ludwigsburger Schlosses hat der Staat zugegriffen! 1708 waren 19 508 fl., 1709 35 505 fl., 1710–1724 jährlich zwischen 40 000 bis 80 000 fl. und von da an jährlich 40 000 fl. aus dem württembergischen Kirchenkasten an den Baumeister des Schlosses abzuführen, während das Geld für den Kirchbau in Ludwigsburg durch Opfer zusammengebetzelt worden ist. Hier wird es offenkundig: Die Kirche war nur noch ein Sektor unter anderen im öffentlich-politischen Bereich, über den der Landesherr in der Funktion eines obersten Bischofs wie über alle anderen verfügte. Der Gerechtigkeit halber sei gesagt, daß das nicht immer zum Nachteil der Kirche war; aber daß es trotzdem keine ideale Form von Kirchenleitung war, ist uns heute sehr wohl bewußt. Die kirchlichen Beamten und Funktionäre, die Pfarrer und Dekane waren dabei zu einem guten Stück weisungsgebunden. Sie unterstanden dem herzoglichen Konsistorium und mittelbar dem Herzog. Wie wir sehen werden, konnte solche Abhängigkeit zu Katzbuckelei führen und der Status der Staatskirche mußte Spannungen

zwischen kirchlichem Auftrag und politischen Rücksichten mit sich bringen. Von einer Mitsprache der Gemeinde an den kirchlichen Angelegenheiten war unter diesen Verhältnissen kaum die Rede.

Aber Kirche ist doch nicht eigentlich das Gebäude in der Stadt oder der Funktionsapparat unter den anderen öffentlichen Behörden. Kirche, das ist Gottesdienst, Predigt, Taufe, Abendmahl, Trauung, Beerdigung, Betstunde, Bußtage, Seelsorge, Konfirmation und Religionsunterricht. Ganz gewiß sind Verkündigung, Austeilung der Sakramente und Unterweisung wesentliche Verwirklichungen der Kirche, darin vollzieht sich der kirchliche Auftrag. Aber jedem nachdenklichen Menschen werden heute Zweifel kommen, ob Kirche in diesem Handeln ihrer Diener zureichend beschrieben ist. In der Kirche tut sich zudem doch noch mehr, als sich an statistischen Tätigkeitsberichten am Ende eines Kirchenjahres ablesen läßt und das doch nicht ohne weiteres gefeit ist gegen die Gefahr, eben auch Routine und Betrieb zu sein.



Stadtkirche in Ludwigsburg

Das ist nicht erst uns heute bewußt geworden. An diesem Problem, daß Kirche eben nicht nur Funktionskirche, nicht nur der Betrieb einer liturgischen Anstalt ist, hat die Kirche immer wieder laboriert, das ist in der Reformation aufgebrochen, das hat in der bedeutendsten Reformbewegung in der evangelischen Kirche, die der Pietismus war, eine Rolle gespielt. Martin Luther hatte in einer überraschenden Selbstverständlichkeit einst festgestellt: „Es weiß Gott lob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören“. Da kommen als ein wesentlicher Bestandteil von Kirche endlich die glaubenden Menschen in den Blick, die Gemeinde, das Volk Gottes. Sie bilden den einen Brennpunkt der

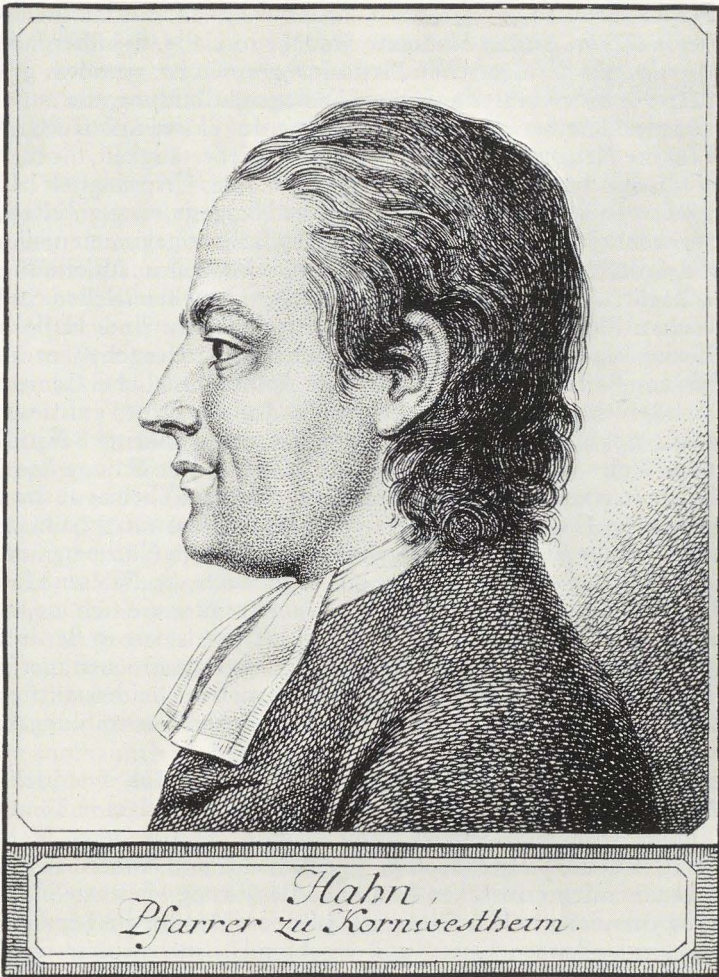
Ellipse; der andere ist das Wort des Herrn, die Verkündigung und beides zusammen macht eigentlich die Kirche aus. Vielleicht haben wir es mit Genugtuung vernommen, daß die Kirche als Staatskirche oder als Funktionskirche problematisiert wurde. Es ist aber nunmehr festzustellen, daß auch die christliche Gemeinde problematisiert ist. Denn, wer lebt so aus dem Hören der Stimme seines Herrn? Wer ist denn da wirklich Kirche? Fragen über Fragen erheben sich hier: Ist es die kleine Schar der treuen Kirchgänger, die regelmäßig praktizieren? Gibt es unter den andern nicht auch ernsthafte Christen? Man weiß das nicht genau, und es ist schwierig, darüber ein gültiges Urteil abzugeben. Der Schein kann trügen bei den Frommen und bei den andern. Die Gemeinde, das ist jedenfalls die Seite von Kirche, die sich am wenigsten demonstrieren und aufweisen läßt. Aber es gibt sie. Jeder Pfarrer wird etwas davon wissen. Ich hoffe, auch etwas von dieser Realität der Kirche zeigen zu können.

Es fehlt bis heute bekanntlich nicht an Versuchen, die eigentliche Gemeinde besser in den Griff zu bekommen, sie für sich zu sammeln. Das kann verschieden geschehen, etwa als Trennung, Separation von der mit der Welt verfilzten, in der Gesellschaft aufgegangenen, vielleicht verbürgerlichten Kirche. Die Geschichte der Kirche ist auch eine Geschichte von Abspaltungen, und sie muß mit dieser leidigen Tatsache leben. (Auch davon werden wir nachher noch hören). Daß auch der fromme Mensch noch Mensch von dieser Welt ist, nicht frei von Machtgelüsten, Eifersucht, Eigensinn und ähnlichem zeigt sich gleichfalls immer wieder. – Eine andere Möglichkeit, Kirche im eigentlichen Sinn zu verwirklichen, besteht in der Bildung besonderer Kleingruppen der Frommen in der Großkirche. Das ist der Weg des kirchlichen Pietismus gewesen, ein Kirchlein in der Kirche zu sein, das seines Glaubens leben will. Für die Gesamtheit ist das Vorhandensein einer solchen Gruppe nicht immer leicht zu ertragen. Sie war schon durch ihre Existenz so etwas wie ein stiller Vorwurf und wurde darum höchst mißtrauisch betrachtet. Anlaß zur Kritik zu finden, war auch hier meist nicht schwer, denn auch die Heiligen sind nur Menschen und oft genug sogar wunderliche, und nicht immer gelingt es, Anspruch und Leben in Übereinstimmung zu bringen. Da war man dann gegenüber den Frommen oft schnell und selbstgerecht mit dem Vorwurf der Scheinheiligkeit bei der Hand, während die Frommen ihrerseits nicht ungern auf die verlorenen Weltkinder herablickten. – Noch etwas anderes kommt hinzu: Was ist eigentlich die Stimme des Hirten? Ist es das, was sonntags die Pfarrer von der Kanzel verkünden, die jeweils aktuelle Theologie, die sie auf der Universität gelernt haben und die sich in den großen Denkmürben der letzten Jahrhunderte ihrerseits immer wieder gewandelt hat? Oder ist es das, was ich in der Bibel feststelle, was mir der Heilige Geist eingibt, oder was die von mir anerkannte fromme Autorität sagt? Ist es das bewährte Alte, das Bekenntnis der Väter, oder die aufregende neue Einsicht und als wichtig erkannte Notwendigkeit? Darüber gibt es verschiedene Meinungen, aber wer legt es eigentlich fest, was die Stimme des Hirten ist, nachdem es bei den Evangelischen kein unfehlbares Lehramt gibt: der Herzog, das Konsistorium, die große Mehrheit oder die fromme Minderheit als die eigentliche Kirche, oder gar die fromme Mehrheit, die die Macht in der Kirche hat und sich dann möglicherweise auch nicht geniert, sie zu gebrauchen? Wir rühren hier bereits an dem schwierigen Sachverhalt des Pluralismus, der Vieltimmigkeit in der Kirche. Mit all dem geht es keineswegs um blasse Theorie oder Sandkastenspiele, hier handelt es sich um bedrängende Probleme der Kirche heute, aber auch von gestern. Konkret: Wir begegnen all dem auch in der

Geschichte der Ludwigsburger Gemeinde in den letzten 200 Jahren. Die Kirchengeschichtswissenschaft kann hier einige Belehrung bieten über Erfahrungen der Kirche, aufgrund deren man manches eher verstehen oder gelassener ertragen oder gar besser machen kann.

Der Reiz der Kirchengeschichte Ludwigsburgs und seiner Umgegend in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts liegt darin, daß hier der Pietismus in beachtlicher Intensität Fuß gefaßt hatte und vertreten war durch Gestalten von bedeutendem Format. Da finden wir in Besigheim den Pfarrer Seiz, den Schwiegersohn, Parteigänger und Agenten des tiefsinnigen spekulativen Prälaten Friedrich Christoph Oetinger von Murrhardt, neben ihm den Stadtschreiber Laux und den Oberamtmann Sandberger, alle ausgeprägte Persönlichkeiten, die sich freilich in ihrem heiligen Eifer gelegentlich auch aneinander rieben. Ein Bruder von Laux war Stadtschreiber in Bietigheim, ebenfalls Pietist. In Mönchingen saß der berühmte Pfarrer Flattich, nicht nur bekannt wegen seines Mutterwitzes sondern wegen seiner großen Gaben als Erzieher und wegen seiner großen und zugleich demütigen geistlichen Weisheit, attraktiv auch für den Hofadel und selbst für den Herzog. In Eglöshausen stoßen wir auf Pietisten, und auch der freilich etwas schwache Stammheimer Pfarrer stand dem Pietismus nahe. Pietistische Gemeinschaftsstunden von Laien geleitet gab es in Neckargröningen und Marbach.

Zum Dekanat und Oberamt Ludwigsburg gehörte Kornwestheim, eine der guten Pfarreien des Landes, die 1770, gerade dreißigjährig, einer der wirklichen Großen des württembergischen Pietismus übertragen bekommen hatte: Philipp Matthäus Hahn. Er hatte die Pfarrei nicht erhalten, weil er ein Anhänger des Pietismus war, sondern weil er sich den Herzog verpflichtet hatte, durch die Konstruktion einer astronomischen Uhr, einem Wunderwerk der Mechanik, das nunmehr in der Ludwigsburger Bibliothek aufgestellt war und auch hohen Gästen vorgeführt wurde. Die Uhr zeigte nicht nur Jahr, Tag, Stunde und Minute sondern dazu den Gang der Planeten einschließlich ihrer Monde; und das in einem doppelten System: einmal nach dem modernen kopernikanischen Weltbild, sodann aber auch nach dem alten und zugleich biblischen Weltbild, in dem die Erde im Mittelpunkt stand. Der Herzog wollte diesen genial begabten Konstrukteur in seiner Nähe haben, und Hahn hat in der Tat viel zu tun gehabt mit dem für ihn zuständigen Oberbibliothekar Prof. Vischer hier in Ludwigsburg, auch mit Besuchen hoher Gäste. Neben seiner Pfarrei hat Hahn in Kornwestheim eine mechanische Werkstatt mit mehreren Arbeitern unterhalten, die Taschenuhren, Sonnenuhren, Großuhren, Haushaltswaagen, hydrostatische Waagen, mit denen man u. a. die „Öchsle“ messen konnte, und andere Instrumente hergestellt hat. In Kornwestheim gelang Hahn seine bedeutendste Konstruktion, die erste Rechenmaschine für alle vier Grundrechnungsarten, die wirklich funktioniert hat. Uns interessiert hier mehr Hahn als pietistischer Pfarrer und Schriftsteller, der ein blühendes Stundenwesen in Kornwestheim ins Leben gerufen hat und der bald auch in lebendigen und intensiven Beziehungen zu den Frommen in Ludwigsburg stand. Aber die Mechanik gehört eben doch zu diesem Pietisten, der selbst manchmal schwer unter dem Zwiespalt von Reichsgottes- und Maschinenarbeit litt. Sie hat ihm nämlich zugleich eine Unabhängigkeit verliehen, ohne die sich dieser in kein landeskirchliches Normalmaß passende Pfarrer und Theologe schwerlich lange hätte halten können. Der Pietist profitierte von der Protektion durch den Landesherrn. Weil Hahn seine Besucher und seine eigenen Besuche, seine Gedanken, Erlebnisse und Konflikte Tag für Tag in sein noch



Philipp Matthäus Hahn

erhaltenes Tagebuch eingetragen hat, ist es uns heute möglich in seltener Deutlichkeit etwas vom Innenleben der Kirche in und um Ludwigsburg zu erkennen. Als Hahn dann 1781 auf die noch reichere Pfarrei Echterdingen überwechselte, wurde sein Nachfolger in Kornwestheim Karl Friedrich Harttmann, eine jener Gestalten die vermittelnd zwischen dem Pietismus des 18. und 19. Jahrhunderts stehen.

Auch in Ludwigsburg gab es ein eigentümliches Zentrum des Pietismus. Seinen Mittelpunkt bildete das herzogliche Waisenhaus, 1736 von Karl Alexander in Verbindung mit einem Zucht- und Arbeitshaus gegründet. Wie das etwas ältere Stuttgarter Waisenhaus geht es in einer seiner Wurzeln auf echt pietistische

Impulse zurück, nämlich auf das große, am Ende des 17. Jahrhunderts gegründete Waisenhaus von August Hermann Francke in Halle, das über Jahrzehnte hin der Mittelpunkt des deutschen Pietismus gewesen ist, von dem große Anregungen für die Bibelverbreitung, die Theologenausbildung, die äußere Mission, die Auswandererbetreuung, die Belebung des ökumenischen Gedankens aber auch für die Neugestaltung der christlichen Liebestätigkeit, die man später als Innere Mission bezeichnet hat, ausgegangen sind. Ursprünglich hatte man in Halle nicht weniger im Sinn gehabt als eine Neugestaltung und Reform der ganzen Christenheit. Dazu ist es aber dann doch nicht gekommen, denn auch diese große Anstalt in Halle konnte nur Bestand haben in Anlehnung an die politische Realität, in jenem Falle den aufsteigenden preußischen Staat, dem vom hallischen Pietismus wichtige Kräfte zugekommen sind. Halle hat sich in dieser Beziehung begrenzen müssen und sich schließlich auch darin erschöpft. Halten wir am Rande fest: Offenbar kann keine christliche Gemeinschaft, auch die schöpferischste und kräftigste nicht, auf die Dauer existieren, ohne sich irgendwie einzulassen auf die gesellschaftliche und politische Wirklichkeit. Kirche in der Welt – das ist ihr Auftrag aber auch ihre Versuchung und Gefährdung, – das ist es, was in der Tiefe die Spannung unseres Themas ausmacht. Als Nachahmung von Halle ist das große staatliche Militärwaisenhaus in Berlin entstanden, ähnliche Einrichtungen gab es später auch in Nürnberg und Würzburg. Staatliche, nicht freie Gründungen sind auch die Waisenhäuser von Stuttgart und Ludwigsburg gewesen, und darum konnten sie sich nie in derselben Weise wie in Halle entwickeln. Aber ihre Leitung ist wie in Berlin so auch in Stuttgart und Ludwigsburg über Jahrzehnte hin ausgesprochen pietistischen Pfarrern übertragen worden und insofern waren auch die beiden württembergischen Waisenhäuser mindestens von ihrer persönlichen Ausstrahlungskraft her Zentren des Pietismus.

Der erste Ludwigsburger Waisenpfarrer war Matthäus Friedrich Beckh (1736–1780), einst Schüler des Klosterpräzeptors J. A. Bengel in Denkendorf. Das hat ihn entscheidend geprägt. Interessant ist sein weiterer Werdegang: Mit 26 Jahren kam der junge Theologe an das Zucht- und Armenhaus in Frankfurt. Dort kam er mit pietistischen Kreisen in Berührung, wie es sie in Frankfurt vom Anfang der pietistischen Bewegung gegeben hat, die die Separation von der Großkirche vollzogen hatten und an ihr nicht mehr interessiert waren. Beckh wäre wohl auch diesen Weg gegangen, wäre er nicht schon nach zwei Jahren nach Ludwigsburg zurückgeholt worden. Jahrzehnte später erscheint Beckh dann keineswegs mehr als radikaler Pietist. Ph. Mt. Hahn hat ihn nicht selten besucht und Beckh seinerseits ist auch nach Kornwestheim gekommen. In diesem Umgang hat er sichtlich versucht, den spekulativen, oft sehr gewagt theologischen Thesen Hahns die Spitze zu nehmen. Ihm ging es zu weit, wenn Hahn im Bewußtsein seiner Einsichten sagte: „Wir wissen durch den Hl. Geist jetzt mehr als die Apostel.“ Hahn hat sich das auch gefallen lassen, daß Beckh sich darum bemühte, daß Hahns Lehren kirchlich erträglich blieben. Beckh hat zeitenweise auch an den von Hahn und den Besigheimern organisierten pietistischen Pfarrerskonferenzen teilgenommen, die eine wichtige Funktion für die gegenseitige Verständigung, Korrektur und Fortbildung dieser Gruppe hatten. Später, als dieser Kreis bei der Kirchenleitung Aufsehen erregt hat und eigentlich verboten worden war, zog sich Beckh davon zurück mit einer interessanten Begründung gegenüber Hahn, die einen kritischen Einblick in den frommen Pfarrerskreis vermittelt:

Im Anfang habe die Konferenz wohl einen Nutzen, bis es gewohnt sei. Es schlagen sich aber allerhand Leute dazu, wie bei ihnen und vormals, manche Pfarrer, die hernach abgeschafft (entlassen) wurden; da hieß es, so sind es Leute. Er habe genug getragen, er möchte nicht mehr tragen. Es kommen dazu welche, die Oberherrschaft begehren und zu keiner Einigkeit des Sinns zu bringen seien. Da gebe es Zank und Streit und also keinen Nutzen . . .

Beckh war damals schon einer der konservativeren, noch durch Bengel bestimmten Pietisten, die aufgrund eigener Erfahrung auch über das Verhalten und Denken der eigenen Gesinnungsgenossen nicht unkritisch dachten.

Dem Waisenhauspfarrer war jeweils ein Waisenhausvikar beigegeben. Soviel ich sehe, sind diese Stellen gezielt auch zur Heranziehung und Fortbildung eines pietistischen Pfarrernachwuchses benützt worden. Hahn machte es bei der Auswahl seiner eigenen Vikare nicht anders. Gerade auch auf diese Vikare hat ein kreativer theologischer Kopf wie Hahn ausgesprochen anziehend gewirkt. Sie suchten den Umgang mit ihm. Der vielbeschäftigte Hahn nahm sich da Zeit zu oft langen Unterhaltungen, bei denen sie von ihm manche „Blicke der Wahrheit“ empfingen. Wenn Hahn auf Reisen war, vertraten sie ihn auch gelegentlich. Ganz ohne Kritik und Spannungen ist es bei diesem Umgang auch nicht abgegangen. Gerade durch die Vikare ist Hahn bei den Ludwigsburger Brüdern wegen seinen theologischen Auffassungen und seinem manchmal schwierigen menschlichen Verhalten in Verruf gebracht worden.

Es waren nicht nur die Theologen, die Kontakte zu Hahn unterhielten. Auch der Hausmeister des Waisenhauses ist oft zu Besuch in Kornwestheim gewesen und war offenbar ein dankbarer Zuhörer. Vor allem aber muß hier als selbständige und nicht unbedeutende Persönlichkeit der Schulmeister des Waisenhauses, Israel Hartmann, erwähnt werden, dessen Lebensbild Walter Grube so anschaulich nachgezeichnet hat. Hartmann ist 1725 geboren; geistlich erweckt wurde er durch seinen pietistischen Konfirmator. Sein Wunsch, Theologie zu studieren, konnte dem Metzgersohn nicht erfüllt werden, aber immerhin konnte er Lehrer werden. Geistig ist er geprägt worden durch Oetinger, Brastberger, Storr aber auch durch Johann Arnd, den englischen Puritaner Bunyan und nicht zuletzt durch Bengel, dessen Schwiegersohn Burk später sein eigener Schwager wurde. Seiner Bildung nach war Hartmann ein gleichwertiger Partner der pietistischen Theologen. Auch er ist zeitenweise unter separatistischen Einfluß und zwar der Herrnhuter gekommen, aber dann durch die „Bengelpartei“ doch in der Kirche gehalten worden. Aus seiner kirchenkritischen Phase stammt der Vers: „Ob Kirch und Polizei und eigne Not dich und viel Christen drängt, kennst du doch den, der alles weislich lenkt.“ Hartmann ist der Kirchenbehörde durch seine Qualitäten aufgefallen, er war sicher einer der besten damaligen Volksschullehrer Württembergs, auch wenn er noch nicht die modernsten pädagogischen Methoden aufgenommen hat. Er hat sich aber beispielsweise um die Fortbildung gerade der pietistischen Lehrer auf eigenen Konferenzen angenommen und zählt damit zu den nicht zu unterschätzenden Multiplikatoren pietistischen Gedankenguts in der Breite. 1755 erhielt Hartmann die relativ gut besoldete Stelle am Waisenhaus. Nebenher unterrichtete er die Kinder des Hofadels, denen „Papa Hartmann“ oft ein einflußreicher Mentor und Ratgeber blieb.

Hartmann ist in besonderer Weise berühmt geworden als Vater seines genialen Sohnes Gottlob David Hartmann, der nicht den frommen Weg des Vaters eingeschlagen hat. Er brach aus dem Theologiestudium aus und warf sich im

Sturm und Drang auf die eben aufblühende deutsche Literatur, und wurde dabei schnell berühmt. Mit noch nicht 22 Jahren erhielt er einen Ruf an die neue kurländische Akademie in Mietau, wo er aber 1775 nach zwei Jahren schon am Typhus starb. Der Schulmeister hat den Weg seines Sohnes zunächst nur kritisch ablehnen können. Wir stoßen hier auf ein Beispiel des nicht seltenen Generationenkonflikts in pietistischen Häusern, wo Glaube und Weltweisheit unversöhnbar sich gegenüber standen. Als verstehender Freund von Vater und Sohn hat in diesem Falle der Züricher Waisenhauspfarrer J. C. Lavater, der weise Gegner der Aufklärung, den völligen Bruch verhindern können. In den Briefwechsel zwischen Kurland und Ludwigsburg war auch Hahn eingeschaltet. Der Schulmeister ist im Laufe der Zeit selbst offener und verstehender geworden, und nach dem Tod des Sohnes ist ihm eine Fülle von Beziehungen zugewachsen. Nicht nur die zu dem angesehenen Lavater, der Hartmann und Hahn in Ludwigsburg besucht hat. Goethe taucht in seinem Gesichtskreis auf. Mit der Verwandten des kurländischen Herzogs, der Gräfin Elisabeth von der Recke, entstand über die Schranken des Standes und Geschlechts hinweg ein langjähriger, intensiver Briefwechsel. Dadurch ist Hartmann dann auch in Kontakt gekommen mit dem merkwürdigen Arzt, Volkswirtschaftler und Schriftsteller Heinrich Jung-Stilling, dessen Bücher ihn tief beeindruckt haben. Umgekehrt war Hartmann einer der Vermittler von Bengels apokalyptischer Enderwartung an Jung-Stilling, die dieser dann in seinem Roman „Heimweh“ und anderen Schriften so erfolgreich propagiert hat, daß sie mit zum Anlaß der späteren äußeren und inneren Emigration wurde. So muß Hartmann neben Hahn als der Vertreter des Pietismus gelten, der über das Lokale hinaus einer der Partner im Geflecht der Beziehungen der Frommen in Deutschland war. Später hat er sich nach anfänglichem Zögern auch an der Basler Christentumsgesellschaft, dem Ausgangspunkt so vieler pietistischer Aktivitäten (wie der Basler Mission und vielen Rettungsanstalten) beteiligt. Lavater hat ihn einmal folgendermaßen charakterisiert:

„Ein sich sehr auszeichnendes Gesicht – nicht ohne Anmaßung, unternehmend und hartnäckig; wirkend aufs Einzelne mehr als aufs Ganze. In der hohen Stirne ist Raum für Bilder ohne Zahl und Maß. Ein theosophischer Mystiker.“

Hartmann war es, der jeden Sonntagabend in Ludwigsburg die pietistische Stunde hielt, in der sich neben Bürgern und Handwerksburschen, adelige Kammerherren, Generale und Geheime Räte eingefunden haben. Später gehörte zu diesem Kreis auch Friedrich Karl von Moser, der ehemalige hessische Staatsminister und Sohn von J. J. Moser, der sich in der Nähe des Waisenhauses angekauft hatte. Hier wird etwas bemerkbar von der Anziehungskraft des damaligen Pietismus auf niedere wie hohe Stände. Der Pietismus war keinesfalls nur die Angelegenheit bäuerlicher und kleinbürgerlicher Kreise. Dasselbe Bild zeigt auch die Zusammensetzung der Besucherschaft Hahns und seiner Stunden. Da kamen nicht nur die Frommen aus Kornwestheim sondern aus den Dörfern weitherum, dann aber auch Mitglieder des Stuttgarter und Ludwigsburger Bürgertums, dazu Vertreter aus den Hof- und Beamtenkreisen. Die Anhänglichkeit an Hahn war bei vielen groß. Einmal haben ihm die Eglosheimer zusammen mit einigen Ludwigsburgern, insgesamt 40 Personen, an einem Tag seine Ernte eingebracht, und das wollte damals etwas heißen.

Wahrscheinlich gab es noch eine zweite pietistische Stunde in Ludwigsburg, die von dem Praeceptor an der Lateinschule Honold geleitet wurde. Auch Honold gehörte zu den Pietisten, obwohl er ein anderer Typ als Hahn war. Er war ein

Mann, der fromm, lauter und heilig sein wollte und forderte, man müsse ganz willenlos werden. Hahn hielt das für unmöglich, andererseits stieß er sich daran, daß Honold ihm in seinen Geisterkenntnissen nicht zu folgen vermochte. Hahn hat gelegentlich selbst auch in Ludwigsburg, wohl bei Honold Stunde gehalten, dabei aber mit seinen temperamentvollen und pointierten Aussagen auch Anstoß erregt. So etwa mit der Behauptung, die ihn später selbst gereut hat, den Satz „Christum liebhaben ist besser als vieles Wissen“ (Ep 3, 19 nach der alten Lutherübersetzung) mißverstanden, habe der Teufel erfunden. Das war eine starke Kritik an einem Bibelwort. Aber Hahn ärgerte sich darüber, daß mit dieser Stelle die Erkenntnis Christi, auf die es ihm so sehr ankam, hintangesetzt wurde.



Honold, geb. 1728, Praeceptor an der Lateinschule in Ludwigsburg,
ab 1778 Pfarrer in Erdmannhausen

Eine Gemeinsamkeit zwischen Hahn und Hartmann, die sich gegenseitig regelmäßig besuchten, dürfte auch in dem Interesse an der Eschatologie, den letzten Dingen, gelegen haben. Über ein Gespräch mit Hartmann notiert Hahn einmal: „Mich müd geredet vom neuen Jerusalem.“ Hahn hat versucht, die künftige Gottesstadt auf seiner Rechenmaschine bis auf den Quadratkilometer zu berechnen und noch viele Dinge in dem dunklen Buch der Offenbarung zu enträtseln. Mit dem Stundenhalten ist es Hahn und Hartmann auf die Dauer gleich gegangen. Hahn wurden seine Stunden, Konferenzen und Buchveröffentlichungen schon 1781 verboten, weil er gegen das Pietismusreskript verstoßen hatte, das das Stundenhalten regelte. Zuviele Leute waren in den Stunden gewesen, dazu Männer und Frauen miteinander, und außerdem hatten sie noch nachts stattgefunden. Wir verstehen, daß auch der Pietismus Jahrzehnte später die revolutionäre Errungenschaft der Versammlungs- und Pressefreiheit begrüßt hat. Daß Hahn gleichzeitig das Veröffentlichen von Büchern verboten worden ist, hatte seinen formalen Grund darin, daß er sie nicht zur Zensur vorgelegt hatte. Er hatte dies freilich mit guten Gründen unterlassen, denn in seinen Schriften standen Dinge, die mit dem geltenden kirchlichen Bekenntnis nicht zu vereinbaren waren, etwa Zweifel an der Trinitätslehre. Hahn sind bei seinem tiefen und kühnen theologischen Nachdenken und Spekulieren immer wieder kräftige Ketzereien unterlaufen. Das gab es damals nicht nur bei den Aufklärern. Daß er jedoch Pfarrer bleiben konnte, ist ein ähnlicher Fall wie bei dem Prälaten Oetinger. Der katholische, absolutistische Herzog Karl Eugen hat ihn nicht fallen lassen. Hahn profitierte von dem problematischen Staatskirchensystem. Aber die Flügel waren ihm gestutzt. – Hartmann wurden seine Stunden erst 1803 im Zusammenhang mit einem allgemeinen Verbot untersagt, wenige Wochen nachdem er sie selbst eingestellt hatte. Der arrogante Staat der späten Aufklärung wollte solche Lehren wie die Ablehnung der Welt oder die Erwartung des nahen Weltendes nicht mehr dulden. Das war unzeitgemäß und unbequem, weil es Unruhe schaffen konnte. 1806 ist Hartmann, der Israel Gottes, wie ihn Jung-Stilling damals nannte, gestorben. Der Waisenhauspfarrer hielt ihm die Leichenpredigt über: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, soviele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Es war etwas daran.

Wir haben bis jetzt eigentlich ständig nur vom geistlichen Establishment, von den theologisch gebildeten Leuten in Ludwigsburg geredet, wenn auch ihre durch alle Stände gehende Anhängerschaft – und das will etwas heißen! – schon in den Blick gekommen ist. In Hahns Tagebuch begegnen wir auch anderen Gestalten. Etwa dem Schneider Stoll und seiner Frau, die solche Zweifel an ihrer Seligkeit hatte, daß nicht nur der Ludwigsburger Pfarrer sondern auch Hahn beigezogen wurde. Man erfährt dabei, daß die Frau zeitenweise ihren Mann und den Schneidergesellen daran gehindert hat, nach Kornwestheim zu gehen. Hahn sah in ihrem Tod eine Strafe dafür. So hart und sicher ist auch von den Frommen manchmal geurteilt worden! Mit Stoll hat Hahn etwa vom Sohn Gottes geredet, wobei es mit dem geistlichen Gespräch allerdings besser lief als mit dem Anmessen eines neuen Rocks, der nicht passen wollte. Die Tochter des Feldschers Braunmüller kam zu Hahn, um sich mit ihm zu besprechen. Hahn will mit ihr trotz Zeitnot viel Nützlicheres geredet haben. Er hat ihr dann eine Reihe schriftlicher Fragen wohl zur Selbsterforschung mitgegeben, die sie jeden Tag schriftlich beantworten sollte. Unter den Besuchern Hahns taucht einmal auch der Vater von Justinus Kerner auf. – Einmal berichtet Hahn über einen merkwürdigen Vorgang:

Kam heute eine arme Frau von Ludwigsburg, eines Reitknechts Frau, welche mir von ihrem Mann einen Brief brachte und ihr Elend vorstellte, daß ihnen etwas sei gestohlen worden von Sachen, die der Herrschaft gehören; daß er jetzt keinen Lohn bekomme, bis es abverdient sei; und doch vier Kinder habe und nicht wisse, wo aus noch ein. Bat mich um Zahlen zur Lotterie, weil es ihm heute nacht eingefallen, er solle von mir Zahlen begehren. Ich sagte, ich könne es nicht durch Kunst; doch wenn er Glauben habe, so wolle ihm etliche schicken; solle es aber nicht hoch besetzen. Gab ihm auch 24 Kreuzer dazu, daß, wann es fehlt, er keinen Schaden habe. Er soll es aber niemand sagen, es möge treffen oder nicht.

Die Angelegenheit, die sich nicht nur einmal ereignet hat, – Hahn wurde auch von anderen Armen um Zahlen angegangen – wirft einmal ein Licht auf die sozialen Nöte. Überwunden werden sollten sie in unserem Fall durch das Lottopspiel. Nun stand Hahn offensichtlich in dem Ruf übernatürlicher Gaben und Wissens. Er hat das nicht ganz von sich gewiesen; auch das Glücksspiel nicht verteufelt, hat aber das Risiko der armen Leute selbst übernommen. Auch Hahns Beziehungen zu den hohen Beamten wurden gelegentlich von armen Glaubensbrüdern und andern in Anspruch genommen, die um Fürsprache etwa für Strafgefangene oder wie ein armer Weber um ein Empfehlungsschreiben baten. Für seine alte Gemeinde Onstmettingen verwendete er sich wegen einer Wegbausache und einem Sträfling. Natürlich wurde Hahn auch von Bettlern angegangen, etwa einer Soldatenfrau (das damalige Proletariat). Hahn war das immer ein Kreuz, denn das Geben fiel ihm nicht leicht.

Mit dem Porzellanmaler und Direktor der Porzellanmanufaktur Johann Philipp Weisbrod hatte Hahn eigentlich nur im technischen Bereich wegen Portraits und der Bemalung der Uhren zu tun. Aber eines Tages kam im Gespräch heraus, daß Weisbrod einer der Anhänger Jakob Böhmes, des Görlitzer Schusters, und seiner grüblerischen spekulativen Gedanken über Gott und Welt war, für die auch Hahn wie sein Lehrer Oetinger, wenn auch in abgemilderter Form, nicht wenig übrig hatte. Im normalen Sinne kirchlich waren diese Gedanken allerdings bestimmt nicht. Zeitenweise stand Hahn im Verkehr mit einem Chymicus namens Zimmermann von Ludwigsburg, vermutlich einer verkrachten Existenz, der die Alchemie, die Kunst der Verwandlung der Elemente betrieb. Hahn hat das wie viele seiner Zeitgenossen höchlichst interessiert. Er liebte die seltene einschlägige Literatur von Zimmermann aus, schwankte auch länger, ob er sich darauf einlassen sollte. Gold zu machen für die guten Zwecke des Reiches Gottes, das wäre schon verlockend gewesen; und doch, welch naiver Gedanke! Hahn hat sich dann dafür entschlossen bei seiner Mechanik zu bleiben und das war sicher besser so. Seelsorgerlicher Art waren die Beziehungen zu dem Major von Kaltenthal: „Abends kam Herr von Kaltenthal. Wir kamen in einen Discours von Innern. Er entdeckte mir sein Herz und ich sagte ihm von der guten Botschaft.“ Wenig später begleitete der Major den Pfarrer von Ludwigsburg nach Hause, „da dann vieles Gutte geredet wurde“. Kaltenthal las Hahns Schriften. Einmal wird über ihn notiert: „Major von Kaltenthal kam wieder, gefällt mir immer besser. Ist aus Gott geboren, denn er glaubt. Gott sei Dank für seine Gnade!“ Einmal kam Kaltenthal mit dem Kommandanten vom Asperg von der Kettenburg zu Hahn. Der Kommandant teilte dabei mit, daß er die Magie treibe und wollte ein Urteil von Hahn darüber haben. Auch bei Kaltenthal selbst meldet sich das Interesse für das Übersinnliche. Hahn deklarierte das für Aberglauben und Phantasie: „Der ordentliche Glaubensweg Jesu ist besser. Sich vom Vater im Himmel führen und lieben zu lassen und sich unter



Karl Christoph von Seckendorff (1857)

seinen Weg zu demütigen.“ Weil Hahn aber sah, daß Kaltenthal ein suchender Mensch war, war er vorsichtig mit der Ablehnung solcher Praktiken und meinte, es werde von selbst wegfallen, wenn er weiter ins Licht komme.

Die intensivste dieser Beziehungen zu Adelligen war die zu dem Regierungsrat Johann Karl Christoph von Seckendorff, der es später noch bis zum Staatsminister brachte. Über die erste entscheidende Begegnung berichtet Hahn: „Abends kam Herr Regierungsrat von Seckendorff, entdeckte mir seinen Seelenzustand, redete herzlich mit mir. Kommt oft ins Gedränge. Bat, an ihn im Gebet zu denken. Der Herr mache seine Finsternis licht!“ Von Ende 1773 an war er einer der häufigsten Besucher Hahns und seiner Stunden. Gelegentlich übernachtete er sogar im Kornwestheimer Pfarrhaus. Hahn mußte mit ihm beten. Sie sprachen über Jesu Glaubenswandel oder über die Verführung durch die Aufklärungstheologie. Oder darüber, wie man auch im Umgang mit den nächsten Brüdern seinen Weg rein bewahren müsse, damit das eigene Gepräge, das der Geist Jesu einem jeden geben will, nicht verloren gehe. Man merkt da wieder, die Pietisten waren nicht alle gleich und wollten es auch gar nicht sein. Da war wirklich jeder ein Original. Ein andermal ging es „über die Gewißheit, die man in sich selbst bekommen könne durch richtige Schlüsse aus dem Wort Jesu,

wenn unsere Empfindungen Verstand werden“. Da meldet sich das Interesse an der geistlichen Erkenntnis wieder. Seckendorf hat später in Stuttgart in seinem Haus selbst eine Stunde eröffnet, die Hahn gelegentlich übernommen hat. Er hat Hahns Übersetzung des Neuen Testaments mitfinanziert, ist bei ihm Pate gestanden, hat sich um eine Frau für den verwitweten Hahn bemüht. Die beiden standen sich zweifellos sehr nahe.

Wir haben ein wenig hineingeschaut in die Kreise der Frommen in Ludwigsburg, haben ihre soziale Streuung kennengelernt, haben einzelne Individualitäten zu Gesicht bekommen, die sich untereinander nicht einfach gleichschalten ließen und die bei aller Gemeinsamkeit auch ihre persönlichen und theologischen Konflikte hatten. Sie haben nicht beansprucht, die württembergische Kirche zu sein, und konnten es auch nicht. Aber als die Gemeinde Jesu verstanden sie sich durchaus. Wie aber haben sie sich zu andern Gliedern in der Kirche gestellt? Abgelehnt wurden alle, bei denen sich aufklärerische Tendenzen meldeten, die den naiven Bibelglauben antasten wollten, wiewohl ein so tiefer Denker wie Hahn an einigen Punkten später doch auch schon der Schwierigkeiten gewahr wurde, mit denen es der Glaube in der modernen Zeit zu tun bekam. Aber den Garnisonsprediger konnte er rundweg als einen Naturalisten bezeichnen, was wohl bedeutete, daß dieser nicht mehr direkt an das Walten Gottes glaubte. Um eines haben sich die Frommen damals übrigens energisch und irgendwie auch vorbildlich bemüht: Innerhalb ihrer Möglichkeiten suchten sie von der biblischen Basis aus zu einem umfassenden Welt- und Geschichtsverstehen zu kommen, das auch den damals modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen Rechnung trug und bei aller Wunderlichkeit in respektable Tiefen vorstieß. Sie wollten nicht die Dummen sein. An das Niveau dieser Anstrengungen eines Hahn und Oetinger ist der Pietismus später leider nur selten etwa durch Karl Heim herangekommen. Da liegt eine Aufgabe für das christliche Denken.

Hinsichtlich Hahns Stellung als Theologe im Kreis seiner Pfarrerskollegen erfahren wir einiges bei den jährlichen Disputationen der Pfarrer des Dekanats über ein theologisches Thema. Hahn hat sich daran erstaunlich intensiv beteiligt und gelegentlich auch sehr exponiert. Da ging es um schwierige Themen: Um Ehe und Ehelosigkeit, um die Sünde des Antichrists oder um den Schlaf der Seelen nach dem Tod. Obwohl Hahn mit seiner Argumentationsfähigkeit anfänglich nicht zufrieden war, konnte er bemerken, daß er mit seinen Gesprächsbeiträgen Eindruck machte. Seine Ansichten waren es faktisch, die da diskutiert wurden, z. B. über die schwierige Lehre von der Allversöhnung. Ohne Zweifel war Hahn der bedeutendste theologische Kopf im Dekanat Ludwigsburg wie unter den pietistischen Brüdern.

Wie aber gestaltete sich das Verhältnis Hahns zu seinem unmittelbaren kirchlichen Vorgesetzten, dem Dekan Georg Sebastian Zilling? Da ist zunächst festzustellen, daß Hahn sich seinerseits sehr bemüht hat um gute Beziehungen zu seinem Dekan. Er wußte, daß das für ihn, den Außenseiter, in seinem eigenen Interesse war. So hat er, wenn auch ungern und sozusagen mehr schanden- und ehrenhalber die kranke Frau Dekanin besucht. Er brachte zur Disputation extra seinen Vikar mit, wovon der Dekan den Profit hatte, denn die Pfarrer hatten an ihn eine Pauschalabgabe für das Essen bei der Disputation zu zahlen. Um den Dekan um des Reichs Gottes willen auf seiner Seite zu haben, war er ihm gefällig bei der Übernahme einer Uhrenbeschaffung für den Geheimen Rat, mit der sich Zilling sichtlich oben lieb Kind machen wollte. Zilling selbst versuchte

seinerseits sich bei Hahn, von dessen Format er offenbar etwas bemerkt hat, fast anzubiedern. So könnte man äußerlich das Verhältnis von Pfarrer und Dekan als gut bezeichnen. Hahn meinte aber, den Dekan zu durchschauen. Er sagt von ihm: „Wurde mir wichtig, daß wenig Gottlose und unbekehrte Leute in der Welt sein. Alles will fromm sein, auch der Herr Dekan. Jeder meint auf der rechten Seite zu sein.“ Hahn fordert darum Selbstkritik. Den Ehrgeiz des Dekans hielt er für niedere Gemütsart. Er sah darin eine Schwachheit daß der Dekan den Widerspruch gegen ihn scheute, den er von seiner Orthodoxie her doch eigentlich hätte vorbringen müssen. Der Dekan war sichtlich konventionell konservativ, sicher kein Freund der Aufklärungstheologie. Manchmal hatte Hahn dann auch wieder den Eindruck, den Dekan mit seinen Argumenten überzeugt und gewonnen zu haben und Nutzbares auch mit ihm reden zu können. Aber er traute den Achtungsbezeugungen seines Vorgesetzten doch nicht. Bedeutsam wurde das Verhältnis Hahns zum Dekan in dem Moment, als er im Konsistorium wegen Irrlehre in seinen Predigten denunziert wurde. Der Dekan teilte ihm das mit und beteuerte, er habe Hahn verteidigt. Allerdings war Hahn gelegentlich ein ungehorsamer Pfarrer, wie es sie manchmal geben soll, und das war auch für den Vorgesetzten nicht leicht. So mußte der Dekan Hahn mitteilen, daß es herausgekommen war, daß Hahn unerlaubterweise sein Predigtbuch hatte drucken lassen; er konnte ihm dabei immerhin auch sagen, daß das Predigtbuch inhaltlich dem Konsistorium recht wohl gefalle. Zilling befand sich offensichtlich selbst in einem Zwiespalt, wenn er Hahn einmal bekannte, er habe die pietistische Herzenstheologie, könne sie aber nicht mit der andern, der offiziellen Theologie reimen und verstehen. Hahn riet ihm, sich intensiver darauf einzulassen. Den für Ludwigsburg zuständigen Prälat Schmidlin hatte Hahn schon als Dekan in Balingen erlebt. Er hielt ihn für einen oberflächlichen Menschen. Man war Hahn bei der kirchlichen Obrigkeit sichtlich nicht direkt feindlich gesonnen, wiewohl er auch Gegner hatte, aber die kirchliche Normaltheologie war etwas ratlos darüber, ob und wie man ihn integrieren könne.

Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage zurück. Wer war das, die Kirche? Die Frommen mit ihren wunderlichen Typen, mit ihren riskanten Meinungen und mit ihrem Ungehorsam gegenüber den kirchlichen Vorschriften, oder der angepaßte Dekan und der Stadtpfarrer mit ihrer konventionellen Theologie oder der aufklärerische Garnionsprediger? Das ist nicht leicht auseinander zu dividieren. Unser Herrgott hat mancherlei Kostgänger! Damals ist das Auseinanderdividieren weithin unterblieben. Trotz gewisser Reglementierungen sind auch die Pietisten nicht aus der Kirche hinausgedrängt worden. Gewiß war das ein etwas unklares Nebeneinander, ein Pluralismus sozusagen mit dem unscharfen Nebeneinander als Nachteil und mit einer gewissen Weite als Vorteil – wie es dann fast bis heute als Grenze und Möglichkeit die württembergische Kirche ausgezeichnet hat.

Wie die Geschichte weitergegangen ist, dafür liefert uns nocheinmal der Ludwigsburger Raum Beispiele. Die Frommen sind auch am Ende des 18. Jahrhunderts nicht verdrängt worden, aber sie haben den Druck der fortschreitenden Aufklärung in der vom Staat bevormundeten Kirche immer stärker empfunden. Dazu kam, daß der von Bengel festgesetzte Termin des Anbruchs des 1000jährigen Reiches (1836) immer näher rückte. Dies und die großen Umwälzungen der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit ließen sie daran denken, selbst den Schritt zu machen und zum Exodus zu rufen. Die einen taten es, indem sie auswanderten nach dem Bergungsort im Osten, in Rußland; die

andern gingen in die innere Emigration, sie setzten ihre Lösung von der Staatskirche und die Bildung einer eigenen kirchlichen Gemeinschaft durch. So kam es 1819 zur Gründung von Korntal durch die geistigen Erben Bengels, Oetingers, Philipp Matthäus Hahns und Michael Hahns. Mit von der Partie war alsbald Beate Paulus, die Tochter Philipp Matthäus Hahns mit ihren Kindern, sie jedoch, wie wir sehen werden, auf ihre Weise. Für die weitere Entwicklung wurden ver-



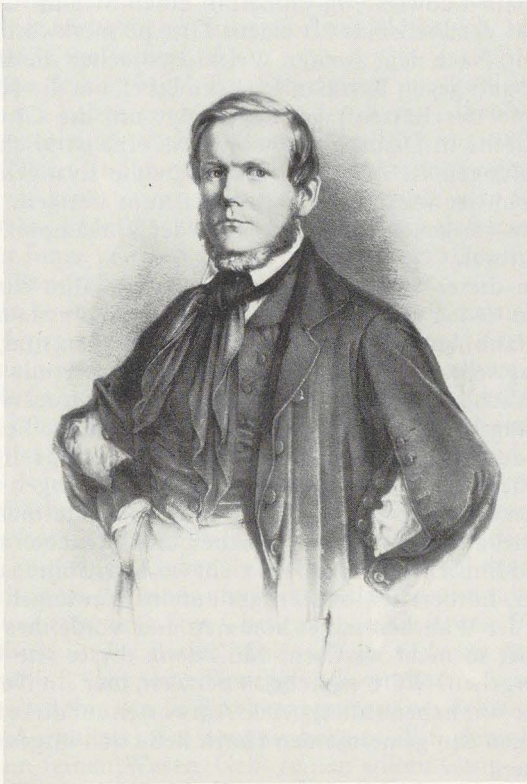
David Friedrich Strauß

schiedene Faktoren maßgebend. Einmal blieb 1836 der errechnete Beginn des 1000jährigen Reiches aus. Das hätte die Revision der pietistischen Eschatologie und ein kritisches, ernüchtertes Nachdenken bringen müssen. Dazu kam es aber nur teilweise. Immerhin entspannte sich das Verhältnis der engagierten Pietisten zur Landeskirche. Korntal übernahm einen landeskirchlichen Pfarrer. Im Gefolge der Erweckungsbewegung und im Zuge der Restauration kam es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dazu, daß die Vertreter des Pietismus jetzt maßgebenden Anteil an der Kirchenleitung bekamen. Der Pietismus hatte sich also wieder verkirchlicht unter Preisgabe gewisser Radikalismen. Er erreichte jetzt in Württemberg seine größten Aktionsmöglichkeiten und entwickelte große soziale,

missionarische und publizistische Aktivitäten. So wurde Ulrich Hahn, der Neffe von Philipp Matthäus, zum Gründer der evangelischen Gesellschaft wie später auch des württembergischen Roten Kreuzes. Politisch stand man treu und konservativ zum württembergischen Staat. Natürlich fühlte man sich auch jetzt nicht völlig unangefochten. Den eigentlichen Feind, der zugleich vom Nachdenken über die eigenen Probleme ablenkte, erkannte man in der modernen Theologie, die gestützt auf bestimmte Theorien Hegels kritisch an die Bibel, vor allem an die Evangelien herangegangen war und deren Wahrhaftigkeit und damit zugleich die Gottheit Jesu in Frage stellte. In erster Linie ist hier der Verfasser des Lebens Jesu, David Friedrich Strauß und sein Mitstreiter Friedrich Theodor Vischer zu nennen, beides gebürtige Ludwigsburger und in gewissem Sinn Vertreter des damaligen liberalen bürgerlichen Denkens. Eine solche Infragestellung der christlichen Wahrheitsquellen konnte nur pauschal abgelehnt werden. Ob Strauß in seiner kritischen Wahrhaftigkeit dem Christentum nicht auch echte Fragen gestellt hatte, war man nicht bereit zu erörtern. Das an sich nötige Gespräch zwischen wissenschaftlicher Theologie und Bibelglauben fand auch damals nicht statt. Hier tat sich ein Graben auf, der von beiden Seiten bis heute nicht richtig überbrückt worden ist. Die Auseinandersetzung verschob sich damals in die Kirchenpolitik und in die Politik.

Bevor wir das weiter verfolgen, müssen wir uns noch klar machen, daß der wieder verkirchlichte Pietismus noch auf einer anderen Seite in Schwierigkeiten kam. Denn nach wie vor gab es eine Gruppe von Leuten, die wieder auf Separation sann und denen dieser verkirchlichte Pietismus den modernistischen Entwicklungen nicht scharf genug entgegentrat und nicht genug von Kirche und Staat verlangte. Dabei handelte es sich interessanterweise um die Kinder und Enkel der Väter von Korntal. Seit Beate Paulus mit ihren Kindern 1830 dorthin gezogen war, hatte es ständig Reibereien mit der Gemeindeleitung gegeben wegen nicht genehmigter Bibelstunden und wegen der Gründung einer eigenen Schule. Auf die Dauer war ihres Bleibens in Korntal nicht, und so zogen sie 1837 auf den Salon in Ludwigsburg und machten dort ihr Internat auf. Ihr Standpunkt war ein ultrakonservativ biblizistischer. Seit 1845 brachten sie ihr eigenes radikales Blatt, die „süddeutsche Warte“ heraus, die sich in unerhörter Schärfe mit dem Hegelianismus und bürgerlichen Liberalismus auseinandersetzte und natürlich auch mit Kritik an der Landeskirche nicht sparte. Der kirchliche Pietismus war weder willens noch in der Lage die Saloner zu integrieren. Er bekämpfte sie vielmehr scharf und tat seinerseits alles dazu, die Saloner mit Hilfe des kirchlichen Apparats aus der Kirche hinauszudrängen. Immerhin konnten die Radikalen einen großen politischen Erfolg im Zusammenhang mit der Revolution von 1848 für sich buchen. Bei der Wahl zum Frankfurter Paulskirchenparlament von 1848 ließ sich Christoph Hoffmann, der Sohn des Gründers von Korntal, in Ludwigsburg gegen David Friedrich Strauß aufstellen. Es kam zu einem Wahlkampf von bis dahin nicht gekannter Härte. Die Liberalen bezeichneten Strauß als den Vogel des Tages und Hoffmann als den Uhu der Finsternis und dichteten von ihm: „auf daß wir ferner so / im Stillen dürfen munkeln / und manches Werk der Liebe froh / vollführen noch im Dunkeln.“ Strauß erhielt in Ludwigsburg zehnmal soviel Stimmen wie Hoffmann, aber dieser siegte mit den Stimmen des Umlands in weitem Abstand. Hoffmann war der einzige Pietist im Frankfurter Parlament und konnte so eigentlich nichts ausrichten. Verständlicherweise hat er damals für die totale Trennung von Staat und Kirche gestimmt. In Frankfurt reifte in ihm vollends der Entschluß zur

Emigration. Unter Aufnahme der alten Reichsgottesvorstellungen entstand das Projekt, das Volk Gottes im Heiligen Land zu sammeln. Jahre später gelang tatsächlich die Niederlassung von etwa 2000 württembergischen Siedlern in Palästina. Es war die bedeutendste Einwanderung ins Heilige Land vor dem Zionismus. Sie haben viel für die Kultivierung des Landes getan, aber das Reich Gottes haben sie nicht heraufführen können, vielmehr sind sie dort wieder verbürgerlicht. Diese Erfahrungen des Pietismus mit einer angeheizten Naherwartung, mit der heute wieder operiert wird, sollten ihn nachdenklich machen. Einer der Söhne Paulus, der nicht mit ausgewandert ist, hat sich 1855 von der Kirche getrennt und sich dem Methodismus angeschlossen und auf dem Salon zeitweise ein ökumenisches Zentrum unterhalten.



Friedrich Theodor Vischer

Was aber ist mit dem kirchlichen Pietismus geschehen? Er hat die alten Gegner weiter verfolgt. Als David Friedrich Strauß starb und ohne kirchliche Mitwirkung beerdigt wurde, hat einer seiner Freunde, Gustav Binder, an seinem Grab eine sehr würdige Rede gehalten. Darüber erhob sich von Seiten der Pietisten ein Entrüstungsturm mit anschließender unguter Pressekampagne.

Ein unwürdiger, beschämender Vorgang! Auf die Dauer hat der Pietismus seine Machtpositionen nicht halten können. Er erreichte nicht den angestrebten Einfluß auf die Gesellschaft insgesamt. Nach und nach mangelte es ihm auch an den großen, vollmächtigen geistlichen Führergestalten. Er war kaum in der Lage, konstruktive Antworten auf die Fragen des modernen Denkens und des modernen gesellschaftlichen Umbruchs zu finden. Er wurde anfangs dieses Jahrhunderts zu einer kirchlichen Gruppe oder Partei, der stärksten, aber nicht der Mehrheit. 1918 war ihr Führer der Ludwigsburger Dekan Gauger. Es war diese Gruppe, die damals eine Bindung an das Bekenntnis in die Kirchenverfassung hereingebracht hat, wie ich meine mit Recht, aber sie verhielt sich in dieser Frage nunmehr anders als Hahn. Politisch war diese Gruppe antirevolutionär-konservativ. Dem von Korntal ausgehenden Versuch einer evangelischen politischen Partei hat sich der Pietismus weithin versagt. 1925 erreichte der Christliche Volksdienst in Ludwigsburg immerhin einen Sitz im Gemeinderat. Im Kirchenkampf hat der Pietismus als eigene Gruppe merkwürdigerweise kaum eine Rolle gespielt. Nach dem zweiten Weltkrieg brachen die alten kirchlichen Konflikte wieder auf: gegen Bultmann um die Bibel, um die Haltung des ökumenischen Rats in der Rassenfrage, neuerdings um die Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, ohne daß eine wirkliche Aufarbeitung der Probleme gelungen ist. Mit der Absage an die Evangelische Kirche in Deutschland bricht der württembergische Pietismus übrigens mit einer alten Tradition aus dem vorigen Jahrhundert, als er der Vorkämpfer der kirchlichen Einigung gewesen war.

Wenn man an dieser Stelle auf die zweihundert Jahre Kirchengeschichte zurückblickt, von denen wir geredet haben, stellt man erstaunt fest, daß bestimmte Konstellationen überraschend ähnlich geblieben sind, auch wenn die Kräfteverhältnisse schwanken. Offensichtlich haben wir mit einem gewissen Pluralismus kirchlicher Gruppen zu leben. Wir sind eindrucksvollen Gestalten und bei aller Gewagtheit tiefen Gedanken begegnet. Die Freiheit, sie zu denken muß es geben in der Kirche, sonst fehlt das Salz in der Suppe. Irgendwo läßt die Geschichte und die gegenwärtige Situation aber ein Unbehagen zurück: Können die verschiedenen Gruppen in der Kirche ihre Konflikte nicht besser lösen? Lassen sich Ängste, alte Ängste, nicht abbauen und Vertrauen und Verständnis für die Gaben und Einsichten der andern nicht wecken? Sollten die Gruppierungen nicht offener, hörbereiter, bußfertiger aufeinander zugehen? Würden sie damit nicht alle der Wahrheit näher kommen und würde ihre Vollmacht und Überzeugungskraft so nicht wachsen? Muß denn dieses alte Gegeneinanderarbeiten so weitergehen? Wäre es nicht an der Zeit, hier ein Neues zu pflügen?

Was ist Kirche? Wir haben anfangs viele Antworten auf diese Fragen erhalten. Im Gehorsam gegen den gemeinsamen Herrn ließe sich insgesamt gewiß mehr aus Kirche machen!

Quellen und Literatur

Außer den Tagebüchern von Philipp Matthäus Hahn von 1772–1777 in der Landesbibliothek Stuttgart (Cod.hist.oct. 108, 1–3) wurden herangezogen: Albert Bertsch, Israel Hartmann. Stuttgart 1910. – Walter Grube, Israel Hartmann. Lebensbild eines altwürttembergischen Pietisten. ZWLG 12, 1953 S. 250–270. – Hartmut Lehmann, Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg. Stuttgart 1969.

Johannes Rebmann 1820–1876

Missionar – Entdecker – Sprachforscher

Von Walter Ringwald

Im Sterberegister des Standesamtes von Korntal von 1876 ist unter der Nummer 20 folgender Eintrag zu finden: »Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach bekannt, Frau Missionar Louise Rebmann geb. Däuble, wohnhaft in Korntal, und zeigte an, daß ihr Gatte Johannes Rebmann, Missionar, 56 Jahre alt, evangelischer Religion, wohnhaft in Korntal, geboren zu Gerlingen, Sohn des verstorbenen Johann Georg Rebmann, Weingärtner und seiner verstorbenen Ehefrau Anna Maria, geb. Maisch, zu Korntal am 4. Oktober 1876 verstorben sei.«

Was sagt diese kurze, sachliche Eintragung im Sterberegister Korntals? Sie umschließt das Leben eines Mannes, der dieses Leben voll und ganz für Afrika gelebt hat. Johannes Rebmann wurde am 16. Januar 1820 in Gerlingen geboren. Seine Eltern sind in der angeführten Aktennotiz genannt. Von seiner Jugend wissen wir kaum etwas. In der Schule nannte man ihn seines Ernstes wegen »der Pfarrer«. Er selbst schrieb 1862 aus Afrika, daß seine alte Base, als er noch ein kleiner Junge gewesen sei, prophezeit habe: »Der Bue wurd' a Pfarrer wearde«. – Von Beruf war er Bauer und Weingärtner.

Was Rebmann bewegt hat, sich in die Basler Mission zu melden, ist nicht bekannt, aber aus dem geistlichen Klima Gerlingens zu jener Zeit zu schließen. Die Gerlinger »Gemeinschaft« war mit eine der ersten, die einem in Leonberg 1816 gegründeten »Hilfsverein für Basel« beitrug und einen Jahresbeitrag von 10 Gulden zusagte. Im Jahre 1818 trat als 16. Schüler Jakob Maisch aus Gerlingen in das Basler Missionshaus ein, der dann 1821 als Missionar nach Indien ging. Es ist anzunehmen, daß Johannes Rebmann in seinen jungen Jahren sowohl von der Gerlinger pietistischen Gemeinschaft wie von diesem Missionsgeist beeinflusst wurde. Aus Mombasa schrieb er im Jahr 1862: »Des Gottfried und Jakob erinnere ich mich immer in meinem Gebet als deren, die mich bei der Hand genommen haben«, – ein Hinweis auf einen ihm erwiesenen Freundesdienst in seiner inneren Entwicklung zum bewußten Christsein. Leider ist sein Bewerbungsschreiben um Aufnahme in das Basler Missionshaus verloren gegangen. Es hätte genaueren Aufschluß über seine Beweggründe zu diesem Schritt gegeben. Am 1. August 1839 ist Rebmann in Basel eingetreten, wo er (nach dem Prüfungsbericht bei der Aufnahme) das Zeugnis bekam: »Ein gründlicher Christ von äußerst gesetztem feinen Wesen. Geht seinen stillen Gang in Bescheidenheit, hat aber etwas schwer sich traulich zu äußern. Missionsinn entschieden, aber nicht ohne Anfechtung.«

Nach fünfjähriger Ausbildung in Basel gab Rebmann seine Einwilligung, in den Dienst der englischen Kirchlichen Missionsgesellschaft (CMS – Church Missionary Society) zu treten. Damals hatte die Basler Mission erst zwei kleine Arbeitsgebiete, Goldküste und Indien, aber genügend Nachwuchskräfte. Von diesen traten viele (88) in den Dienst der CMS, die Mangel an jungen Missionaren hatte. Einer der führenden Männer (Melville Horne) rief einmal in einer Rede aus: »Ich ehre diese frommen deutschen Lutheraner, die den Mut



Jugendbildnis von Rebmann
(Foto nach einer Tuschzeichnung, London 1844)

haben, für unsere Sache zu leiden und zu sterben, aber . . . wo sind unsere Landsleute? Was für eine besondere Luft atmen denn diese glücklichen Deutschen ein, und was für eine besondere Nahrung empfangen denn diese Lutheraner? . . .« Im Laufe der Jahre waren es 88 Basler Brüder, die in den Dienst der CMS traten, denen die CMS nach ihrer eigenen Bekundung, »einen Teil ihres augenscheinlichen Erfolgs verdankte«.

Rebmann reiste also nach England – damals eine spannende und abenteuerliche Reise – und vollendete dort seine Ausbildung im Institut der CMS in Islington. Im Oktober 1845 wurde er durch den Bischof von London ordiniert, und im Februar 1846 ging er an Bord des Segelschiffes »Arrow« und segelte in

monatelanger Reise nach Ostafrika. Dort wurde er dringend erwartet, denn, so schrieb er noch von England aus nach Gerlingen, »auf jener ganzen Küste bis weit unten im Süden findet sich noch keine Missionsstation« – im Gegensatz zu West- und Südafrika, wo schon an verschiedenen Punkten die Missionsarbeit begonnen hatte. Nur Dr. Ludwig Krapf (aus Derendingen), der nach vergeblichen Missionsversuchen in der verkrusteten Kirche von Abessinien dort ausgewiesen worden war, hatte sich im Mai 1844 auf der kleinen Insel Mombasa niedergelassen. Im Juni 1844 starben dort seine Frau und sein Töchterchen.

Am 10. Juni 1848 kam Rebmann in Mombasa (im heutigen Kenia) an, von Dr. Krapf freudig begrüßt. Rebmann schrieb, daß ihm »nach einer längeren Trennung von Brüdern in Dr. Krapf der Segen brüderlicher Gemeinschaft wieder zuteil wurde, dessen ich so sehr bedurfte.«

Zunächst machten sie miteinander einige Besuche. Sie beschlossen dann, die Mission auf das Festland zu verlegen, denn sie wollten ja die heidnischen Stämme erreichen. Sie bauten »mit den ärmlichsten Mitteln« meist eigenhändig eine Hütte in *Rabai Mpia*, etwa 25 km von Mombasa entfernt in etwa 300 m Höhe.

In einem Bericht der Basler Mission von 1858 heißt es: »Die Insel Mombasa liegt in einer Meeresbucht so nahe am Festlande, daß der Verkehr durch eine Fähre vermittelt werden muß. Vom Strand steigt das Land sanft und allmählich auf. Anfangs sieht man noch zahlreiche Kokospalmen, umgeben von sehr arseligen Hütten, weiter landeinwärts werden sie seltener und niedriger. Buschwald oder hohes Gras bedeckt das Land weit und breit. Die ersten 1 1/2 bis 2 Stunden befinden wir uns noch unter den mohammedanischen Suahelis; hinter ihnen beginnt das Land der heidnischen *Wanika*, deren einziger Reichtum in ihren Viehherden besteht. Etwa 5 Stunden von der Küste . . . liegt eine sogenannte *Kaya*, d. h. ein mit einem Zaun umgebenes und geschütztes Dorf. Es ist dies *Rabai Mpia*. Dieses *Wanika*-Dorf ist sehr schön auf einem Hügel gelegen, von dem aus man die ganze Küstenniederung und die Meeresbucht mit Mombasa übersieht.«

Da das Dorf meist menschenleer war, weil die Bewohner gewöhnlich auf ihren kleinen Farmen arbeiteten und nur bei Gefahr in das geschützte Dorf flüchteten, bauten die Missionare etwa 1/2 Stunde von Rabai entfernt eine andere und zwar bessere, aber noch bescheidene Wohnung in *Kisilutini*. Hier lag dann der Mittelpunkt der Arbeit. Als sie – nach Verhandlungen mit den Häuptlingen – in Rabai aufzogen, waren sie vom Fieber (Malaria) so geschwächt, daß sie unterwegs abwechselnd ihren Esel benutzen mußten. »Kaum wird je eine Mission in solcher Schwachheit angefangen worden sein . . . aber so sollte es sein, damit wir uns nicht unserer eigenen Kraft rühmten und damit unsere Nachfolger die Umstände des Anfangs nie vergessen möchten!« Nach einiger Zeit wurde beiden klar, daß sie sich nicht auf die Küstenstämme (Suaheli und Wanika) beschränken durften. Diese Überzeugung führte zu den berühmt gewordenen Vorstößen ins Unbekannte.

Der Entdecker

Um zu begreifen, was Krapf und Rebmann bei ihren Vorstößen ins unbekannte Ostafrika gewagt und geleistet haben, muß man eine Karte vom damals bekannten Afrika vor sich haben: Da ist eigentlich nichts zu sehen von etwa 5°

nördlich vom Äquator bis 25° südlich davon, vom »Mondgebirge« (Sudan) bis zur Algoa Bay im Süden, – 3500-4000 km fast weiße Fläche. Nur an der Küste sind einige Namen aufgeführt, sind Berge schraffiert angedeutet und der Sambesi eingezeichnet.

Rebmann war zunächst, wie er schrieb, mit Handarbeiten beschäftigt und »konnte sich auf die Sprache weniger legen«, obwohl er sich sagte, daß er erst die Sprache lernen müsse, ehe er »die Leute bitten kann: Lasset euch versöhnen mit Gott«. Aber beiden war klar, daß sie einen festen Punkt gewonnen hatten, »von wo die unerforschten Gebiete des inneren Afrika besucht werden« konnten. Und darauf waren sie ausgerichtet – sie wollten nicht stationär bleiben, sondern vorrücken »ins Herz Afrikas«. Dieser Drang zum Vorrücken, zum Weitertragen des Evangeliums ins Innere Afrikas, führte zu den berühmt gewordenen Reisen.

Rebmann machte den »Anfang unserer Untersuchungsreisen zuerst durch einen Ausflug nach dem etwa 36 Stunden von Mombasa entfernten Berg Kadiario im Teita-Land«. Vom 14. bis 25. Oktober 1847 war Rebmann unterwegs. Er hielt Augen und Ohren offen auf seinem Marsch. Er beschreibt zum Beispiel die Bauweise der Hütten der Teita, die Kleidung von Männern und Frauen, ihren Schmuck, Feldbau und Viehhaltung. Er fand, daß der Boden, wenn er kultiviert würde, gute Erträge brächte. Er versuchte dabei immer wieder, den Menschen, die er traf, ebenso auch den Trägern, die ihn begleiteten, seine Botschaft, um deretwillen er ins Land gekommen war, weiterzusagen. Die Spitze des Kadiario zu besteigen wurde ihm nicht gestattet aus Mißtrauen, er wolle ihren Berg für sich auskundschaften oder gar erobern. Da er sich bewußt war, daß er nur gekommen war, um »ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt zu fördern«, hat ihm diese Weigerung »fast Tränen ausgepreßt«. Immerhin durfte er einen Vorberg besteigen, von dem er das ganze Teitaland überschauen, sich ein Bild von der Bodengestalt machen und kartographisch festlegen konnte. Er schätzte nach dem, was ihm von Teitalenten mitgeteilt wurde, die Bevölkerung des Landes auf etwa 150 000. Eine Mission unter dem Volk hielt er für möglich und wünschenswert und fand die Türen dafür offen.

Ehe auf die bahnbrechenden Reisen Rebmanns eingegangen wird, ist noch etwas über Dr. Krapf, dessen Mitarbeiter Rebmann geworden war, zu sagen. Krapf war, wie schon erwähnt, von Abessinien 1844 nach Mombasa gekommen und hatte dort innerhalb kurzer Zeit Frau und Kind verloren. Sein großer, aber etwas phantastischer Plan war es, quer durch Äquatorialafrika von Osten nach Westen, von Mombasa nach Kamerun eine Kette von Missionsstationen zu errichten, eine Art »Apostelstraße«. Er nahm an, daß der Weg nach Westafrika etwa 900 Stunden betrage. Wenn alle 100 Stunden eine Missionsstation mit 4 Missionaren besetzt würde, würden 36 Missionare auf 9 Stationen genügen, um in 4 bis 5 Jahren das Werk zu vollenden. Diesen Plan trug er auch einige Jahre später (1850) dem Missionskomitee auf einer Reise nach Europa in London vor. Als Rebmann zu ihm stieß, schien der Plan sich der Verwirklichung ein Stück zu nähern. Zuerst aber mußte man das Land, die Wege und die Menschen untersuchen, auskundschaften – die Aufgabe war »mehr eine recognoscierende, vorbereitende, Stationen gründende, neue Sprachen auffassende, kurz mehr eine bahnbrechende«, schrieb Krapf 1858 im Vorwort zu seinem Buch: »Reisen in Ostafrika. 1837-1855. Korntal 1858.« In dieser Auffassung verstanden sich Krapf und Rebmann gut, obwohl sie verschiedene Charaktere waren: Krapf von großen, weitläufigen Gedanken erfüllt, geistsprühend, anregend, voll Optimismus, unbekümmert darum, ob seine Gedanken sich auch durchführen ließen. Rebmann war der Prakti-

ker, die Dinge sehr nüchtern abwägend, erreichbare Ziele anstrebbend und dabei aushaltend. Diese Haltung kennzeichnet sein ganzes Leben. Diese beiden Männer ergänzten einander. Sie waren sich in ihren Zielen eins: Die Stämme Ostafrikas sollten für die Königsherrschaft Christi gewonnen werden. Rebmann stand Krapf treu zur Seite. Er sorgte für ihn in aufopfernder Weise in seinen häufigen Fieberanfällen. Er kochte für ihn. Er stellte die nötigen Geräte her, die für ihr Pionierdasein erforderlich waren, und er erfreute den Älteren auch auf seinem Krankenlager, indem er dem Freund auf seiner Klarinette vorspielte.

Wenn Krapf seine Aufgabe mit einem Wort als die eines *Bahnbrechers* sah, so traf das genau so auch für Rebmann zu. *Bahnbrechend* und *berühmt* wurden Rebmanns *Untersuchungsreisen ins Dschaggaland*. Er schrieb über diese Reisen: »Wir hielten es für unsere Pflicht, die unbekanntan Länder Innerafrikas zur Kenntnis der Christen in der Heimat zu bringen . . . In jedem Fall wollten wir die Evangelisierung Ostafrikas dadurch anbahnen, daß wir uns mit den unbekanntan Ländern, ihren Sitten, ihren Vorstellungen, Sprachen, Fürsten usw. bekanntmachten und den Namen Christi wenigstens da nannten, wo er noch nie genannt wurde, und daß wir den Leuten im allgemeinen unseren Zweck auseinandersetzen. Dies hielten wir mitunter für eine wichtige Aufgabe der Missionsstation an der Küste, die so leicht die Kunde Afrikas befördern konnte und sollte.«

Am 27. April 1848 machte sich Rebmann auf seine erste Reise ins *Dschaggaland*. Die Missionare wollten ja ins Innere Ostafrikas vordringen und die Stämme dort erreichen. Und auf seiner Reise zum Kadiaro-Berg hatte er von diesem aus einen Blick in die Weite des Inneren getan. »Um Mittag den 27. April 1848, nachdem wir uns gemeinschaftlich unserem gnadenreichen Herrn auf Leben und Tod im Gebet empfohlen hatten, brach ich endlich mit den neun Männern, die wir für die Reise gemietet hatten, auf und gelangte beinahe ganz auf demselben Weg, den ich bei meiner Reise nach dem Kadiaro gegangen war, abends nach Engoni im Torumalande . . .« So beginnt in seinem Tagebuch der Bericht über diese Reise, auf der er den Kilimandscharo, den höchsten Berg Afrikas entdeckte. Es war eine anstrengende Reise, ein Marsch mit vielen Hindernissen und Beschwerden. Tagelang mußte er z. B. wegen einem Regen unter einem Felsen rasten, dann wieder hatte er herrliche Ausblicke auf die Pare- und Ungono-Berge, sowie auf einen Teil von Dschagga. Das beeindruckte ihn tief. »Unermeßlich viel des schönsten Landes steht hier der Kirche Christi offen. Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen . . . Wie prächtig ist doch die ganze Landschaft in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Bergen, Hügeln und Tälern mit dem üppigsten Pflanzenwuchs! Ich glaubte in den Jurabergen im Baselbiet oder in der Gegend um Cannstatt in meinem Vaterlande zu wandern, so schön war das Land, so lieblich das Klima. Ich wandelte über Berg und Tal so leicht und froh wie dort . . . Wie schade ist es doch für den herrlichen Reichtum an Gras, daß es jährlich unbenutzt verderben muß! Die Bestimmung dieser herrlichen Länderstrecke muß noch eine große werden. Ihr Sanftmütigen, die ihr das Erdreich besitzen sollt, freuet euch, auch in Ostafrika gibt es *Württemberg*!« Man hört die Begeisterung des jungen (28jährigen) Missionars aus diesen Worten, der diese (unbekannte) Welt Afrikas mit Staunen und Freude aufnahm und zugleich eine Bestimmung darin sieht, »daß hier unermeßlich viel des schönsten Landes der Kirche Christi offensteht.«

Unterwegs versuchte Rebmann immer wieder, den Menschen, denen er begegnete, etwas von dem zu sagen, warum er, der weiße Mann, zu ihnen kam. Er



Kilimandscharo 1976

zeigte ihnen z. B. seine Bibel und sagte: »Das ist das Buch Gottes, das den Menschen den Weg zum Himmel weist. Ich möchte das Buch in eure Sprache übersetzen und nach und nach Junge und Alte mit seinem Inhalt bekanntmachen.« Sie zeigten aber nicht viel Interesse für seine Worte. Er sah große Herden von Giraffen und Zebras, »gestreifte Esel«, die die weite Steppe bevölkerten. Auch viele Elefanten gab es dort. Am 8. Mai hoffte er den Kilimandscharo, von dem ihm sein muslimischer Führer berichtet hatte, von einer Anhöhe aus zu sehen, »aber meine Leute fürchteten sich, weiter mit mir zu gehen.« Auch den See Ibe sah einer seiner Begleiter, »aber meine schwachen Augen reichten nicht so weit.«

Dann kam der erregende Augenblick, wo der erste Europäer den höchsten Berg Afrikas (5895 m), den Kilimandscharo (Berg der bösen Geister) sah. (Herodot, ca. 490-420 v. Chr., der älteste griechische Geschichtsschreiber, hatte die alte Sage vom schneebedeckten Mondgebirge für Lüge erklärt). In seinem Tagebuch beschreibt Rebmann diesen Augenblick ausführlich: (11. Mai 1848) »Wir sahen diesen Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt zu sein glaubte. Mein Führer bestätigte mich zuerst in dieser Meinung, ob darum, weil er die Wahrheit vor mir verbergen wollte, oder weil wirklich gerade eine Wolke den Berg umschwebte, konnte ich nicht entscheiden. Als wir einige Schritte weitergegangen waren, fiel mir das Weiße noch mehr auf, und ich fragte abermals meinen Führer, ob jenes dort wirklich eine Wolke sei. Während er mir antwortete, jenes dort sei eine Wolke, was aber das Weiße sei, wisse er nicht, er vermute, es sei Kälte, – wurde es mir ebenso klar als gewiß, daß das nichts anderes sei als Schnee, wofür die Leute keinen Namen haben, weil er nie fällt innerhalb ihres

Bereichs. Alle die sonderbaren Geschichten von einem unzugänglichen, von bösen Geistern bewohnten Gold- und Silberberg im Inneren, die ich mit Dr. Krapf seit meiner Ankunft an der Küste oftmals gehört hatte, waren mir nun auf einmal klar geworden . . . Als wir ausruhten, las ich den 111. Psalm in der englischen Bibel, an den ich gerade der Ordnung nach kam. Er machte einen doppelten Eindruck auf mich im Angesicht des herrlichen Schneebergs so nahe beim Äquator, besonders der 6. Vers, der besonders herrlich und klar ausdrückte, was ich nur leise ahnte und fühlte. «(In der englischen Bibel lautet die Stelle: Die Gewalt seiner Werke – the power of his works – hat er seinem Volk gezeigt, daß er ihm gebe das Erbe der Heiden).*»

Rebmann setzte am 11. Mai seinen Weitermarsch mit großer Eile fort, erreichte aber nicht mehr das gesteckte Tagesziel, den Lumi-Fluß. In einer Höhle unter einem Felsen fand er erfrischendes Quellwasser. Dort konnten er und seine Begleiter ihren brennenden Durst stillen, denn sie hatten zwei Tage lang kein frisches Wasser gefunden. Diese Quelle, die später noch oft von Reisenden aufgesucht wurde, bekam den Namen »Rebmann-Quelle«. Bei seinem Weitermarsch wurde Rebmann immer wieder überrascht und überwältigt von der Schönheit des Landes. Sie kamen in ein herrliches Wiesental, dick mit Gras bewachsen. Er ist begeistert: »Herrliches Futter für Tausende von Kühen! O Christen, welch herrliches Land hat Euch Gott zum Erbe aufbehalten, aber Ihr müßt erst selbst auch dazu helfen, daß diese Heiden Christi Erben werden!« Er betrachtete das Land, bestieg Hügel und Berge und betete aus der Tiefe seines Herzens für alle Völker umher: Dein Reich komme! Diese Aus- und Umblicke veranlaßten ihn, eine (erste) Kartenskizze anzufertigen.

Auf die Afrikaner machte es tiefen Eindruck, daß er ohne Waffen – »sonst müßte man mit 500 Gewehren kommen« –, nur mit einem Regenschirm unterwegs war. »Ich sagte, gen Himmel weisend, ich habe allein auf Eruva vertraut«. – Rebmann, so urteilt einer, war sich kaum dessen bewußt, welch eine Entdeckung er gemacht hatte. Immerhin berichtete er in der Zeitschrift seiner Mission darüber. Rebmanns Entdeckung erregte in Europa größtes Aufsehen – aber auch Widerspruch und Spott der gelehrten Geographen. Man hielt es für unmöglich und unglaublich, daß am »sengendheißen« Äquator Schnee vorkommen könne! Im Calwer Missionsblatt von 1855 schrieb Rebmann »einmal ein Wort zu meiner Selbstverteidigung«. Er nahm Bezug auf den Vorwurf, er habe Kalkstein auf dem Kilimandscharo mit Schnee verwechselt und wies darauf hin, daß er als Europäer, der an das Blendendweiß des Schnees gewöhnt sei, diesen nicht mit Kalk verwechseln könne, »und wie will man die größeren und kleineren Flüsse erklären, die das ganze Jahr hindurch von jenen – trockenen Kalkfelsen – herunterkommen?« Dr. Petermann urteilte 1856: »Daß diese Berge mit Schnee bedeckt seien, ist von einigen Geographen bestritten und geleugnet worden, indem sie hauptsächlich aufzustellen versuchten, daß die Missionare Quarz, Kalkstein oder Wolken für ewigen Schnee angesehen hätten. Wir sind von Anfang herein anderer Meinung gewesen und haben den einfachen Berichten dieser Herren, die als Süddeutsche mit Schnee von Jugend auf bekannt waren und die Schneeberge der Alpen gesehen, unbedingt Glauben geschenkt . . .«

* Am 28. 8. 1871 bestieg Missionar New von der CMS mit einem afrikanischen Begleiter als erster Europäer den Kilimandscharo.

Für seine Entdeckung erhielt Rebmann von der Geographischen Gesellschaft in Paris (nicht von Deutschland!) eine Silbermedaille verliehen. Darüber schrieb er am 1. Oktober 1853 an Vater und Geschwister: »Ich muß auch noch sagen, daß ich von der Geographischen Gesellschaft in Paris eine schöne silberne Medaille erhalten habe, für meine Entdeckung des Schneebergs Kilimandscharo. Auch Dr. Krapf hat die gleiche erhalten (für seine Entdeckung des Kenia). Ihr müßt aber nicht denken, daß mich dies so sehr gefreut habe. Ich habe dies alles als Eitelkeit ansehen gelernt . . . , auch bin ich ja nicht ausgezogen, um geographische Entdeckungen zu machen, sondern den Völkern, die in Finsternis und Todeschatten sitzen . . . , das Heil in Christus aufzudecken.« Rebmann dachte sehr bescheiden von seiner Entdeckung. Die Franzosen waren also die ersten, die Rebmanns Entdeckung anerkannten. Die Engländer gaben ihre Bedenken erst auf, als Baron von der Decken, ein hannoverscher Offizier, der auf privater Forschungsreise war, 1860 am Fuß des Kilimandscharo eingeschneit wurde. Rebmann schrieb am 2. 12. 1862 aus Mombasa: »von der Decken . . . , der voriges Jahr in Dschagga war, ist wieder von hier abgereist. Seine Begleiter sind diesmal zwei Deutsche, ein Dr. Kersten und ein preußischer Unteroffizier. Daß der Kilimandscharo wirklich mit Schnee bedeckt ist, dafür sind jetzt zwei weitere Zeugen da.« Rebmanns Namen als Entdecker, Forscher und Missionar findet man heute in Lexika und in deutschen, englischen und amerikanischen Ausgaben afrikanischer Missionsgeschichte. Interessant ist, daß seiner Zeit Kaiser Wilhelm II. sofort bei der Grenzfestlegung zwischen Deutsch- und Britisch-Ostafrika verlangte, der Kilimandscharo müsse auf die deutsche Seite kommen, da ihn ein Deutscher entdeckt habe.

Über 6 Wochen lang war Rebmann im Innern des Landes gewesen. Er hatte viel gesehen, beobachtet und erlebt, auch einen schweren Fieberanfall überstanden. Der Marsch war mühsam gewesen. Seine Füße waren mit Wunden bedeckt, sodaß er im Dschaggaland die Hütte, in der er mit seinen Leuten untergekommen war, nicht verlassen konnte. Er hatte Land und Leute kennengelernt und reiche Eindrücke empfangen, aber er war sich klar, daß er noch nichts Wesentliches erreicht hatte. »So wurde der Name Christi in jenem Lande wenigstens genannt, und die Leute wissen, daß ich sein Diener bin, der keinen Handel treibt, auch nicht mit Zauberei und Lüge umgeht.« Rebmann knüpfte an diese Reise nach dem Dschaggaland weitreichende Pläne. Unter der Unterschrift »Bemerkungen in Beziehung auf eine Missionsstation in Dschagga« schreibt er in seinem Tagebuch: »Den Missionar sollten in jenem Gebiet nicht nur ein Arzt, sondern auch einige Handwerker begleiten oder bald nachfolgen, da die große Armut, Unwissenheit und der gänzliche Mangel an Nachdenken über Dinge, die über ihren gewöhnlichen Gesichtspunkt hinausgehen, es nötig macht, daß das Christentum ihnen nicht bloß geistlich, sondern ganz leibhaftig, d. h. mit seiner beseligenden Wirkung auf das ganze Leibes- und Erdenleben dargestellt werde.« Ja, nicht nur Arzt und Handwerker sollten mit dem Missionar zusammenarbeiten, »sondern ganze christliche Familien sollten ihm beigegeben werden, welche die kleineren und äußerlichen Angelegenheiten der Station besorgen und so das Christentum praktisch anschaulich einem Volke darstellen, das von altersher sich so wenig im Denken irgendeines Gegenstandes, der nicht einen praktischen Wert für sie hat, geübt hat.« Er dachte also an eine christliche Siedlung von Familien aus Deutschland oder England, »denn es hilft nichts, sie müssen sehen wie die Leute, die dem Christus folgen, den wir ihnen verkündigen, wirklich auch das Land besser anzubauen verstehen als sie, und dabei noch vieles andere

tun können, das für sie nicht weniger wünschenswert ist.« Diese beachtlichen Ansichten Rebmanns wurden von seinem älteren Kollegen und Freund Krapf nicht geteilt, obwohl er im allgemeinen sehr mit ihnen einverstanden war. Er sah aber mit diesen »Colonisierungsplänen« Gefahren für den Missionar, für die Colonisten und selbst für die Eingeborenen verbunden. Das erste für die Mission muß danach »die Predigt des Wortes vom Kreuz Christi« sein, »nicht die secundären Bestrebungen, die so leicht den Missionar von der Hauptsache ablenken. Von diesem Missionsaxiom muß kein evangelischer Missionar weichen und sollte er auch 10 bis 20 Jahre vergeblich arbeiten.«

Rebmann war mit seinen Gedanken und Vorschlägen seiner Zeit weit voraus. Sie wurden auch damals von seiner Gesellschaft nicht durchgeführt, weil eine Missionsarbeit in Dschagga noch nicht in Gange kam. Aber er hat etwas erkannt und ausgesprochen, was erst in unserer Zeit erfaßt und aufgenommen wurde und was die afrikanischen Christen selbst heute so fordern, nämlich eine Mission, die den ganzen Menschen im Blickfeld hat. Eine Mission, die zwar immer die Verkündigung des Evangeliums als erste Aufgabe festhält, daneben aber nicht vergißt, daß dem Menschen als Ganzem, nach Leib und Seele gedient werden muß, – wie Rebmann sagte: daß das Christentum leibhaftig angeboten werden muß.

Rebmann unternahm noch zwei Reisen ins Dschaggaland. Auf der zweiten Reise (November 1848-Februar 1849) nahm ihm der König von Kilema so viel von seinen mitgeführten Tauschwaren ab, daß er kaum noch nach Madschame im eigentlichen Dschaggaland kam. Viel erreicht hat Rebmann auf dieser Reise nicht. Er kam sogar zweimal in Gefahr, unterwegs von Häuptlingen ermordet zu werden. Der Oberkönig sagte ihm allerdings Schutz zu, wenn er seine Reise nach Uniamesi unternähme. Das führte dazu, daß Krapf und Rebmann es als ihre Pflicht ansahen, »das unbekannte Innerafrika zur Kenntnis der Christen in der Heimat zu bringen, damit sie angetrieben würden, diesem Weltteil mehr als bisher das Evangelium zuzuwenden.«

Die 3. Reise (April/Juni 1849) sollte darum nach Uniamesi, also noch mehr ins Innere führen, sie wurde aber ein vollkommener Fehlschlag. Die Regenzeit hatte eingesetzt. Es regnete viel, die Flüsse waren angeschwollen, sodaß Rebmann einmal fast ertrank bei einem Übergang. Nachts lag er mit seinen Begleitern oft im Freien, als Schutz nur den Regenschirm über sich. Er kam gar nicht bis Uniamesi – der König von Madschame, – »der von Anfang an beschlossen hatte, seine Weiterreise zu verhindern« – nahm ihm allmählich alles ab, was er notwendig für den Weitermarsch brauchte. Rebmann konnte seine Tränen nicht unterdrücken. »Ich sagte, daß ich nicht geweint habe wegen meines Eigentums, sondern darüber, daß es mir in der Heimat von guten Leuten gegeben worden sei, welche das Buch Gottes allen Afrikanern senden möchten, während jetzt ihre gute Absicht vereitelt sei.« Hunger, Nässe und die unwegsame Gegend zehrten so an den Kräften des Missionars, daß er Rabai fast nicht mehr erreichen konnte. Dort waren inzwischen zwei neue Mitarbeiter angekommen, Ehrhardt und Wagner. Beide waren schon krank, und Wagner starb nach 4 Wochen. Einen Missionserfolg konnte der junge, zähe und tapfere Rebmann auf dieser Reise ins Dschaggaland nicht erreichen. Er hat seine Versuche, im Dschaggaland zu arbeiten, nicht wiederholt. Entmutigt haben ihn seine schlechten Erfahrungen nicht. Aber es wurde ihm klar, daß es für das weitere Vordringen in das Innere Afrikas noch Geduld brauche. Er hielt an der Gewißheit fest: »Wenn des Herrn Stunde gekommen ist, so wird kein König mehr den eindringenden Missionar aufhalten können.«

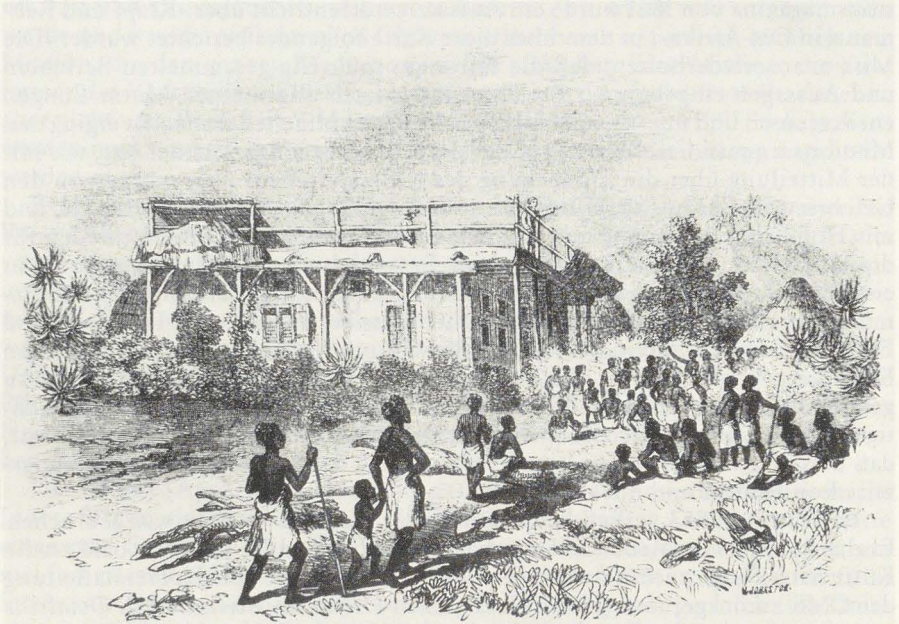
Ich komme zurück auf den bereits erwähnten Jakob Ehrhardt aus Bönningheim. Auch er war in Basel ausgebildet worden und im Dienst der CMS 1847 nach Ostafrika gekommen. Er war auch zunächst mit sprachlichen und geographischen Arbeiten beschäftigt. Von den Afrikanern und arabischen Sklavenhändlern hörten die Missionare von großen Seen im Innern Afrikas. Ehrhardt sammelte diese Nachrichten, und mit Rebmann zusammen stellte er eine Karte von Ost- und Zentralafrika her, auf der ein einziger, ungeheurer See oder ein Binnenmeer eingezeichnet war. Diese Skizze einer Karte von einem Teil von Ost- und Zentralafrika sandte Rebmann nach England, wo sie 1856 veröffentlicht wurde; im Jahr darauf druckte sie Dr. Petermann in seinen »Geographischen Mitteilungen« für deutsche Leser ab. Rebmann schrieb über diese Karte einen Artikel im »Calwer Missionsblatt« von 1855, und im »Basler Missionsmagazin« von 1861 wurde ein Aufsatz veröffentlicht über »Krapf und Rebmann in Ost-Afrika«, in dem über diese Karte folgendes berichtet wurde: »Die Missionare wiederholten, daß die Karte aus mühselig gesammelten Berichten und Aussagen eingeborener Berichterstatter nach allgemeinen Mutmaßungen entworfen sei und nur weitere Nachforschungen entfachen wolle.« Es erging den Missionaren mit dieser Karte, auf der der Riesensee eingezeichnet war, wie mit der Mitteilung über die Entdeckung des Kilimandscharo – sie wurde von den Gelehrten in Europa als Hirngespinnst leichtgläubiger Menschen verlacht und mit Hohn und Spott quittiert. Dr. Petermann setzte sich aber entschieden für die Missionare und ihre Ergebnisse ein. Er schrieb u. a., daß er »das gesamte in einer Karte zusammengefaßte geographische Endresultat der Arbeiten und Bemühungen zwölfjähriger ostafrikanischer Mission unter Krapf, Rebmann und Ehrhardt unseren Lesern vorlege, wofür wir uns diesen Herren zum innigsten Dank verpflichtet fühlen. Wir rechnen die von der ostafrikanischen Mission gesammelten geographischen Nachrichten unter die interessantesten und wichtigsten der vielen Bereicherungen über diesen Kontinent . . .« Anzumerken ist, daß diese Karte von Ehrhardt und Rebmann zu der historischen Entdeckungsreise von Burton und Speke führte.

Im Oktober 1853 verließ Krapf Ostafrika. Seine Gesundheit war gebrochen. Ehrhardt hatte eine Arbeit in Usambara begonnen, mußte sich aber bald an die Küste nach Tanga zurückziehen. Er erkrankte und wurde von der Heimatleitung der CMS zurückgerufen (1855). Über seinen Dienst als Missionar in Ostafrika war er enttäuscht. Aus Sansibar schrieb er noch 1855: »Es liegt klar am Tage, daß, was man Bereitschaft der Heiden für das Evangelium nennt, hier eben nicht zu finden ist. Die Eingeborenen wollen Geschenke erhalten, nicht das Heil in Christus.« Diese Erfahrung hatte auch Rebmann gemacht. Ehrhardt arbeitete dann von 1856-1891 als Missionar in Indien. Krapf war fort, Ehrhardt ebenfalls. Einer blieb – Rebmann.

Der Missionar

Haben Sie das Bild schon einmal gesehen? Da steht ein Mann auf dem flachen Dach seines Hauses und predigt einer Schar von Afrikanern. Unterschrift: Der deutsche Missionar Johannes Rebmann, welcher der CMS 30 Jahre lang in Ostafrika gedient hat, wie er vom Dach seines Hauses predigt. – Die Zeichnung wurde von Captain (später Sir) Richard Burton gemacht. Es ist das einzige Bild, das ich von der aktiven Missionsarbeit Rebmanns gesehen habe. Burton ist der-

selbe, der auf Grund der Karte von Ehrhardt und Rebmann von der englischen Regierung auf eine ostafrikanische Expedition gesandt wurde und auf dieser Unternehmung auch Rebmann besuchte. Er hat mit dieser Zeichnung sozusagen eine Momentaufnahme von Rebmann in dessen eigentlicher Tätigkeit, im Verkündigen des Evangeliums als Missionar, gemacht. Einzig um dieser Aufgabe willen war Rebmann nach Afrika gekommen. Wir haben uns ausführlich mit seiner Tätigkeit als Entdecker und Forscher befaßt, aber es besteht kein Zweifel daran, daß diese Tätigkeit nur eine begleitende oder vorbereitende für seinen eigentlichen Dienst war. Diese geographische Pionierarbeit kam zufällig zu seiner missionarischen Aufgabe hinzu (Groves, S. 101).



Das Missionshaus zu Kistudini, Ostafrika. (Beigl. S. 22.)
(Missionar Rebmann predigt den Wanika's.)

Rebmann schrieb 1855: »Wir kamen nach Afrika ohne einen Gedanken oder Wunsch geographische Entdeckungen zu machen. Unser großes Ziel, war die Ausbreitung des Reiches Gottes«. Er dachte über seine geographische Entdeckungen, ethnographischen Beobachtungen und seine Spracharbeiten wie sein Kollege Krapf. Dieser zitiert in seinem Buch David Livingstone, den bekannten Missionar, Forscher und Geographen, der geschrieben hatte: »Ich erhebe mich nicht über meine Errungenschaften, denn das Ende der geographischen Tat ist nur der Anfang des Missions-Unternehmens«. So dachte Krapf, genau so Rebmann, – »zwei der berühmtesten deutschen Missionare, die ihr Leben im Dienst einer fremden Kirche verbrachten, hervorgegangen aus dem Basler Seminar, die

nach Ostafrika gesandt wurden, als die CMS dort ihre Arbeit begann.« Wir würden dem »berühmten Missionar Rebmann« Unrecht tun, wenn wir seine Intentionen umdeuteten und ihm unterstellen würden, er habe etwas anderes sein wollen, als er war und von allem Anfang sein wollte, nämlich Missionar, Bote des Evangeliums von Anfang bis Ende. Schon in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen über die ersten Reisen nach Kadiaro und dann nach dem Dschaggaland beschrieb er immer wieder, wie er mit den Menschen, die er traf – unterwegs, an Rastplätzen oder in den Dörfern – das Evangelium anbot, das Reich Gottes verkündete, vom »Buch Gottes«, das er ihnen zeigte, sprach. Er bemühte sich, ihnen zu zeigen, daß der Inhalt dieses Buches Gottes genau so die Afrikaner betreffe wie die Europäer. Er machte ihnen ganz deutlich, daß er nicht als Händler, als Elfenbein- oder Sklavenhändler oder gar als Spion für eine fremde Macht unterwegs war. Der Missionar »liefert mit der Bibel in der Hand stets den Beweis, daß er nicht die Länder und ihre Schätze, sondern Seelen sucht, denen er den Weg zum Leben zeigen will« (Krapf, S. 36).

Er hat diese klare Aussage auch vor den afrikanischen Königen gemacht, zu denen er kam: »Dieses Buch habe unsere Väter verständigt und weise gemacht, es zeigte uns den Weg zu Gott. Ein anderes Geschäft habe ich nicht, als dieses Buch zu lehren«. Er machte sich die Mühe, unterwegs einem aufgeschlossenen Mann »die Wahrheiten des Evangeliums zu zeigen, die ich ihm noch in der Nacht verkündigte« . . . »ich kehrte wieder nach Rabai zurück (von Mombasa) und sprach unterwegs viel mit den Bootsleuten über die Versöhnung mit Christus durch seinen Opfertod.« Er hat seine Botschaft in Kisuheli und in Kinika den Menschen weiterzugeben versucht, aber »diese Leute sind so finster, daß mein Besuch nur im allgemeinen etwas vorbereitend wirken kann.« Eine ähnliche Erfahrung hatte auch Dr. Krapf bei einem Gespräch »über das eine, was nottut«, gemacht: die Leute »zeigten sich steinhart«. Beim Betrachten der Gegend fällt ihm ihre eigenartige Schönheit, ihr Reichtum auf – »unermesslich viel des schönsten Landes steht hier der Kirche Christi offen . . . diese so eigentümlich gestaltete Ländermasse muß noch eine eigentümliche Bestimmung haben.« »Ich betete aus der Tiefe meines Herzens das Vaterunser, das am kürzesten und besten die Gefühle und Wünsche meines Herzens für diese Länder ausdrückte.«

Man merkt diesem jungen Missionar die Leidenschaft an, mit der er seinen Auftrag zu erfüllen sucht. Freilich wird er immer wieder enttäuscht, nicht nur am Anfang auf seinen Reisen, vom Unverständnis, von der Bettelhaftigkeit, von der Hartherzigkeit der Menschen, unter denen er lebt und arbeitet und die er zu gewinnen sucht. Auch später noch macht ihm das viel Mühe. Man kann ihm vorwerfen, er habe zu einseitig von seiner europäischen Sicht und pietistischen Herkunft her zu rasch und ungeduldig ein Echo auf seine Verkündigung erwartet. Hier war er ein Kind seiner Zeit und ihrer Auffassung von der Mission und ihren Erfolgen. Er hat im Laufe der Zeit, in der er unter den Afrikanern lebte, mehr Verständnis für ihre Art, für ihr Leben und für ihre religiösen Vorstellungen aufgebracht, je weiter er auch ihre Umwelt kennen lernte und ihre Sprache erforschte und sprechen lernte. Jeder junge Missionar macht ähnliche Erfahrungen – er möchte möglichst rasch die Saat aufgehen sehen, die er ausgestreut hat. Es zeichnet Rebmann besonders aus, daß er glaubt, »daß diese Mission nicht ohne Aussicht auf baldigen Erfolg« ist; er mußte erleben, wie dieser baldige Erfolg ausblieb – und hielt doch auf seinem Posten aus.

Dr. Krapf war zwischenzeitlich nach Europa gereist, wo er sein Wörterbuch in sechs afrikanischen Sprachen und andere Übersetzungsarbeiten drucken ließ.



In England machte er sein Heimatkomitee mit seinen weitausgreifenden Missionsplänen bekannt. Rebmann reiste nach Kairo und verheiratete sich dort mit einer Engländerin, während Ehrhardt auf der Station Kasilutini die Arbeit weiterführte, bis Rebmann mit seiner Frau zurückkehrte. In Kasilutini wurde Rebmanns einziges Kind, Samuel, geboren, das aber wenige Tage nach der Geburt starb. Rebmanns Frau starb, nachdem sie 15 Jahre an seiner Seite in der Arbeit gestanden hatte.

Zunächst waren Rebmann und Frau allein, nachdem zuerst 1853 Krapf und 1855 Ehrhard, beide durch Krankheit geschwächt, Ostafrika verlassen hatten. Rebmann hielt aus. Es war wirklich ein Aushalten unter vielen Schwierigkeiten

äußerer und innerer Art. Wir vermögen uns heute kaum vorzustellen, was es zu damaliger Zeit bedeutete, auf Vorposten in Ostafrika zu stehen. Aus den Tagebüchern und Briefen Rebmanns (und Krapfs) kann man einen Eindruck davon gewinnen: Einsamkeit, Abgeschnittensein von der Heimat (die Post ging von Mombasa über Indien nach Europa!), heißes Klima, Fieber und Dysenterie-Anfälle (ohne Medikamente, die es damals noch nicht gab), primitives Wohnen unter Menschen anderer Sprache und Sitten, Plage mit allerlei Tieren und Insekten, (Krapf: große und kleine Ameisen, Termiten, Skorpione, Schlangen, Hundertfüßler, Würmer mit Stacheln u. a.). Die Missionare hatten zu leiden unter dem unheilvollen Einfluß der Moslem, unter deren Herrschaft das Land stand (»eine mohammedanische Gewalt steht zwischen uns und den Heiden«) und der Stumpfheit der Afrikaner.

Im Frühjahr 1855 hatte Rebmann geglaubt, daß seine Mission die Arbeit in Rabai im Herbst wegen der drohenden Einfälle der Massai aufgeben wolle, konnte aber, da die Überfälle ausblieben, doch weiter arbeiten. Erst im Jahr 1857 erfolgte ein furchtbarer Einbruch der räuberischen Massai. Man glaubte schon, Rebmann und seine Frau seien abgeschnitten, aber es gelang ihm, noch alles auf die Insel Mombasa zu bringen. Man legte ihm nahe, Urlaub in der Heimat zu machen. Er lehnte es ab, weil er wußte, daß er damit die Mission aufgeben würde. Nach mehr als einem Jahr ging er wieder nach Rabai zurück. »Es ist besser«, schrieb er im April 1858, »daß wir in der Stille fortfahren zu warten und zu beten, in festem Glauben, daß auch für Ostafrika der Tag des Heils anbrechen wird.« Und es war bald soweit, daß die ersten Früchte sich zeigten. Auf Weihnachten 1860 schrieb Rebmann nach Gerlingen: »daß es nun auch in Ostafrika angefangen hat Christtag zu werden.« An Pfingsten 1860 hatte er die ersten beiden Wanika taufen können, die die Namen Abraham und Isak (dessen Sohn) bekamen. Der letztere wurde später sein Begleiter nach Europa. Vier weitere standen im Taufunterricht. An Ostern 1861 konnte er wieder vier Wanika taufen und hoffte, bald auch einige Frauen und Kinder taufen zu können. Er hätte noch weitere 6 oder 7 Wanika taufen können, schrieb er 1863, aber er müsse die schon Getauften noch weiter fördern.

Sein Leben in diesen Jahren waren ausgefüllt mit Arbeiten: an den Sprachen: er arbeitete an Wörterbüchern in Kinika, Kisuaheli und Kinyassa, hatte eine Übersetzung des Evangeliums nach Lukas in Kinika hergestellt und fing noch an, Arabisch zu lernen. Er schreibt einmal: »Neben meiner Spracharbeiten bin ich zugleich bald Evangelist, bald Maurer, bald Zimmermann.« Immer wieder gab es etwas zu bauen oder zu reparieren, entweder das Haus für einen neuen Mitarbeiter oder am eigenen Haus. Er baute eine neue Zisterne und vergrößerte eine alte. Und wenn Rebmann Kirche und Schule wollte, so mußte er sie selbst bauen. Dann wieder berichtete er vom Bau eines Häuschens in Kisilutini. Bauen, bauen, bauen – dieses Thema kehrte in seinen Briefen immer wieder. Er sah es »als ein eigentümliches Los als Missionar in Ostafrika an«, daß er immer wieder bauen mußte, für sich, für seine Mitarbeiter, »ja selbst für meine Afrikaner mußte ich erst ordentliche Wohnungen schaffen, und damit bin ich noch nicht ganz fertig . . . Es galt hier nicht nur an dem Kern einer Christengemeinde, sondern auch an einer demselben etwas angemessenen Schale in besseren Wohnungen zu arbeiten« . . . (die leibhaftige Mission!) »Es ist nur die Liebe Christi, die uns willig machen kann die Kraft des Leibes und der Seele wie des Geistes ihm zum Opfer zu bringen und zwar in einer Weise, wie es die besondere Not und Armut Afrikas fordert.«



Krapf-Rebmann-Denkmal auf dem nördlichen Festland
von Mombasa

Man muß bedenken, daß alle diese, Geist und Leib in gleicher Weise stark beanspruchenden Arbeiten unter dem dauernden Streß des erschlaffenden Fieberklimas Ostafrikas geleistet werden mußten, oft in großer Einsamkeit, jahrelang immer im umständlichen Hin und Her zwischen Rabai/Kisilutini, Mombasa und Sansibar (verursacht durch die politischen Unruhen, den Massai-Einfall, den in Unordnung geratenen Zustand des Landes nach dem Tod des Imam von Maskat). Nur in den Anfangsjahren bestand eine enge Arbeitsgemeinschaft zwischen Krapf, Ehrhardt und Rebmann – »the famous trio« (Groves, 115) –. Dann kamen Mitarbeiter, starben am Fieber oder gingen krank nach Europa zurück oder wurden in andere Länder versetzt wie Deimler und Sparshott. Einer nur hielt die Stellung – Rebmann. Manchmal hatte er gezweifelt, »ob wir nicht etwas zu früh in dieses Heidenland gekommen sein könnten«, aber nachdem es »Christtag in Afrika« geworden war, waren ihm seine Zweifel verschwun-

den, und er sah »den vollen Tag zur Missionsarbeit in Ostafrika im Anzug.« Später schrieb er: »Das kleine Kirchlein von Ostafrika vermehrte sich von Jahr zu Jahr.«

In all diesen Aufbauarbeiten erfuhr er noch manche Enttäuschung. Anfang 1862 erschien Dr. Krapf in Kisilutini – »dessen freundliches, liebevolles Gesicht uns umso wohler tat«, als er unvermutet aufgetaucht war. Erschienen war er mit englischen und schweizer Brüdern, die ihn um seine Führung gebeten hatten, und mit denen Krapf in der Nähe von Kisilutini, in Ribe, eine neue Mission der United Methodist True Church gründen wollte, nachdem sich eine geplante Mission in Usambara zerschlagen hatte. So sehr Rebmann sich gefreut hatte, Krapf wiederzusehen, so enttäuscht war er von seiner Absicht, eine Art Konkurrenz-Mission anzusiedeln »auf so sonderbare und für mich heute noch fragliche Weise so nahe an die gute alte Kirche hingepflanzt, daß ich dagegen protestierte, während doch in Ostafrika das Feld so unermeßlich ist« schrieb er 1864 an Dr. Gundert in Calw. Im gleichen Brief wendet er sich gegen Verdächtigungen durch Mr. Cooley in England, der schon seine Entdeckung des Schneebergs in Afrika scharf kritisiert hatte, ebenso gegen eine ungerechte Darstellung des Zustands seiner Station durch Baron von der Decken, der bei ihm gewesen war auf seinen Reisen in Ostafrika zwischen 1858 und 1861. Weiter schrieb er in dem Brief: »Wieviel Unrechtes und Entstelltes sagt Capt. Burton in seinem Buch über die Mission! Solche oberflächliche, subjektive, alle weiteren Nachforschungen entbehrende Berichte zu schreiben ist eine gar leichte und angenehme und deswegen besonders heutzutage auch häufige Arbeit; – durch und durch wahre, alles ins rechte Licht und in rechten Zusammenhang stellende Berichterstattung aber kostet Mühe und erfordert eine Anstrengung und Ausdauer, wie sie nur wenigen Reisenden eigen ist.«

Missionar Deimler, der bei Ausbruch der Massai-Unruhen nach Indien gereist war, veranlaßte, daß junge christliche Afrikaner, die als Kinder von den Engländern aus der Sklaverei befreit worden waren und in Indien ein Handwerk gelernt hatten, Rebmann zur Unterstützung seiner Arbeit geschickt wurden. (Einen ähnlichen Versuch hatte es in den vierziger Jahren auf der Goldküste gegeben.) Rebmann hatte für sie Hütten errichten lassen. Als er sie nach ihrer Ankunft zum erstenmal im englischen Gotteshaus singen hörte, schreibt er: »weinte ich, das erstemal in meinem Leben, Tränen der Freude.«

Rebmann war als Missionar meist allein. Im November 1866 war seine Frau gestorben. Ebenso war Taylor, ein Mitarbeiter kurz nach seiner Ankunft gestorben. Sparshott, ein anderer Mitarbeiter, mußte mit seiner Frau zeitweise befreite Sklaven auf den Inseln im Indischen Ozean betreuen. Rebmann hatte einmal, 1861, seinen Geschwistern in Gerlingen geschrieben: »Bruder Zimmermann habe eine Aufforderung um einen Rekruten für den Missionsdienst in der Gemeinde gemacht« und bat sie, daß doch auch einer ihrer Söhne sein Nachfolger werden möchte. Doch er bekam keinen solchen Nachfolger. Dennoch hielt er aus, obwohl seine Geschwister ihn nach 20 Jahren Abwesenheit gern in der Heimat begrüßt hätten. »Ich habe eine Aufgabe in Ostafrika, die mir es bis jetzt und, soviel ich voraussehen kann, auch in den nächsten Jahren nicht erlaubt, selbst dem lieben Geburtsort einen Besuch zu machen.« Und 1869 schrieb er wieder: »Ich sehe noch immer keinen Weg zu einem Besuch in der Heimat. Meine Gesundheit erfordert es nicht, und meine Arbeit ist noch nicht auf dem Punkte, auf dem ich sie für ungewisse Zeit verlassen könnte.«

Groves stellt fest: »Die CMS unterhielt noch einen Stützpunkt in Rabai mit

THEY REACHED MOMBASA
MAY 1844, BUT IN JULY SHE DIED
AND HE BY HER GRAVE NEAR
THIS SPOT SUMMONED THE
CHURCH TO "ATTEMPT THE
CONVERSION OF AFRICA FROM
ITS EASTERN SHORE."
SCHOLAR LINGUIST AND TRAVELLER
HE AND REV J REBMANN
DISCOVERED KENYA AND KILIMANJARO.
LIKE DR LIVINGSTONE HE DIED ON
HIS KNEES AT PRAYER NOV. 26 1881.

BWANA KRAPP NA MKWEWE
WALIKWA MOMBASA MAY 1844
MKEWE ALIKUFA AKAZIKWA
PAMBU NA HAPA JULY 1844.
BWANA KRAPP ALIFIKILIWA
NA BWANA J REBMANN 1846
NAO WALIKWENDA
RABAI WAKAKAA HUKO.
NDIVYO KANISA LA KRISTO
LILILOKO SASA LILIVYOBUNIWA
KATIKA NCHI HII.

Inschriften auf dem Krapf-Rebmann-Denkmal in Mombasa –
Englisch und Kisuaheli

dem einsamen Rebmann, der sich seinem Dienst hingab und demütig entschlossen war, treu zu sein bis zuletzt.« Es fiel ihm dann nicht leicht, seine Arbeit aus der Hand zu legen. In den letzten Jahren hatten ihn aber anhaltende Schlaflosigkeit und andere Leiden geschwächt, und vor allem sein Augenlicht war immer schwächer geworden. Er fühlte »die Notwendigkeit tief, der dringenden Einladung seines Komitees zu folgen, nach Europa zu kommen.« Der neu in die Arbeit eingetretene Missionar Price überredete ihn schließlich zur Heimreise. 29 Jahre hatte er im Tropenklima ausgehalten, Strapazen ausgestanden, die man sich heute nicht mehr vorstellen kann. Isaak Nyondo, den er einst mit seinem Vater Abraham als Erstling getauft hatte, begleitete ihn nach Europa. Seine Wörterbücher in Kisuaheli, Kinika und Kinyassa waren schon vorher nach London in Sicherheit gebracht worden. Von seinem Komitee wurde er mit einer Achtung empfangen, wie kaum ein anderer Missionar. – Rebmann war gewiß, daß die ostafrikanische Mission nicht aufgegeben, sondern nur für eine Zeit unterbrochen sei.

Durch Krapf und Rebmann angeregt rief der bayrische Pfarrer Ittameier eine »Evangelisch-Lutherische Mission für Ostafrika in Bayern« ins Leben, die dann später in der Leipziger Mission aufging. Auch von Neukirchen, Berlin und Bethel (Bodenschwingh) wurde die Missionsarbeit in Ostafrika (im Norden des heutigen Tansania) aufgenommen. Einer der bedeutendsten Missionare, der später am Kilimandscharo arbeitete, war Dr. Dr. Bruno Gutmann, Missionar und hervorragender Ethnologe und Religionswissenschaftler, der im selben Jahr geboren wurde, in dem Rebmann starb. Wo Rebmann einst als erster den Weg ins Dschaggaland gebahnt hatte, konnten nun andere weitergehen und das fortsetzen, was er angefangen hatte. Es hat zwar noch einige Jahrzehnte gedauert, aber

Rebmanns Eintrag in sein Tagebuch hatte sich erfüllt: »Es ist diese Mission unter den Dschagga nicht ohne Aussichten auf baldigen Erfolg.« Heute ist festgestellt: »Die protestantische Mission in Kenia begann 1844 mit der Ankunft des CMS-Missionars Dr. Johann Ludwig Krapf in Mombasa; ihm folgte Rebmann, der Entdecker des Kilimandscharo, . . . am berühmtesten wurde Rabai und Freretown« (Lexikon zur Weltmission, 1975, S. 277). 1966 gab es in Kenia 788 000 Christen verschiedener Kirchen. – Im Jahr 1976 wurde noch ein anderer bekannter Gerlinger Missionar, Johannes Zimmermann, gefeiert. Er war 5 Jahre jünger als Rebmann. Rebmann stand schon 4 Jahre in der Arbeit, als Zimmermann auf der Goldküste begann. Beide waren entschlossen, ihr Leben ganz für Afrika einzusetzen – und haben das auch durchgehalten. Beide haben zu ihrer Zeit (des Anfangs) vorweggedacht, was erst heute eigentliche Überzeugung in der partnerschaftlichen Arbeit von Kirchen hier und Kirchen in Übersee geworden ist, nämlich, daß »das Evangelium dem ganzen Menschen und der ganzen Welt durch die ganze Kirche weitergegeben werden müsse.« Sie wollten, wie Rebmann schrieb, das Evangelium leibhaftig anbieten. Beide sprachen von »Kolonisieren« durch weiße Bauernfamilien in diesen afrikanischen Ländern. Dabei muß man aber eher an Besiedlung und zwar nicht im Sinne von Landergreifung und Besitznahme denken. Solche Siedler sollten als Vorbilder für die Afrikaner dienen. Sie sollten ein »wichtiges Element für die Hebung und Wiedergeburt Afrikas sein und als lebendiges Beispiel christlicher und unabhängiger Arbeiter für die Afrikaner in mancher Hinsicht größere Bedeutung haben als die Missionare.« (P. Steiner über Zimmermann). Diese beiden Gerlinger, die miteinander über diese Probleme schriftlich sich aussprachen, waren ihrer Zeit voraus: Jahre und Jahrzehnte später kamen dann Lehrer und Ärzte, Handwerker und Landwirte, die den werdenden Kirchen mit ihren Kenntnissen und Kräften dienten.

Zimmermann und Rebmann erlebten in ihren langen Arbeitsjahren in West- und in Ostafrika keine rauschenden Erfolge. Von Zimmermann berichtet sein Biograph: »Der ersten hoffnungsvollen Frühlingssaat folgte nur eine spärliche Ernte«. Von Rebmann liest man, er habe »nur geringe Erfolge gehabt« und habe bei seiner kleinen Gemeinde ausgeharrt. Zimmermanns Station war 1873, dem Jahr seines Weggangs, besetzt mit 2 Missionaren, 1 Missionarsfrau, 1 Handwerksmissionar, 3 afrikanischen Katechisten und 2 Lehrern. Die Gemeinde Odumase zählte 53 Christen, von denen 39 Abendmahlsberechtigte (also Vollglieder) waren. (Basler Mission, Jahresbericht 1873) – Rebmann hatte gerade einen Nachfolger bekommen, seine Gemeinde mag etwa 10 bis 12 Getaufte gezählt haben.

Rebmann hatte es schwerer als Zimmermann – er war im vollem Sinne des Wortes ein Bahn-brecher: er fand überhaupt nichts vor, keine Literatur über Land und Leute, nichts über Sprache und Religion der Menschen, unter denen er seine Arbeit begann. – Über die Goldküste war schon im Jahre 1676 ein Buch eines dänischen Garnisonspfarrers erschienen, das vor einiger Zeit in fotomechanischem Druck wieder herausgegeben wurde. Es gab eine ganze Reihe von Büchern und Berichten über die Goldküste und ihre Bewohner, die ja in den Küstenstrichen schon seit Jahrhunderten mit weißen Leuten in Berührung gekommen waren (es gab ca. 40 Kastelle entlang der Küste!) – Rebmann traf nur da und dort auf seinen Reisen nach Dschagga Spuren früherer kleiner portugiesischer Kastelle. Es gab schon Vorarbeiten über die Ga-Sprache, die Zimmermann benutzen konnte. Rebmann traf buchstäblich auf das »dunkle Afrika«, wie man es früher nannte. Seine Arbeit war unvergleichlich mühsamer und kräfteverzehrender als die an der Westküste Afrikas. – Rebmann und Zimmermann fühl-

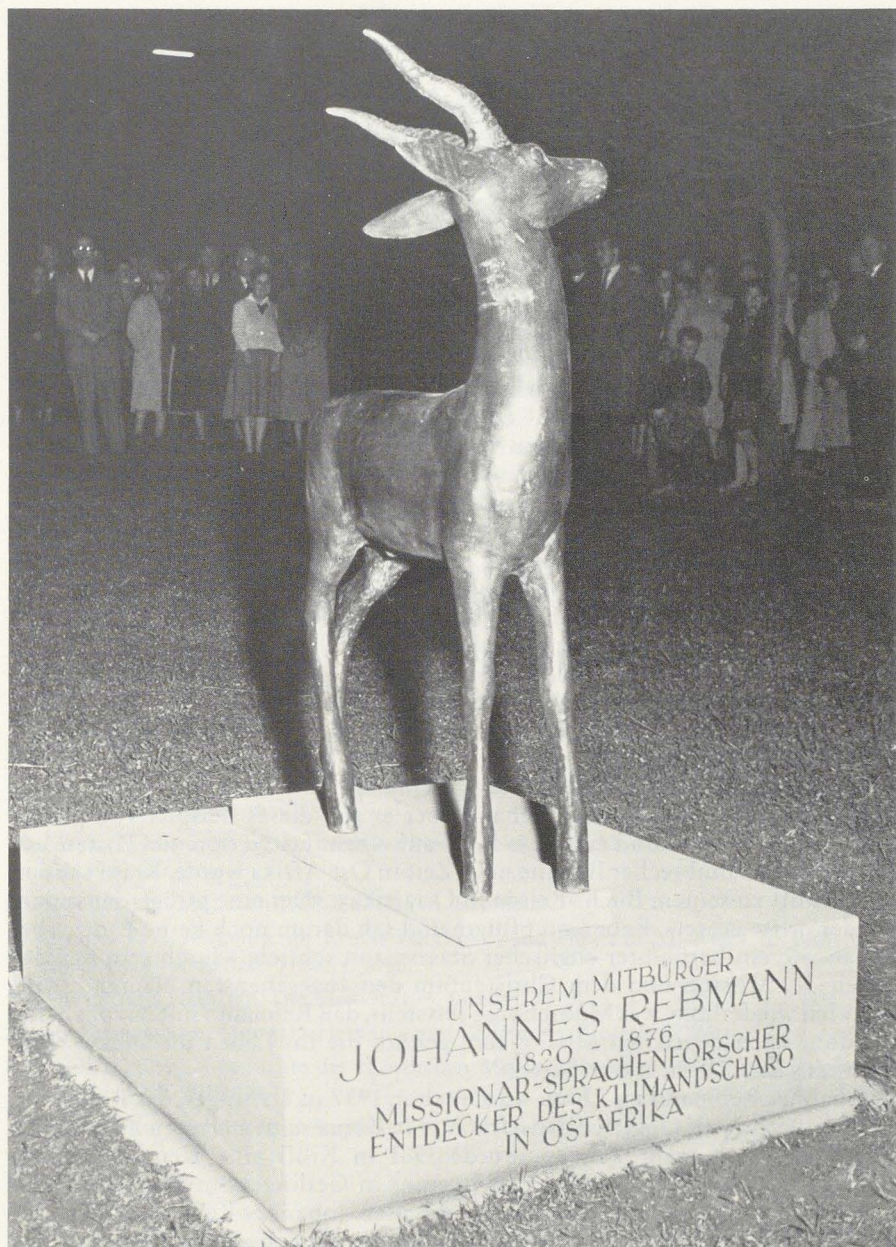
ten sich beide – trotz der langen Abwesenheit – fest mit ihrem Heimatort Gerlingen und ihrer Heimat als ganzer verbunden. Zimmermann dichtete 1862:

»Wo in Deutschlands Herz, im Schwabenlande
lebensvoll der Pulsschlag steigt und fällt,
liegt am waldigen Gebirgesrande,
und dem reichen Strohgäu zugeneigt,
nett ein Dorf in Kreuzform hingebettet,
arm und reich wie's schöne Schwabenland:
dahin zieht es mich wie angekettet
von Guineas goldgewirktem Strand.«

Rebmann bedankte sich immer wieder für Nachrichten über Gerlingen oder fragte direkt nach Nachrichten. (Zwischen den einzelnen Briefen lagen meist Monate oder 1-2 Jahre!) Er dankte für Briefe des Herrn Schulmeisters, den er grüßen läßt wie den Herrn Pfarrer. Er schrieb: »Ihr müßt nicht denken, daß das, was Euch in Gerlingen gering und unwichtig scheinen möchte, auch für mich in Afrika so sei. Gerade die große Entfernung gibt auch Nachrichten geringerer Art einen Wert. So teilt mir der liebe Hansjerg und die liebe Katharina allerlei ökonomische und Familiensachen mit, was mich immer interessiert. Grüßt alle Freunde, Brüder und Schwestern . . . und den Herrn Pfarrer, Frau und Töchter Pauline und Sophie.« Er gibt Rat in der Frage der Krankenheilung durch Gebet. Sein Bruder hatte ihm von einem Mann berichtet, der durch seine Glaubenskraft Kranke heilen konnte. Rebmann versuchte, von der Bibel her eine Antwort zu geben und fragte dann: »Hat niemand in Gerlingen das Calwer Handbuch der Bibelerklärung?« – Wieder ein andermal heißt es: »Ihr versteht nun das Briefeschreiben ganz ordentlich und gebt mir allerlei Nachrichten, die Euch kleinlich erscheinen mögen, mir als altem Glied der Gemeinde aber interessant sind.« Weiter: »Es war mir lieb, daß Ihr Euch wieder Mühe nehmt, mir die hauptsächlichsten Nachrichten von Euch selbst und unserem Ort mitzuteilen . . . Seid wieder herzlich gegrüßt mit allen Gliedern der Gemeinde.«

Dem heimgekehrten, blinden, abgezehrten Rebmann blieb noch eine kurze Frist in der Heimat, in Korntal, wo er sich niedergelassen hatte. Auf den Rat von Dr. Krapf (ebenfalls in Korntal) heiratete er im Frühjahr 1876 die Witwe des Indien-Missionars Finkh. Man hörte ihn noch auf dem Missionsfest in Leonberg, wo er Gott dankte, daß er ihn 29 Jahre in Ostafrika erhalten habe, bis er die Überzeugung gewonnen habe, daß das Evangelium unter jenem Volk Wurzel geschlagen habe. Durch Isaak Nyondo, der in begleitete, habe er sich besonders in Sprache und Leben des Volkes hineingearbeitet, und je mehr er es kennengelernt habe, habe er es auch achten und lieben gelernt. Am 4. Oktober 1876 erlag Rebmann einer schnell verlaufenden Lungenentzündung. Er dachte zwar, er würde sich wieder erholen und sagte zu seiner Frau: »Was weinst du? Ich habe noch viel Arbeit für Afrika vor mir.« Auf seinem Grabstein stehen unter dem Namen nur die Worte: SAFE IN THE ARMS OF JESUS (Geborgen in den Armen Jesu).

War das nun das Leben eines Mannes, der in 29 Jahren ununterbrochener und mühsamer Arbeit doch »nur geringen Erfolg« hatte? – Eines ist gewiß: Krapf und Rebmann suchten, als sie nach Afrika kamen, Menschen, nicht Berge, Seen, Flüsse. Diese entdeckten sie auch auf ihren schwierigen, gefährvollen Märschen, auf denen sie eben die Menschen suchten – und entdeckten. Man darf Rebmann nicht nach heutigen Erkenntnissen und Maßstäben beurteilen, sondern muß ihn verstehen aus seiner Zeit und ihren Erkenntnissen und An-



Denkmal in Gerlingen

schauungen heraus. Es ist immer ärgerlich, wenn man, wie es häufig geschieht, die Arbeit früherer Missionare nach heutigen Erkenntnissen beurteilt, die wir auch erst nach einem langen Prozeß des Erfahrens und Erleidens gewonnen haben. Rebmann hatte keine spektakulären Erfolge aufzuweisen, abgesehen von seinen Entdeckungen – über die er sehr bescheiden dachte –, obgleich sie ihm bis heute unvergessen sind. Was aber könnte ihn als Menschen besser auszeichnen als die Art und Weise, wie er seinen Auftrag, diese »Aufgabe in Ostafrika« erfüllte? Auf einem scheinbar verlorenen Posten hielt er 29 Jahre im heißen Afrika aus ohne einen einzigen Urlaub im europäischen Klima! Frau und Kind hatte er in Afrika begraben – er hielt aus. Er war schon immer ein erstaunlicher Mann, dieser Rebmann! Mit ganzer Treue stand er zu seinem Auftrag, den er mit weitblickender Klugheit und Liebe erfüllte und nicht verzagte, obgleich er manchmal psychisch auch am Rande seiner Kraft war. Mit zäher Geduld, nie erlahmender Ausdauer bemühte er sich um die Menschen, unter denen und für die er lebte, mit »einer Zähigkeit und Geduld, wie sie vor ihm und nach ihm keiner aufzuweisen hatte.« Mit eisernem Fleiß widmet sich Rebmann seiner Übersetzungs- und Spracharbeit. Im Jahre 1874 fand Sir Bartle Frere, früher Gouverneur von Bombay, der im Auftrag der CMS eine Art Inspektionsreise durch Ostafrika machte, Rebmann schwach, aber »umgeben von übersetzten Manuskripten, an denen er jahrzehntelang gearbeitet hatte.«

Rebmann war ein Mensch von hohen Graden, der, obgleich er den großen menschlichen, zivilisatorischen und religiösen Unterschied zwischen sich und den Afrikanern damals ständig vor Augen hatte, sich dennoch mit ihnen solidarisch wußte, sie dennoch liebte, wie sie waren, was er besonders darin zeigte, daß er bis zu seinen letzten Kräften unter ihnen aushielt. Er ist ein Mann, der aller Ehre seiner Vaterstadt und seiner Heimat wert ist, auch wenn er lebenslang in anderen Diensten stand.

Johannes Rebmann hat, wie gesagt, keine spektakulären Erfolge in seiner speziellen Arbeit aufzuweisen gehabt, aber er gab dieses Beispiel von ganzer Treue, zäher Geduld und eisernem Fleiß auf einem fast verlorenen Posten, auf dem er doch Bahnbrecher für eine neue Zeit in Ost-Afrika wurde. Krapf schrieb im Vorwort zu seinem Buch »Reisen in Ostafrika«: »Der eine pflügt, der andere sät, der dritte erntet«. Rebmann pflügte und sah darum noch keine Ernte, aber er hat, wie ein berühmter englischer Staatsmann schrieb: »durch sein heiliges Leben der Mission und dem Christentum den angesehensten Namen erworben.« Ich wiederhole, was Moorehouse feststellt, daß Rebmann mit Krapf zu den »berühmtesten deutschen Missionaren gehört, die ihr Leben im Dienst einer ausländischen Kirche verbrachten.«

Johannes Rebmann zu Ehren wurde schon 1957 in Gerlingen das Rebmann-Denkmal errichtet. Obgleich die Afrikaner in Kenia seinen Namen heute wahrscheinlich nicht mehr kennen, wurde 1961 in Kilifi eine Krapf-Rebmann-Gedächtniskirche eingeweiht. Es gibt ferner in Gerlingen, in Korntal und in Stuttgart (seit 1934) Johannes-Rebmann-Straßen. Johannes Rebmann blieb sein Leben lang der nüchterne und bescheidene Mann, der sich aus den Ehrungen, die ihm widerfahren, nichts machte und allein in der Durchführung des Auftrags, den er von seinem Herrn empfangen hatte, die Erfüllung seines Lebens sah.

Dieser Beitrag gilt der ehrerbietigen und dankbaren Erinnerung an den berühmten Sohn der Stadt und Gemeinde Gerlingen.

Quellenmaterial

1. Johannes Rebmann. Tagebuch 1848/49. Original.
2. Johannes Rebmann. Briefe 1844-1875. Originale.
3. Krapf, Dr. J. L. Reisen in Ostafrika in den Jahren 1837-1855. 1. und 2. Teil. Korntal 1858.
4. J. Ehrhardts Mémoire zur Erläuterung der von ihm und J. Rebmann zusammengestellten Karte von Ost- und Zentralafrika. (Auszug aus: Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige Erforschungen aus dem Gesamtgebiet der Geographie von Dr. J. Petermann. Gotha 1856 (abschriftlich).
5. Evang. Missionsmagazin. Basel 1861: Krapf und Rebmann in Ostafrika. S. 22 ff.
6. Weishaupt, Martin. Rebmans Reisen ins Dschaggaland. Leipzig. o. J.
7. Schlatter, W. Geschichte der Basler Mission 1815-1875. Bd. I, Basel 1916.
8. Jehle, A. Der Entdecker des Kilimandscharo. Aus dem Leben des Missionars Johannes Rebmann. Stuttgart und Basel. o. J.
9. Missionar Johannes Rebmann. Manuskript eines Großneffen Rebmans, Oskar Rebmann, in Abschrift. o. J. 193.
10. Oehler, Wilhelm. Geschichte der Deutschen Evangelischen Mission. Baden-Baden 1949/51
11. Groves, C. P. The Planting of Christianity in Africa. Bd. 2. London 1954.
12. Lehmann, Arno. Missionspioniere am Kilimandscharo. in: Gottes Volk aus vielen Ländern. Evang. Verlagsanstalt Berlin-Ost 1955.
13. Evangelisches Kirchenlexikon. Göttingen 1956. Bd. II Sp. 1767.
14. Latourette, Kenneth Scott. Geschichte der Ausbreitung des Christentums. Göttingen 1956.
15. Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 6 Bde. Tübingen 1957/65. 3. Aufl. Bd. I Art. Afrika. Sp. 155. Bd. V. Sp. 815, Art. Rebmann.
16. Mayer, E. Missionar J. J. Ehrhardt aus Bönnigheim. Zeitschr. d. Zabergäüvereins. Güglingen 1960. Nr. 3.
17. Dtv-Lexikon München 1968. Bd. 15, Art. Rebmann.
18. Bridges, R. C. A Manuscript Kinika Vocabulary and a letter of J. L. Krapf. In: Bulletin of the Society for African History. 1968.
19. Moorhouse, Geoffrey. The Missionaries. London 1973.
20. Straßennamen in Stuttgart. Herkunft und Bedeutung. Stuttgart 1974.
21. Neill, Stephen. Geschichte der christlichen Mission. Erlangen 1974 (Neill, Stephen. - Christian Missions 1964).
22. Lexikon zur Weltmission. Wuppertal 1975. Art. »Kenia« u. »J. L. Krapf«.

Die Michaelskirche in Hochdorf bei Vaihingen/Enz

Von Joachim Duwe

Vorbemerkung: In den Jahren 1968 bis 1970 wurde die kleine Hochdorfer Kirche gründlich erneuert. Wie bei dieser Gelegenheit üblich, traten hinter dem Mauerputz und unter dem Fußboden zahlreiche Zeugen der baulichen Vergangenheit ans Licht, von denen der Anreiz ausging, so viel wie möglich über die Geschichte des Kirchengebäudes zu ermitteln, bevor das neue Gewand nähere Untersuchungen wieder für lange Zeit unmöglich machte. Die Ergebnisse dieser Ermittlungen sind nun schriftlich niedergelegt worden, um sie allen Interessierten zugänglich zu machen. Die Begründungen für die aufgestellten Thesen mußten allerdings oft kurz gehalten, manchmal auch ganz ausgespart werden, damit die Darstellung nicht auswucherte; demzufolge kann die Beweisführung nicht allen Ansprüchen genügen. Es muß hier auch erwähnt werden, daß viele Feststellungen und vor allem Datierungen nie zustande gekommen wären ohne die fachmännische Beratung und tatkräftige Unterstützung durch Herrn Dr. Lutz vom Landesamt für Denkmalpflege und Frau Renate Leibfried aus Hochdorf, denen noch einmal sehr herzlichen Dank gesagt sei.



Kirche mit Gemeindesaalanbau in Hochdorf

Die Entwicklungen der kirchlichen Verhältnisse am Ort

Die früheste Nachricht besagt, daß im Jahre 811 ein Priester Heinrich die Hochdorfer »basilica« zum Heiligen Michael an das Kloster Lorsch verschenkte. Daran ist befremdlich, daß die Kirche gerade den Heiligen Michael zum Schutzpatron hatte, denn die alten Michaelskirchen waren in der Regel alemannische Gründungen, Hochdorf aber ist ziemlich sicher kein Alemannenwohnsitz gewesen. Ortsname und geografische Lage deuten vielmehr darauf hin, daß der Ort von den Franken zielbewußt zwischen die alemannischen Siedlungen eingeschoben wurde, unter Umständen sogar mit der Absicht, die Grenze gegen das Alemannenherzogtum abzusichern, die seit 496 vom Asperg entlang des Glmsbaches an Schwieberdingen und Ditzingen vorbei nach Leonberg verlief. Es gibt vielleicht die Möglichkeit, den Ursprung des Michaelspatroziniums von einer anderen Beziehung her zu erklären: Wir wissen, daß die Hochdorfer Kirche im Mittelalter zur Parochie Enzweihingen gehörte, sei es, daß es sich von Anfang an um eine Tochtergründung der Enzweihinger Kirche handelte, sei es, daß die Abhängigkeit durch ein späteres kirchliches Raumordnungsverfahren, etwa unter Karl dem Großen, herbeigeführt wurde. Da Michael der Schutzheilige der Enzweihinger Kirche war, könnte er von dort auf Hochdorf übertragen worden und natürlich auch dann haften geblieben sein, als die Kirchengemeinde im Jahr 1468 ihre Unabhängigkeit erhielt.

Bekanntlich hat die organisatorische Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit nicht unbedingt etwas zu tun gehabt mit den Eigentumsrechten am Kirchengebäude und am zugehörigen Kirchengut. Besitzer der Kirche war also ab 811 das Kloster Lorsch. Von dort ist sie an die Grafen von Vaihingen übergegangen, die ihrerseits 1348 einen Verkauf an den Deutschritterorden tätigten, der in Vaihingen eine Niederlassung unterhielt. Danach waren die Herren von Münchingen an der Reihe. Sie hatten Burg und Ort Hochdorf von den württembergischen Grafen zu Lehen bekommen und erwarben als Ergänzung dazu 1549 von den Deutschherren auch den »Kirchensatz«, d. h. die örtlichen Einkünfte der Pfarrstelle und damit zugleich die Verpflichtung, für die Besoldung des Pfarrers und die Instandhaltung der kirchlichen Gebäude zu sorgen.

Während in Württemberg ab 1534 überall die Reformation eingeführt wurde, mußte die Hochdorfer Kirche eigentlich bis 1549 katholisch geblieben sein, denn der Deutschritterorden unterstand nicht der Regierungshoheit des württembergischen Herzogs und lehnte die neu aufgekommene Lehre ab. Die Kirchengemeinde Münchingen bekam 1558 den ersten ständigen evangelischen Pfarrer. Darüber, wann sein Kollege in Hochdorf einzog, ist kein so exaktes Datum bekannt. Immerhin verzeichnet das Tübinger Totenbuch für 1610 das Begräbnis der Witwe eines Hochdorfer Magisters Georg Hosch, womit wohl ein Pfarrer gemeint war, der diesen akademischen Titel trug.

Im Jahre 1709 erstand die aus Mecklenburg stammende Familie von Tessin den Besitz derer von Münchingen in Hochdorf und übernahm somit auch das Patronat über die Kirchengemeinde. Inwiefern sich die Patronatsrechte von dem vorher genannten »Kirchensatz« unterschieden, kann hier nicht weiter geschildert werden. Auf jeden Fall hatten sich die kirchlichen Rechtsverhältnisse im Verlauf der Reformation und in der Zeit danach gründlichst verändert, wobei auch eine enge Verschränkung zwischen dem Schultheißenamt und dem Pfarramt entstanden war. Erst das 20. Jahrhundert brachte, wie überall im Land, so auch in Hochdorf, die klare Trennung der weltlichen von den geistlichen Insti-

tutionen. Ein »Ausscheidungsvertrag« von 1906 legte auseinander, welche Rechte und Pflichten von da ab der bürgerlichen, welche der kirchlichen Gemeinde zukommen sollten. Als Reste der alten Querverbindungen existieren bis heute die Verpflichtung der Gemeindeverwaltung, für die Erhaltung und Erneuerung des Kirchturms 25% der erforderlichen Gelder bereitzustellen, die Gemeinsamkeit beim Betrieb des Kindergartens und der Religionsunterricht des Pfarrers an der örtlichen Schule. Die adligen Patronatsrechte waren nach dem ersten Weltkrieg allgemein aufgehoben worden und erloschen in Hochdorf mit dem Tod des Barons Walter von Tessin im Jahre 1924.

Das Kirchengebäude in vorromanischer Zeit (Bau I)

Wenn man von einer winzigen terra sigillata-Scherbe absieht, war der älteste Fund, den die Untersuchungen von 1968–70 zutage förderten, ein Fundamentstück, das unter dem heutigen Durchbruch von der Kirche zum Gemeindesaal lag. Es begann am Turm, war ca. 0,8 m stark, zog etwa 6,5 m nach Westen und bestand aus roten Sandsteinbruchstücken, die nicht durch Mörtel, sondern nur durch eine dunkelbraune Lehmmasse verbunden waren. (Solche Sandsteine, deren Verwendung in Hochdorf ungewöhnlich ist, fanden sich vereinzelt auch sonst in und außerhalb der Kirchenmauern.) Die Erbauer der romanischen Kirche (Bau II), die ihre Fundamente mit Kalksteinen und mit einem hellen Mörtel anlegten, haben ihr Aufgehendes an der fraglichen Stelle nach einem kleinen Höhenausgleich einfach auf das alte Trockenfundament gesetzt. Ob dieses vorher eine Holz- oder eine Steinkirche getragen hat und ob es eventuell das Fundament der 811 von jenem Priester Heinrich verschenkten »basilica« gewesen ist, wird vorläufig kaum aufzuklären sein. In der Nähe des Trockenfundamentes, sonst aber nirgends in der ganzen Kirche, fanden sich Spuren eines Brandes: Holzkohlenstücke und rotgebrannte Lehmbröckel. – Weitere Teile vorromanischer Baulichkeiten wurden nicht entdeckt, auch nicht südlich außerhalb der Kirche, wo das Terrain für die Fundamentierung des Gemeindesaalanbaues bis auf den gewachsenen Boden abgegraben wurde.

Die romanische Kirche (Bau II)

Schon seit langem hat man den Turm unserer Kirche für sehr alt gehalten; heute sind wir in der Lage, einiges mehr über ihn zu sagen. Das Mauerwerk ist bis unter das später aufgesetzte Achteck in einem Zug erstellt worden. Mit Ausnahme der roh behauenen Eckquadern besteht er aus Bruchsteinen, die wohl aus den allernächsten Steinbrüchen stammen. (Bei sämtlichen noch zu schildernden Um- und Anbauten wurde ausschließlich dieses Material, ein heller Kalkstein, verwendet.) Unter dem Verputz der Turmsüdwand fand sich eine in Steinmetzarbeit gehaltene Rundbogentür in romanischem Stil, von der vor dem neuerlichen Einputzen auch zwei Farblichtbilder gemacht worden sind. Die gleiche Türform kann übrigens im Kirchturm von Riet besichtigt werden. Ursprünglich besaß der Turm drei Balkendecken. Die unterste ist zwar längst verschwunden, doch befinden sich die Mauerlöcher für die Tragbalken etwa 3,2 m über der Schwelle der alten Tür noch in den Wänden. Sorgfältige Untersuchungen des heutigen westlichen Triumphbogens haben ergeben, daß er einen kleineren Vorgänger gehabt haben muß. Bei einem inneren Querschnitt des untersten Turmgeschosses von 4,2 m Breite zu 3,2 m Höhe könnte man sich einen

Triumphbogen romanischer Proportionen mit etwa 2,4 mal 3 m vorstellen. Im zweiten Geschoß des Turms befand sich in Brusthöhe nach Norden und nach Süden je ein schießschartenartiges Fenster, im dritten ist ein kleines, aus Ziegelsteinen gemauertes Rundbogenfenster nach Osten erhalten.

Eine neue Datierungstechnik wurde gerade rechtzeitig entwickelt, um uns nützlich zu werden: die Jahresringzählung. Bei derjenigen Balkendecke, die in der Erstgestalts des Turms die dritte gewesen ist, fiel auf, daß vier Eichenbalken sichtlich älter waren als das übrige Holz. Das forstbotanische Institut in München stellte fest, daß zwei der alten Balken aus einem Baum stammten, der im Frühjahr 1444 gefällt wurde; für die beiden anderen lautete das entsprechende Datum Frühjahr 1295. Der Kirchturm besteht demnach mindestens seit 1295. Möglicherweise kann ein Fachmann aus der recht auffälligen Form der alten Eingangstür zum Turm noch weitere Zeitangaben erschließen.

Doch wie sah das zugehörige Schiff aus? Links und rechts des jetzigen westlichen Triumphbogens trägt die Turmwand die eingetiefte Kerbe einer alten Dachschräge, die mit 43 Grad Neigung kaum später als in romanischer Zeit entstanden sein kann. Der entsprechende Fundamentzug hingegen ließ sich erst nach einiger Verwirrung entziffern. Auf der Nord- und Westseite waren die Bruchsteine des Fundaments z. T. bis in 1,3 m Tiefe als Baumaterial für spätere Arbeiten entfernt, der so entstandene Graben mit Bauschutt aufgefüllt und überdies von Bestattungen durchkreuzt worden. Auf der Südseite befand sich lediglich das vorher beschriebene Trockenfundament, dessen Innenkante aber von der Turmachse um 15 cm weiter entfernt war als die Innenkante des Fundaments auf der Nordseite. Nur an einer einzigen Stelle konnte man die Arbeitsweise der Bauleute noch erkennen: Sie hatten in geringer Tiefe einige Schichten flacher Bruchsteine so verlegt, daß sie das Trockenfundament um die nötigen 15 cm nach innen überragten. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ausgerechnet an dieser Stelle ein Stück des anschließenden Fußbodens erhalten war, bestehend aus einer braungefärbten Rollierung mit Estrichauflage. Darauf hin war es nicht schwer, weitere Partien des Fußbodens an mehreren Stellen des Kirchenschiffes zu identifizieren.

Der eben rekonstruierte Fundamentzug ist der einzige, der symmetrisch zur Turmachse verläuft. Auch von den drei aufgefundenen Dachschrägen liegt nur die vorher genannte genau symmetrisch auf der Turmwand; die beiden anderen sind etwas nach Norden versetzt und gehören folglich zu einem anderen Fundamentzug, von dem nachher noch die Rede sein wird. Die Maßverhältnisse bestätigen das an der Symmetrie orientierte Ausleseverfahren. Wenn alle diese Kombinationen richtig sind, hat Hochdorf ein 1295 oder früher erbautes romantisches Chorturmkirchlein besessen, dessen Turm im Grundriß (wie heute) außen 6,4 mal 6,4 m, in der Höhe ohne Dach mindestens 10 m gemessen hat. Die Maße des Schiffes betragen im Grundriß 6,4 mal 8 m, Traufhöhe 4,3 m, Firsthöhe 7,3 m.

Als Einwände gegen die ursprüngliche Zusammengehörigkeit des Turms mit diesem Schiff kann man geltend machen, daß die romanische Tür im Turm ja 0,5 m über dem Bodenniveau des Schiffes gelegen haben müßte, daß Schiff und Turm weder im Fundament noch im Aufgehenden mit einander verzahnt waren, und daß man keinen »gleichflutigen«, sondern einen wenigstens um Mauerstärke eingezogenen Chor erwarten dürfte.

In allen drei Fällen gibt es jedoch bedenkenwerte Gegenargumente:

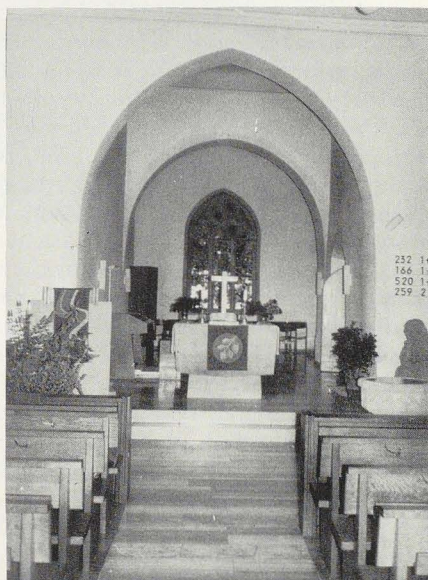
1. Der Chorraum kann ohne weiteres etwas höher gelegen haben als der Fuß-

boden des Schiffes. Zieht man von dem 0,5 m Differenz noch die Schwellenhöhe der besagten Tür ab, bräuchte man nur zwei Stufen, um Chor und Schiff zu verbinden.

2. Daß Turm und Schiff als getrennte Baukörper errichtet wurden, könnte eine Vorsichtsmaßnahme gewesen sein, mit der man dem verschiedenen Gewicht der beiden Elemente Rechnung tragen wollte.
3. Richtig ist, daß eine Kirche, bei der Turm und Schiff genau dieselbe Breite hatten, unelegant und für unser Empfinden »unnatürlich« gewirkt haben muß. M. E. läßt sich aber nachweisen, daß die Chorturmkirchen der nicht weit von Hochdorf gelegenen Orte Sersheim, Aurich, Flacht und Rutesheim in romanischer Zeit durch die nämliche Eigenart gekennzeichnet waren. Es scheint sich um eine Art festen Typus zu handeln. Welchen Eindruck eine solche »gleichfluchtige« Chorturmkirche macht, kann man heute noch in Oberriexingen und Kleinglattbach erleben, wo die vorhandenen Schiffe allerdings jünger sind als die Türme.

Die Kirche in gotischer Zeit (Bau III)

Während der Grundbestand des Turms – abgesehen von den späteren Bogen durchbrüchen – einigermaßen unverändert auf uns zu kam, ging das zugehörige Schiff zugrunde. Der Baumeister des nächsten Schiffes setzte die Nordwand um 0,9 m, die Südwand um 0,5 m nach außen. Was ihn zur Asymmetrie bewogen hat, kann nicht mehr geklärt werden. Zu bemerken ist noch, daß sein Kirchenschiff um 2,8 m weiter nach Westen zog als das romanische. An der erhaltenen Schräge erkennt man, daß der Dachfirst schon die heutige Höhe von 12,1 m hatte, aber auf eine steilere Dachfläche herabsah (Traufhöhe 5,4 m). Wenn der



Der Chor der Hochdorfer Kirche vor (links) und nach der Renovierung

Turm nicht aufgestockt worden wäre, hätte er das Dach nur um einen Meter überragt; freilich wissen wir über seine tatsächliche Gestalt nichts mehr.

Ein Laufhorizont im Kirchenschiff, der 4 cm über dem romanischen Boden liegt, wird vermutlich der zu besprechenden Periode angehören. In der Südwand des Schiffes befand sich ein roh behauenes Spitzbogenfenster, das aber 1970 dem Durchbruch zum Gemeindesaal weichen mußte. Das Fenster war etwa 0,6 mal 1,2 m groß und besaß kein Maßwerk. Den Fenstern der nächsten Bauphase von 1582 sah es so wenig ähnlich, daß man es notgedrungen für älter halten muß. Vor seiner Beseitigung hat es den willkommenen Dienst geleistet, daß man mit seiner Hilfe das damalige Schiff als gotisch qualifizieren kann. Ob es die Deutschritter waren, die nach der Übernahme der Kirche 1348 mit bescheidenen Mitteln diesen Bau errichten ließen?

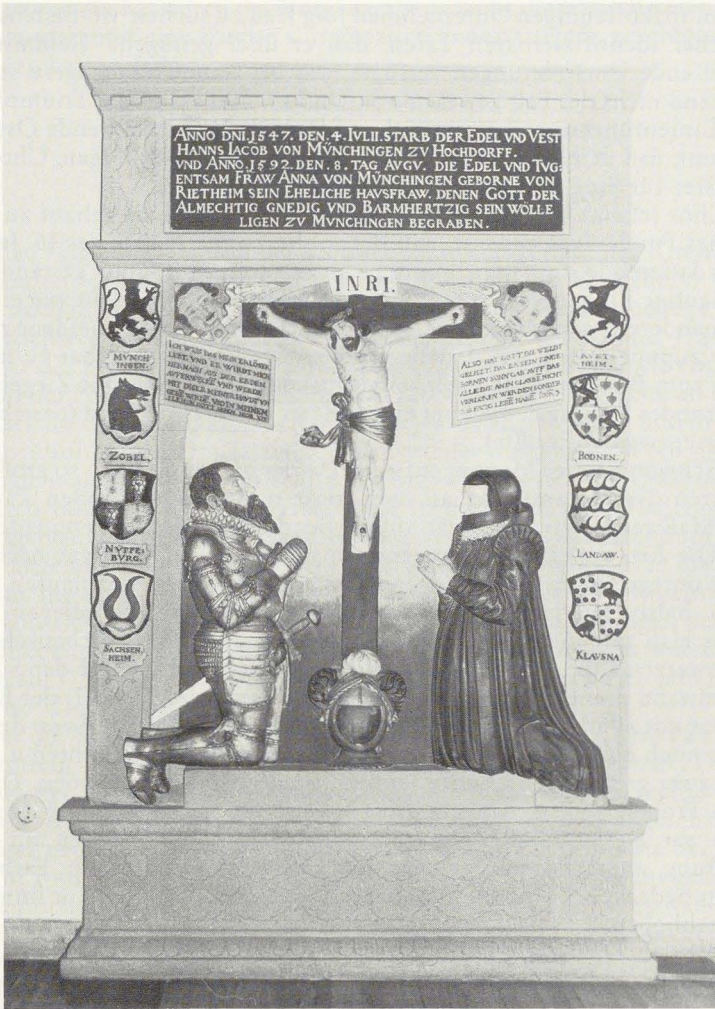
An der Nordwand des Schiffes wurde 1970 der Rest einer überlebensgroßen Christopherusgruppe in Rötelzeichnung freigelegt, die Restaurator Wengeter aus Besigheim dem beginnenden 16. Jahrhundert zuschreibt. Über die Herkunft des spätgotischen »schlafenden Johannes«, einer Sandsteinplastik, ist immer noch nichts näheres bekannt – außer dem wenig aussagekräftigen Vorgang, daß man ihn 1911 aus dem Kohlenkeller (!) des Rathauses nach einer gründlichen Reinigung in die Kirche übersiedelte. Trotz der erheblichen Beschädigungen jedoch steht fest, daß es sich um das Werk eines bedeutenden Meisters handeln muß.

Der Umbau von 1582 (Bau IV)

Wer heute von der Ortsmitte her auf die Kirche zugeht, findet bei genauem Zusehen an der Nordwestecke einen Quaderstein, dessen wieder gut lesbare Inschrift bekundet, daß ein »Jerg Haß von Beitelspach, der edlen Fraw Keller«, 1582 mit der Durchführung von Umbauarbeiten beauftragt war. Die edle Auftraggeberin, Anna von Münchingen, damals Witwe und deshalb Patronats-herrin, hat als Renaissancemensch nicht versäumt, durch die Aufstellung einer Gedächtnistafel, eines Kenotaphs, im Kirchenraum die Nachwelt darauf aufmerksam zu machen, daß die Verdienste für die Neugestaltung der Kirche auf ihr Konto zu buchen seien. Indessen muß ihr der Neid lassen, daß angesichts der ärmlichen Hochdorfer Verhältnisse die Verdienste so unbeträchtlich gar nicht waren, und als Motiv kommt neben dem reinen Repräsentationswillen auch noch in Frage, daß bei manchen Adligen durch die Reformation das Verantwortungsgefühl für die kirchlichen Belange neu belebt wurde.

Das Kirchenschiff wurde noch einmal um 4 m nach Westen verlängert, damit man in dem gewonnenen Raum eine Empore unterbringen konnte. Ein in die Nordwand des Schiffes eingelassenes Rundbogenpfortlein erschloß den Aufgang (für Kantor und Schola?). Die Gemeinde betrat die Kirche durch ein kleines profiliertes Portal von Westen her, das wie der Inschriftstein das Steinmetzzeichen des Jerg Haß trägt. Von den Fenstern des Baumeisters hat nur das Ostfenster im Chor die Zeitläufe unversehrt überstanden. Teilweise erhaltene Sandsteinleibungen, Ansätze für die Mittelstreben und ab und zu das vertraute Steinmetzzeichen erinnern aber noch daran, daß die beiden anderen Fenster im Chor und insgesamt vier Fenster im Schiff ehemals auch mit Spitzbogen und Maßwerk ausgestattet waren.

Die Frage nach dem Alter der heutigen Triumphbögen und des Chores läßt sich nicht mit letzter Sicherheit beantworten. Irgendjemand hat zu irgendeinem



Grabmal des Hans Jakob v. Münchingen zu Hochdorf
(† 1547) und seiner Frau

Zeitpunkt die unterste Balkenlage im Turm eliminiert, den kleineren romanischen Triumphbogen und die Ostwand des Turmes ausgebrochen, um neue Bögen einzuziehen – und dabei ums Haar den Einsturz des Turms herbeigeführt. Um das Schlimmste abzuwenden, gesellte er zu dem im Nordosten vorhandenen Stützpfiler drei Artgenossen. Trotzdem sind die Risse, die von den neuen Bögen nach oben laufen, so bedenklich geworden, daß man nach ihrer Entdeckung 1969 schleunigst den Turm mit über die ganze Breite gehenden Stahlschlaudern absicherte. Mindestens zwei Hinweise sprechen dafür, daß hin-

ter diesem risikofreudigen Unternehmen Jerg Haß zu suchen ist. Erstens zeigen seine sicher identifizierbaren Taten, daß er über genügend Geldmittel für durchgreifende Umänderungen verfügte, was bei seinen Vorgängern seit 1295 anscheinend nicht der Fall gewesen war. Und zweitens sind die Triumphbögen in ihrer Linienführung so harmonisch auf das von Haß stammende Ostfenster abgestimmt, daß man getrost der Versuchung erliegen darf, Bögen, Choranbau und Fenster für eine einheitliche Konzeption zu halten.

Der Chor scheint übrigens die Funktion eines Taufraums gehabt zu haben; ein kleines Fundament beweist, daß der in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zu datierende Taufstein mindestens zeitweilig im Chor gestanden hat. Da die heutige Eingangstür zum Turm dem Westeingang gleicht wie ein Zwilling dem anderen, war es wohl auch hier Jerg Haß, der die bescheidene romanische Tür zuputzen ließ, um daneben seinen eigenen Stil sichtbar zu machen. Und wie zum Beweis seiner Fähigkeiten mauerte er darüber mit Ziegelsteinen ein kreisrundes Fenster in die über einen Meter dicke Turmwand (das aber 1969 verschlossen werden mußte).

Dem Schwung dieses Mannes entsprach leider nicht eine eben so große Sorgfalt. Spuren davon kann man an dem sonst recht ansprechenden Taufstein, an dem Maßwerkfenster, ja sogar an der Bearbeitung der Außenquadern entdecken. Die Art, wie er seine (übrigens gemauerten) Triumphbögen nach unten zu in das unregelmäßig abgeschlagene Bruchsteinmauerwerk auslaufen ließ, ist geradezu halsbrecherisch. Es muß in der Verwandtschaft gelegen haben. Ein Hans Haß zeichnet verantwortlich für Ausmalung des Kirchenschiffes in einer schwarzen Lineartechnik mit grauer Schattengebung. Auf der Südwand und Nordwand prangten in voller Lebensgröße je sechs Apostel; der Rest der Fläche war mit allerlei anderen Darstellungen bedeckt. Während von den Aposteln nur noch ein miserabel restaurierter Petruskopf zeugt, konnten unter der Empore zwei größere Abschnitte leidlich wiederhergestellt werden. Diese erhaltenen Proben zeigen, daß die Arbeitsweise des Künstlers derb und oberflächlich war. Deshalb hat er ganz gut daran getan, seinen Namen nur auf der Grundierung anzubringen und nachher durch den folgenden Farbauftrag wieder zu bedecken. Ohne die Restaurierung wäre die Signatur für immer verborgen geblieben.

Viel erfreulicher ist die Einkleidung des Kirchenäußeren gelungen. Neben den Eingängen und Maßwerkfenstern sollte man erwähnen, daß das Schiff Eckquadern aus Sandstein, als Dachgrenzung eine Hohlkehle und in 1 m Höhe eine umlaufende Regenkante aus demselben Material bekam. Das alles fügte sich zu einem gewinnenden Gesamteindruck. Rechts und links von der Westtür befanden sich zwei kleine Rundbogennischen, wohl für die Aufnahme von plastischem Schmuck gedacht, darüber in der Mitte eine größere Nische derselben Form. Als letztere einem späteren Fenster weichen mußte, mauerte man die in ihr befindliche Engelsfigur kurzerhand in den Wandverlauf ein, wo sie langsam von Farbe und Putz verunziert und schließlich ganz eingeebnet wurde. Soll die etwa 0,8 m hohe Skulptur mit einem Kreuz in der Hand den Schutzpatron der Kirche, den Erzengel Michael darstellen? Man hat ihr neuerdings einen Platz in der Sakristei angewiesen. Daß der Kirchturm schon zu jener Zeit mit dem Achteck und dem sehr steilen Pyramidendach endete, wie es ein Forstlagerbuch kurz vor 1700 zeigt, bleibt eine durch nichts zu beweisende Vermutung.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Anna von Münchingen und ihr Bau-

meister zwar die Konturen des Vorgängerbaus nicht dramatisch verändert, aber dessen ungeachtet eine Kirche von gänzlich andersartigem, geschlossenen Gepräge geschaffen haben.

Die Veränderungen in der Ära Tessin

In den folgenden Jahrhunderten blieb zwar der Verlauf der Kirchenmauern unverändert, doch gab es Anlässe genug für allerhand Umbauten. Vor allem gleich nach ihrem Einzug entfaltete die Familie von Tessin eine rege Tätigkeit. 1710 errichtete sie das anmutige Schlößchen hinter der Kirche, 1724 hatte es offenbar das Pfarrhaus nötig, »von neuem erbaut« zu werden, wie ein Inschriftstein an der Nordwestecke meldet, und 1726 war dann die Kirche an der Reihe. Das stark beschädigte Oktogon des Turms wurde abgebrochen und in veränderter Ausführung mit dem jetzigen Helm wieder aufgebaut. Wohl gleichzeitig beseitigte man bis auf das östlichste alle Maßwerkfenster von 1582 und ersetzte sie durch höhere Korbbogenfenster, die in der Form den erhaltenen Schallöffnungen am Turm ähnelten; zu diesem Zweck mußte der Dachtrauf um einen Meter angehoben werden. Die Patronatsfamilie hatte schon 1713 drei Glocken gestiftet, die aber anscheinend den Ansprüchen auf die Dauer nicht genügten, denn von 1738, 1785 und 1867 werden weitere Glockenstiftungen berichtet. In der Uhrenstube sind vier steinerne Gewichte aufbewahrt, von denen eines die Jahreszahl 1770 trägt. Es wäre möglich, daß die Kirche in jenem Jahr überhaupt die erste Uhr erhalten hat.

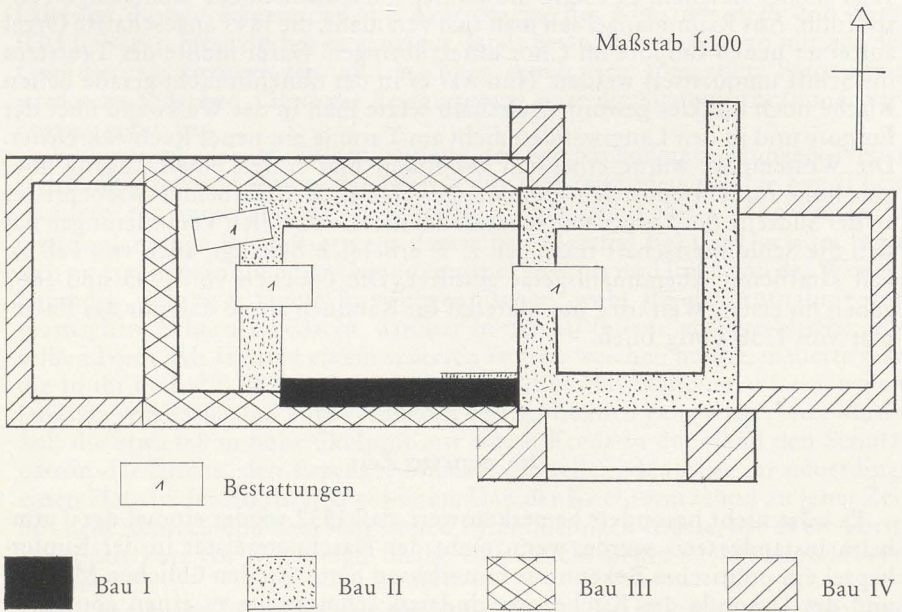
Über die Entstehung der Stuckdecke im Schiff waren keinerlei Zeitangaben zu ermitteln – auf jeden Fall mußten ihr zuliebe die Korbbögen der Fenster von 1726 wieder weichen; es folgte die immer noch vorhandene rechteckige Fensterform. Aus Raumangel sah man sich veranlaßt, die 1849 angeschaffte Orgel auf einer neuen Empore im Chor unterzubringen. Dafür mußte der Taufstein ins Schiff umquartiert werden. Nun war es in der ohnehin nicht gerade hellen Kirche noch dunkler geworden; deshalb setzte man in der Westwand über der Empore und in den Längswänden dicht am Turm je ein neues Rechteckfenster. Die Westempore wurde erheblich vergrößert und erhielt einen Zugang über eine hohe Außentreppe. Seit 1901 zwängt sich zwischen die beiden Strebepfeiler an der Südseite des Turms eine schmale Sakristei. – An allen Veränderungen hat sich die Schloßherrschaft finanziell z. T. erheblich beteiligt, auch von Fall zu Fall sämtliches Abendmahlsgesäß gestiftet. Die Glocken von 1785 und 1867 gaben im ersten Weltkrieg das Material für Kanonen ab, so daß nur das Exemplar von 1738 übrig blieb.

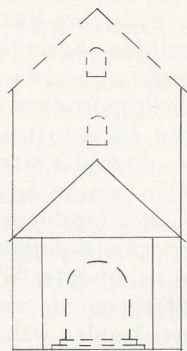
Die neueste Zeit

Es wäre nicht besonders bemerkenswert, daß 1932 wieder einmal der Turmhelm instandgesetzt wurde, wenn nicht der Flaschnermeister in der Kupferkapsel ein politisches Bekenntnis hinterlassen hätte. Zu den üblichen Münzen und der Urkunde des Kirchengemeinderats schmuggelte er einen apologeti-

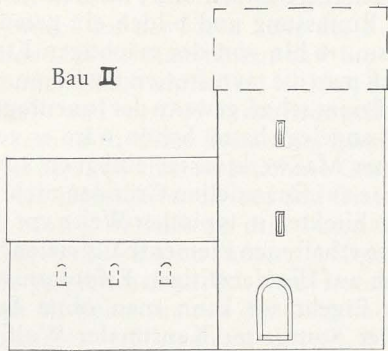
schen Traktat für Adolf Hitler und eine leidenschaftliche Klage über die schlechten Zeiten, die mit dem Satz beschloß, Gott möge unserem Volk bald einen Führer schicken, um uns aus aller Not zu erlösen. Es steht zu befürchten, daß der Meister mit der Erfüllung seiner Bitte letzten Endes doch nicht uneingeschränkt zufrieden war. Unter die geringsten Übel des Hitlerkrieges kann man rechnen, daß abermals die beiden 1921 angeschafften Glocken vom Turm geholt wurden und nicht wiederkehrten. Nicht lange nach Kriegsende waren die Mittel beisammen, um sie durch klangschöne Erzeugnisse der Bachert'schen Glockengießerei in Kochendorf zu ersetzen. Sonst wurden, wie bei den allermeisten deutschen Kirchen, während der beiden Kriege und in der dazwischenliegenden Zeit aus wirtschaftlichen Gründen keine wesentlichen Erneuerungsmaßnahmen getroffen.

Infolgedessen geriet das Kirchengebäude allmählich in einen abstoßenden Zustand. Als man in den sechziger Jahren an eine gründliche Renovierung denken konnte, erhob der Architekt Gottfried Wendschuh aus Plieningen zur ersten Bedingung, daß die Emporen weichen mußten, die den Innenraum von drei Seiten her einengten. Wie aber dann die erwünschte Anzahl von Sitzplätzen zur Verfügung stellen? Diese Frage traf sich mit dem Wunsch nach weiteren Räumen für kleinere Gruppen aus der Gemeinde und wurde durch den Anbau eines Gemeindesaals beantwortet, den man entweder als rechtwinklige Erweiterung des Kirchenschiffs verwenden oder mit Hilfe von Faltschirmen ab-

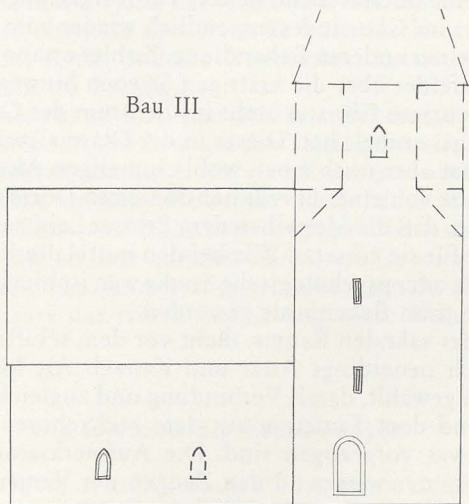




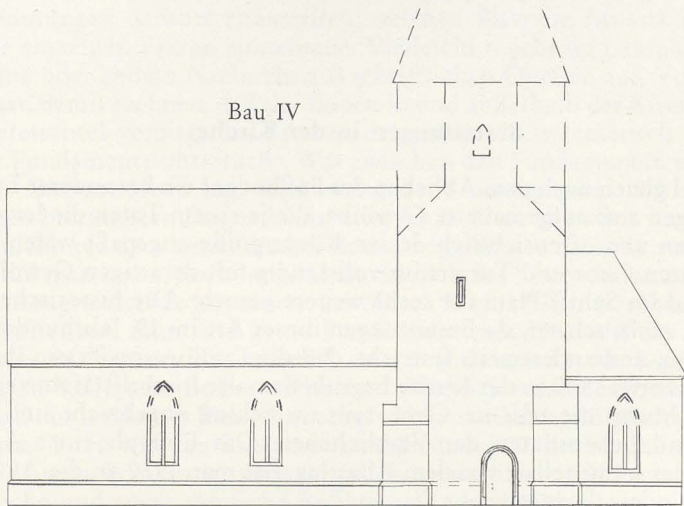
Bau II



Bau III



Bau IV



trennen kann. Kirche, Saalbau und Pfarrhaus umschließen nunmehr einen Hof mit begrünter Einfassung und bilden ein geradezu idyllisches Ensemble, das gegen die Ortsmitte hin von der mächtigen Kirchenlinde abgeschlossen wird.

Dadurch, daß man die raumfressenden Emporen entfernte und nur im Westen einen kleinen Ersatz schuf, gewann der Innenraum die Proportionen zurück, die Jerg Haß 1582 angelegt hatte. Schön wäre es gewesen, hätte man auch Nachbildungen seiner Maßwerkfenster einbauen können, doch das stand aus verständlicher Weise aus finanziellen Gründen nicht zur Diskussion. So stellten die Fenster den Architekten in typischer Weise vor das Generalproblem des gesamten Umbaus: die erhaltenen Elemente aus vielen Stilepochen untereinander und außerdem noch auf die derzeitigen Erfordernisse in behutsamer Weise abzustimmen. Die Ergebnisse kann man ohne Schönfärberei als ansprechend bezeichnen. Der Stuttgarter Kunstmaler Wolf Dieter-Kohler wählte für die Fenster des Schiffs eine überraschend heitere Farbverglasung. Das einzig erhaltene Maßwerkfenster im Chor indessen, endlich wieder zum Blickfang geworden, verlangte nach einer anderen Behandlung. Kohler ersann eine Darstellung, welche die drei Glasfelder über die kräftigen Streben hinweg zu einer Einheit verbindet: Der gekreuzigte Christus steht im Zentrum der Gemeinde, die sich kreisförmig um ihn gesammelt hat. Dieses in der Glasmalerei sicher nicht sehr verbreitete Thema hat aber noch einen wohl einmaligen Akzent erhalten. Der Ring der Menschen ist von einer überdimensionierten Dornenkrone überlagert und erinnert so daran, daß die Menschen dem Erlöser Leid zufügen, wiewohl er sich bis zum letzten für sie einsetzt. Was bei den mittelalterlichen Geißelungsbildern novellistische oder psychologische Studie war, ist hier ganz unpathetisch zur Existenzaussage, zum Bekenntnis geworden.

Im Mittelpunkt des sakralen Raums, dicht vor dem schiffseitigen Triumphbogen, befinden sich neuerdings Altar und Kanzel. Als Material wurde ein gelblicher Sandstein gewählt, damit Verbindung und zugleich Distanz entsteht zu dem Grabmal und dem Taufstein aus dem sechzehnten Jahrhundert, die rechts und links etwas vorgezogen sind. Die Aufmerksamkeit des Kirchenbesuchers wandert immer wieder zu den Zeugen der Vergangenheit, um von ihnen zum gegenwärtigen gottesdienstlichen Geschehen zurückgelenkt zu werden.

Bestattungen in der Kirche

1968 fiel gleich nach dem Abheben des Fußbodens ein besonderer Typus von Bestattungen auf: aufgemauerte Gewölbe, die je einem Toten die letzte Ruhestätte boten und offensichtlich dessen Körpergröße angepaßt waren. Die Bestatter hatten Chor und Turmraum vollständig mit derartigen Gewölben ausgefüllt und im Schiff Platz für sechs weitere gesucht. Die historische Einordnung fällt nicht schwer, da Bestattungen dieser Art im 18. Jahrhundert häufig vorkommen und andererseits feststeht, daß die Familie von Tessin ihre Angehörigen bis etwa 1830 in der Kirche begrub. Bemalte Inschrifttafeln verschiedener Ausführung, die teils im Chor, teils im Schloß angebracht sind, nennen Namen und Lebensdaten der Verblichenen. Das Epitaph einer Anna von Franken, das unmittelbar vor dem Altar lag, hat man 1970 an die Außenwand des Gemeindesaals versetzt.

In eine andere Epoche gehört ein in etwa 1 m Tiefe gelegenes Skelett, dem beim Bau der Tessinschen Grabgewölbe auf der einen Seite der Kopf, auf der anderen die Füße abgetrennt wurden. Setzt man hinzu, daß die Wände der Grabgrube den romanischen Fußboden durchschneiden, ist klar, daß der Tote nach dem Bau der romanischen Kirche und vor 1709 in die Erde gebettet wurde. Aber von den Eignern der Kirche kommt für diese Bestattung kaum jemand in Frage. Die Herren von Münchingen besaßen eine ausgedehnte Grablege in der Kirche ihres Stammortes, und bei den Deutschherren und den Grafen von Vaihingen sieht man kein plausibles Motiv, weshalb sie ihre Toten hätten nach Hochdorf transportieren sollen. Man muß also nach anderen Adligen Ausschau halten, die in Hochdorf eine Rolle gespielt haben. Vor den Herren von Münchingen galten die von Merklingen als Lehensherren der Ortschaft, doch mit ihren Toten werden sie schwerlich anders verfahren sein als jene. Aber bis 1390 befand sich Hochdorf in der Hand der Ritter von Hohenscheid, genannt nach der Burg Hohenscheid oberhalb des Ortes. Es wäre durchaus denkbar, daß sie als ansässiger Adel das Recht und die Gewohnheit hatten, die Glieder ihrer Sippe in der Ortskirche zu beerdigen.

Aus dieser Hypothese kann man nun Schlüsse ziehen auf die Herkunft der Reste von etwa 10 Skeletten, die lose um die Tessinschen Grüfte herum anzutreffen waren. Sie machten den Eindruck, als habe man sie bei den Ausschachtungen für die Gewölbe exhumiert und nur die Schädel pietätvoll an einen anderen Ort getragen, denn von ihnen fehlt jede Spur. Im Anschluß an die vorhergehenden Überlegungen liegt es nahe, auch diese Gebeine den Rittern von Hohenscheid zuzuschreiben. Eingestandenermaßen spricht aber für die ganze »Hohenscheidhypothese« nur eine ziemlich ungewisse Wahrscheinlichkeit.

Die Grenzen der Erkundungen

Es ist versucht worden, in kurzer Form all das zusammenzutragen, was man im gegenwärtigen Augenblick über die Hochdorfer Kirche wissen kann, und einige Vermutungen darüber anzustellen, welchen Platz im Mosaik der Geschichte die einzelnen Fakten einnehmen. Vielleicht taucht im Laufe der Zeit noch die eine oder andere Nachricht aus schriftlichen Quellen auf. Vor allem aber darf man damit rechnen, daß der Boden in und außerhalb der Kirche noch allerlei interessantes verbirgt. Im Kircheninneren wurde systematisch nur der Verlauf der Fundamente untersucht. Was zwischen den Fundamenten und den Tessinschen Grabgewölben lag, blieb weitgehend unangetastet. Als an drei Stellen wegen bestimmten Fragen bis in etwa 1,3 m Tiefe gegraben wurde, war man noch nicht auf dem gewachsenen Boden angelangt – nach Kenntnis des Geländes muß man sagen: noch lange nicht. Südlich der Kirche befand sich vor 1968 ein Gartengrundstück mit einem gewölbten Weinkeller, in früheren Zeiten der Ortsfriedhof. Hier sind keine Funde mehr möglich, weil die Kulturschicht restlos entfernt wurde; lediglich an der Südwestecke der Kirche sind Reste besagten Kellers im Boden verblieben. Westlich wurde bei Ausschachtungsarbeiten nur moderner Bauschutt umgewälzt; das Gebiet nördlich und östlich der Kirche blieb von den Erneuerungsmaßnahmen an der Kirche gänzlich unberührt. Es wäre keineswegs verwunderlich, wenn hier eines Tages weitere mittelalterliche und sogar römische Relikte gefunden würden.



Erneueres Glasfenster in der Kirche zu Hochdorf

Benützte schriftliche Unterlagen

a) Handschriftliches

Hochdorfer Pfarrgutshofbrief von 1515 (Originalurkunde im Pfarramt)

Liste der Hochdorfer Pfarrer (im Einband des Taufbuches von 1724)

Hochdorfer Pfarrbeschreibung von 1826 mit Ergänzungen

Hochdorfer Ortschronik von 1835 (im Taufbuch von 1698 S. 34 ff.)

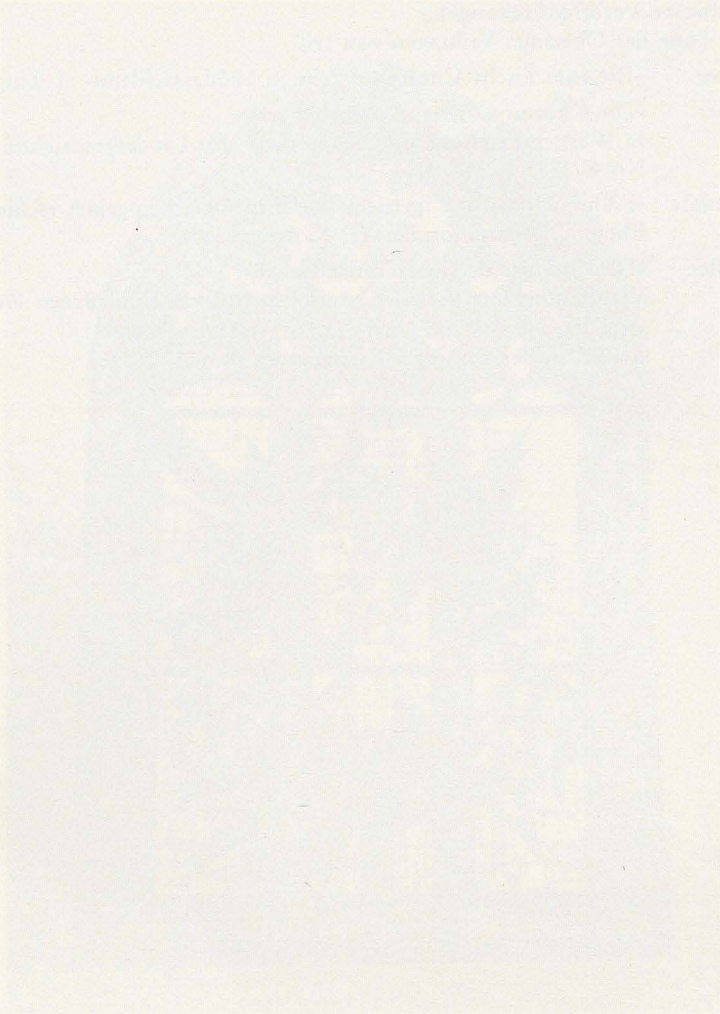
Münchinger Pfarrchronik von 1854

Hochdorfer Pfarrbeschreibung von 1905 mit Ergänzungen

b) Gedruckte Veröffentlichungen

Beschreibung des Oberamts Vaihingen von 1907

- M. Eimer »Die romanische Chorturmkirche in Süddeutschland«, Tübingen 1935
- M. Eimer »Die Chorturmkirche in Württemberg«
in Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte
Nr. 41/1935 S. 254 ff.
- L. Leonards »Frühe Dorfkirchen im alemannischen Oberrheingebiet rechts des
Rheins«, Dissertation der TH Karlsruhe 1958
- W. Müller »Die Ortenau als Chorturmlandschaft«
Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Bühl/Baden 1965
- »Auf der Höhe stand einst die Burg Hohenscheid«
Artikel in der Vaihinger Kreiszeitung vom 11. 2. 1967



Zur Geschichte der Gemeindebackhäuser

Von Theodor Bolay

(Abbildungen in alphabetischer Reihenfolge der Orte)

Ursprünglich verfügte jedes Bauernhaus über seinen eigenen Backofen oder über ein eigenes Backhaus bei seiner Hofanlage. Die bäuerlichen Betriebe erzeugten nicht nur ihr Getreide, sondern sie buken auch selbst ihr Brot. Dies war jahrhundertlang üblich, und erst im 19. Jahrhundert wurde eine Änderung getroffen. In manchen Gemeinden trat an die Stelle der einzelnen Backöfen eine Gemeinschaftsanlage, das Gemeindebackhaus. Über die Entstehung eines solchen sind im Archiv der Gemeinde Tamm wertvolle Unterlagen vorhanden, die auch für die Gemeinden des damaligen Oberamts Ludwigsburg und der benachbarten Oberämter richtungweisend waren.

Anlässlich des Ruggerichts in der Gemeinde Tamm wurde am 20. März 1833 folgender Rezeß ausgestellt: „Nachdem der Gemeinderat mit Zustimmung des Bürgerausschusses den Abbruch des alten Waschhauses und die Erbauung eines neuen Gemeinde-, Wasch- und Backhauses beschlossen hat, so ist dieser Beschluß auch ohne Verzug zu vollziehen, sofort aber die alte Wette vollends auszufüllen, das Washhäuschen abzubrechen und der ganze dortige Platz gehörig zu planieren und zum Ablauf des Wassers gehörig mit gepflasterten Kandeln zu versehen, damit für die Gemeinde ein freyer Platz gewonnen wird.“

Am 8. September 1833 beschloß nun der Gemeinderat: „Wegen Erbauung des Gemeindebackhauses und zu Anlage und Erbauung der darin zu errichtenden 2 Backöfen den Maurermeister Ladner von Bietigheim zu erbitten, welcher dieses Geschäft mit den hiesigen zwei Maurermeistern Müller und Mathes nach bestmöglichster Kunst aufzuführen habe.“

Doch es ging nicht so reibungslos, wie es den Anschein hatte! Am 1. Oktober 1833 mußte erneut über die Angelegenheit verhandelt werden. Das Gemeinderatprotokoll berichtet darüber wie folgt: „Wegen den zu erbauenden neuen Gemeindebacköfen erschienen heute der Bürgerausschuß und protestierten gegen den Beschluß des Gemeinderats, daß Maurermeister Ladner von Bietigheim solche machen solle, sondern verlangen, die hiesige zwei Maurermeister sollen selbige vollends erbauen, man ließ dißfalls den Gemeinderath und Bürgerausschuß versammeln und besprach sich nochmals darüber, wie es vollends behandelt werden soll. Hierauf wurde nun der allgemeine Beschluß dahin verabredet, daß die eigentliche Herstellung der Backöfen im Zuge des Abstreichs vollends gemacht werden sollen. Man hieß dißfalls die beede hiesige Maurer und Ladner, Meister von Bietigheim, berufen und machte ihnen dieses Vorhaben bekannt, und vollzog sogleich die Abstreichsverhandlung, wie hienach ersichtlich:

1. Der Accordant hat zu Anlegung der Backöfen die erforderlichen Steine zu den 2 NebenGemäuern des Gewölbes anzuschaffen.
2. Den Platz, worauf die Öfen erbaut werden, so tief wie nötig auszugraben.
3. Die 2 Backöfen gut Meistermäßig herzustellen, die Backensteine und Glicker (Klinker) dazu werden ihme aber von der Gemeinde angeschafft, wie auch Kalk und Sand, desgleichen auch zum Kamin, das Accordant durchaus zu erbauen hat.

4. Hat derselbe die Steinplatten darzu geben und
5. die beide Ofenlöcher, wie auch das Türle vor dem Gewölbe und 2 Schieber durch den Schlossermeister mit guten Beschlußgestellen verfertigen zu lassen. (Statt SturzenTürle für die Ofenlöcher sollen von Gußeisen Schelten oder sogenannte Schübe hingemacht werden und eiserne Träger dazu, wo die Schelten laufen.)
6. Die Öfen müssen einen zu 24 und einen zu 18 Laib Brot erbaut werden, überhaupt muß die ganze Arbeit so hergestellt und verfertigt sein, daß solches zur Zufriedenheit ausfalle, endlich wird noch eine halbjährige Garantie, bei Strafe des Wiederaufbaues auf seine des Accordanten Kosten ausbedungen. Es wurden nun die Maurermeister aufgefordert, sich zu erklären, was sie für das ganze Geschäft verlangen, dabei wurde noch anbedungen, daß das Geschäft in 14 Tagen vollführt sein müsse. Maurermeister Mathes fordert 30 Gulden. Es schlug keiner etwas herunter, mithin dem Mathes auch dahin verblieben.“



Backhaus in Asperg

Diese Einigung wurde nun offenbar nicht gemeinderätlich genehmigt, denn im Protokoll wurde weiter mitgeteilt: „Da vorstehende AbstreichsVerhandlung die Gemeinderätliche Genehmigung nicht erhalten und Gemeinderat Lohrman ein Nachgebot gemacht hat, so wurde diese Abstreichsverhandlung abermals vorgenommen unter der ausdrücklichen Bedingung, das Geschäft nach vorerwähnten Bedingungen gut herzustellen. Gemeinderat Lohrman will dieses Geschäft übernehmen für 30 Gulden. Diesem dafür verblieben. Vorstehender Abstreich am 21. Oktober 1833 beurkunden Schultheiß, Gemeinderat und Bürgerausschuß.“

Oberes Backhaus in
Benningen –
1971 abgebrochen



Wegen Gebrauch des neuen Backhauses wurde am 24. Dezember 1833 beschlossen, dasselbe bis zum 1. Juli 1834 in Pacht zu geben. Gemeinderätlich beschlossen und legitimiert wurde am 27. Januar 1834, daß für das neue Backhaus 2 tennene Tafeln, ein Laibschießer und eine Kruken zu besorgen und machen zu lassen. Daß das im vorigen Jahr neu erbaute Backhaus mit steinernen Platten ausgeplattet werden sollte, wurde dann am 14. April 1834 beschlossen, und sollte dieses Geschäft einem Meister auf das Ausmessen, wann die Platten gelegt sind, übergeben werden.

Über die Kosten berichtet die Gemeindepfle gerechnung 1833/34 wie folgt: „Die Errichtung eines Gemeindebackhauses wurde bei dem im März 1833 abgehaltenen oberamtlichen Ruggericht beschlossen und im Laufe des Sommers 1833 in Ausführung gebracht. Zu demselben wurde das der Gemeinde gehörige Waschhaus, das bisher nur einen ganz geringen Ertrag abgeworfen hat, verwendet. Die durch die Einrichtung desselben veranlaßten Kosten sind in dem beiliegenden Verzeichnis und den demselben beigeschlossenen einzelnen Kostenzetteln enthalten und betragen 299 Gulden 45 Kreuzer, worunter Materialien: Backensteine: 2375 Stück, Ziegel 925 Stück, Kalk 3 Aimer, Kluker 1475 Stück. Außer vorstehendem wurde noch bezahlt dem Zimmermann Fißler für das Abbrechen und Auslesen des Holzes 15 Gulden, dem Schmied Forstner für einen Laibschießer 30 Kreuzer.“ Damit hatte nun die Gemeinde Tamm ein Gemeindebackhaus erhalten.

Am 9. August 1834 veröffentlichte das Königliche Oberamt Ludwigsburg folgende Bekanntmachung vom 6. August im „Intelligenz-Blatt des Neckar-Kreises und Ludwigsburger Wochenblatt“: Ludwigsburg. (An die Ortsvorsteher.) Unter Beziehung auf die in der neuesten Zeit so vielfach in Anregung gekommene und auch von dem Oberamtmanne bei allen abgehaltenen Ruggerichten im Bezirke zur Sprache gebrachte Frage über die Errichtung von Gemeinde-Backöfen, hält es die unterzeichnete Stelle für angemessen, Folgendes zur allgemeinen Kenntnis zu bringen: die Gemeinde T h a m m war die erste im Bezirke, welche auf öffentliche Kosten ein Gemeinde-Backhaus mit zwei Backöfen im vorigen Jahre erbaute. Die sämtlichen dießfallsigen Bau- und Einrichtungs-Kosten beliefen sich auf 301 fl. 32 Krz.

So allgemein anfänglich die Vorurtheile gegen die Benützung dieses Backhauses waren, so schwanden sie doch allmählich, nachdem der Schultheiß selbst mit gutem Beispiel vorangegangen war, und sein Brot in dem neuerbauten Backhause hatte backen lassen. Schon im Januar dieses Jahres konnte man die Back-Gebühr, welche in Einem Kreuzer je für drei Stunden Benützung eines Backofens besteht, verpachten, und die Gemeinde erzielte hiebei vom 17. Januar bis 30. Juni d. J. ein Pachtgeld von 4 fl. 24 Krz. Immer häufiger wurde nun in dieser Periode der Gebrauch dieser Backöfen, und die Einsicht und Überzeugung von der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit dieser Anstalt verbreitete sich von Tag zu Tag immer mehr, so daß nach einer schultheißenamtlichen Anzeige jetzt Jedermann sich dieses Gemeinde-Backhauses bedient, und die Backöfen Tag und Nacht benützt werden.

„Die Folge hievon war, daß bei der neuerlichen Verpachtung der Backgebühr auf das Etatsjahr 1834/35 die Gemeinde ein Pachtgeld von 32 fl. 24 Krz. erreichte, durch welches nicht nur reichliche Zinse von dem aufgewendeten Capitale gewonnen, sondern auch noch die etwaigen Bau-Reparationen füglich bestritten werden können. Diese Tatsachen bestätigen aufs Neue das, was schon so vielfältig öffentlich und in den Rathszimmern zur Empfehlung der Errichtung von Gemeinde-Backhäusern gesagt worden ist, und wenn es am Tage liegt, daß eine solche Anstalt, zunächst in einer holzarmen Gegend, als empfehlenswerth erscheint, indem dadurch eine sehr wesentliche Holz-Ersparniß, die z. B. das Schultheißenamt in Thamm für diese Gemeinde allein auf 20–25 Meß jährlich schätzt – bezweckt wird; – daß die FeuersGefahr in den Wohnungen hierdurch sehr vermindert wird, mehr Raum in diesen gewonnen und Baukosten erspart werden, und daß selbst die Gemeinden bei zweckmäßiger Einrichtung und

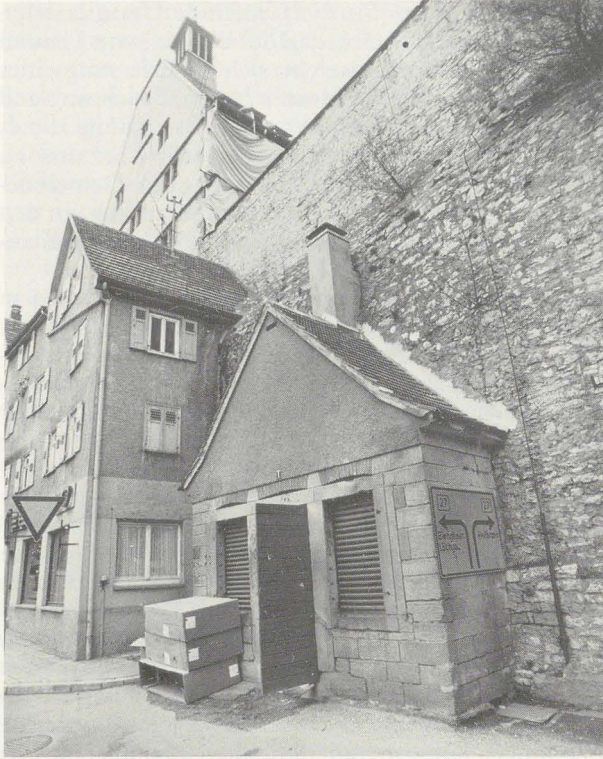


Unters Backhaus
in Benningen

Behandlung der Sache noch einen Gewinn für die Gemeinde Casse erzielen können: so sollte man mit Recht erwarten dürfen, daß das Beispiel von Thamm auch bei denjenigen Gemeinden des Bezirks, welche sich zu Erbauung eines Gemeinde-Backhauses bis jetzt noch nicht entschlossen haben, Beachtung und Nachahmung finden werde. Die Ortsvorsteher werden zu Erreichung dieses Zweckes angewiesen, Vorstehendes in ihrer Gemeinde öffentlich bekannt zu machen, und da, wo noch keine Beschlüsse über die Errichtung von Gemeinde-Backöfen gefaßt worden sind, den Gegenstand aufs Neue zur Berathung vor den Gemeinderath zu bringen, und das Resultat auf den 1. September hierher anzuzeigen.“

Zur Errichtung solcher Backöfen hatten bereits die Gemeindebehörden in Asperg, Benningen, und Markgröningen die nötigen Beschlüsse gefaßt. Weitere Gemeinden folgten: Am 16. Januar 1835 veröffentlichte der Ortsvorsteher Schwandner in Ottmarsheim folgende Anzeige: „Die Commun Ottmarsheim hat künftigen Sommer ein neues Backhaus zu bauen, von lauter Steinen, sowohl das Dach als das Stockgemäuer, worin 2 Öfen eingerichtet werden. Die Abstreichsverhandlung wird am 26. d. Mts. Vormittags 10 Uhr auf dem Rathaus daselbst vorgenommen werden.“ Am 30. April 1835 veröffentlichte im Auftrag der Stadtverwaltung Großbottwar Amtmann Wolff folgenden „AbstreichsAkkord“: Auf Rechnung der hiesigen Stadtgemeinde wird ein Backhaus mit Obstdörren-Einrichtung und Holz-Magazin erbaut. Nach dem revidirten Bauüberschlag betragen die Kosten der Maurerarbeit 377 fl. 55 Kr., der Zimmerarbeit 229 fl. 28 Kr., der Schreinerarbeit 10 fl. 41 Kr., der Schlosserarbeit 45 fl. 46 Kr., der Glaserarbeit 7 fl. 52 Kr., zusammen 671 fl. 42 Kr. Diese Arbeiten werden am Mittwoch den 11. Mai Morgens 8 Uhr, auf hiesigem Rathaus in Abstreich gebracht, dabei aber nur solche Handwerksleute zugelassen, welche sich über Tüchtigkeit und Vermögen mit gemeinderäthlichen oder oberamtlich gesiegelten Zeugnissen genügend ausweisen vermögen.“ Am 12. Dezember 1835 veröffentlichte Schultheiß Ziegler im Namen des Gemeinderats Möglingen folgenden Bauakkord: „Die hiesige Gemeinde ist gesonnen, ein Backhaus zu errichten, und die betreffenden Arbeiten im Wege des Abstreichs, und zwar am Montag, den 26. d. Mts. Nachmittags 4 Uhr auf dem Rathaus zu vergeben. Indem man tüchtige Meister, und solche, welche diesseits nicht bekannt sind, mit obrigkeitlichen Prädicats- und Vermögens-Zeugnissen versehen, zu der Verhandlung hiemit einladet, bemerkt man noch, daß die Arbeiten nach dem Kostenüberschlag folgendermaßen taxirt sind: Maurer-Arbeit 351 fl. 16 Kr., Zimmer-Arbeit 42 fl. 34 Kr., Schreiner-Arbeit 8 fl. 33 Kr., Glaser-Arbeit 8 fl. 20 Kr., Schlosser-Arbeit 34 fl. 29 Kr. die HH. Ortsvorsteher werden ersucht, solches in ihren Gemeinden gefälligst bekannt machen zu lassen.“ Und am 20. Juni 1836 lud der Gemeinderats-Vorstand Ekstein in Hoheneck die Handwerksleute auf Samstag den 2. Juli Nachmittags 1 Uhr zu einer Abstreichsverhandlung zwecks Erbauung eines Backhauses auf das Rathaus ein. Der Kostenvoranschlag betrug 486 fl. 42 Kr.

Um nun andere Gemeinden in dieser Angelegenheit entschlußfähiger zu machen, brachte das Ludwigsburger Wochenblatt am 21. und 23. Juli 1836 einen Bericht über die „Einführung von Gemeinde-Backöfen im Oberamt Durlach (Großherzogtum Baden)“. Und da wir heute ein gemeinsames Baden-Württemberg haben, sei dieser Bericht hier angefügt: „So sehr auch die Nützlichkeit der Gemeindebacköfen längst anerkannt ist, und so sehr die Großherzogliche Regierung wie der Landwirtschaftliche Verein sich bemühen, deren Einführung



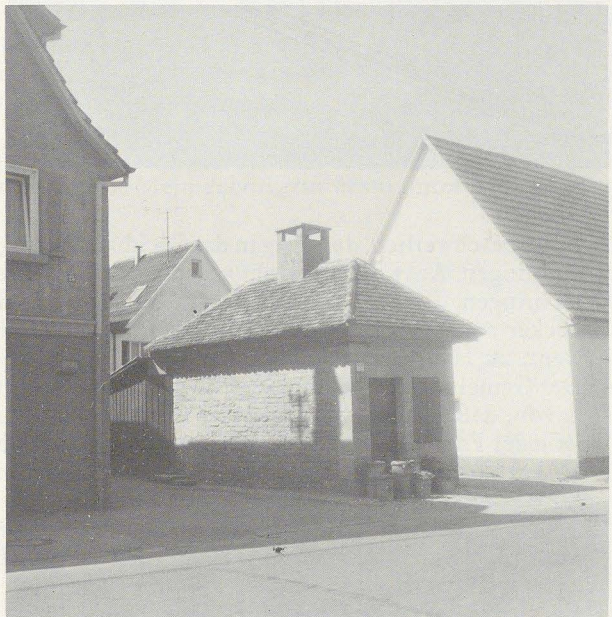
Torrainbackhaus
in Besigheim

Eingang zu verschaffen, so wenig haben doch in den Gemeinden des Oberamts Durlach selbst wiederholte Aufforderungen, namentlich bei den abgehaltenen Ruggerichten, bisher Anklang gefunden, indem noch nicht Eine Gemeinde auch nur einen Versuch gemacht hat. Die liebe Gewohnheit am Alten, Vorurtheile gegen Neuerungen, Starrsin der Weiber, die meinen, sie würden um die Gelegenheit des Kuchenbackens gebracht usw., vermöchten mehr, als Gründe der Vernunft und Stimmen der Erfahrung. Indessen haben die bis vor zwei Jahren so ziemlich gleichgebliebenen Holzpreise eine solche Höhe erreicht, und das Steigen derselben dauert immer noch fort, daß wahrlich es Noth thut, in Zeiten an Ersparniß dieses so unentbehrlichen Materials zu denken; und wer noch bezweifeln könnte, daß mit Herrichtung der Gemeindebacköfen im ganzen Großherzogtume jährlich über 150 000 Klafter Holz ganz leicht erspart werden können, der mag doch nur die ganz nieder gestellte Berechnung im Landwirtschaftlichen Wochenblatt von 1834 Seite 4, vorurtheilsfrei durchlesen. Kein Wunder, daß man in anderen Gegenden Deutschlands z. B. in Kurhessen, auf dem Harz, im Hannöverschen usw. schon lange diese Einrichtung hat, und sich davon um keinen Preis trennen würde. Außer der unzweifelhaft sehr bedeutenden Holzersparnis, an welcher der vermöglichen Klasse eben so viel wie der ärmeren liegen muß, wenn die Waldungen nicht dem Raube preisgegeben, und einer Legion von Frevlern der Weg gebahnt werden soll, deren Verminderung

schon um des moralischen Verderbens willen, wahrlich so sehr zu wünschen ist, springen noch andere Vorteile in die Augen, welche die Gemeinde-Backöfen voraus haben: Sie sind:

1. Gewinn eines gesunden, reinlichen, besseren Brodes, weil ein nie erkaltender Ofen besseres Brod liefert, als ein Ofen der nur alle acht Tage geheizt wird, überdieß nicht in allen Familien eine Person sich befindet, die das Backen gehörig versteht.
2. Gewinn an Zeit; wer weiß es nicht, wie die Frau einer starken Haushaltung geplagt ist, wenn die Zeit zum Backen kommt?
3. Geringere Bau- und Unterhaltungskosten eines Ofens gegen hundert oder mehrerer Privatbacköfen, und eben darum
4. größere Sicherheit des Eigentums vor Feuersgefahr; endlich
5. Gewinnung des Raumes, den die Privatbacköfen oft störend einnehmen.

Diesen augenblicklichen Vortheilen setzen die, welchen es nun einmal darum zu thun ist, alles Gute zu vereiteln, folgende Bedenken entgegen, die zwar kaum der kürzesten Widerlegung würdig sind,



Backhaus in Eglosheim

1. Man braucht die Backöfen nicht bloß zum Brodbacken, sondern auch zum Obstdörren und dergleichen. Antwort: Mit einem Gemeinde-Backofen kann sehr leicht eine Obstdörre und zwar in solcher Ausdehnung verbunden werden, daß dort weit mehr als in zehn Privatbacköfen gedörret werden kann, und wer will, kann und mag seinen Privatbackofen neben dem Gemeinde-Backofen zu jenem selteneren Gebrauch beibehalten.
2. Die Gemeinde hat keinen Wald, aus welchem sie dem Gemeinde-Backofen das Holz geben, und kein Geld, um das sie es ihm erkaufen kann. Antwort: Zehn Klafter Holz können doch eher gekauft werden als 150 Klafter.

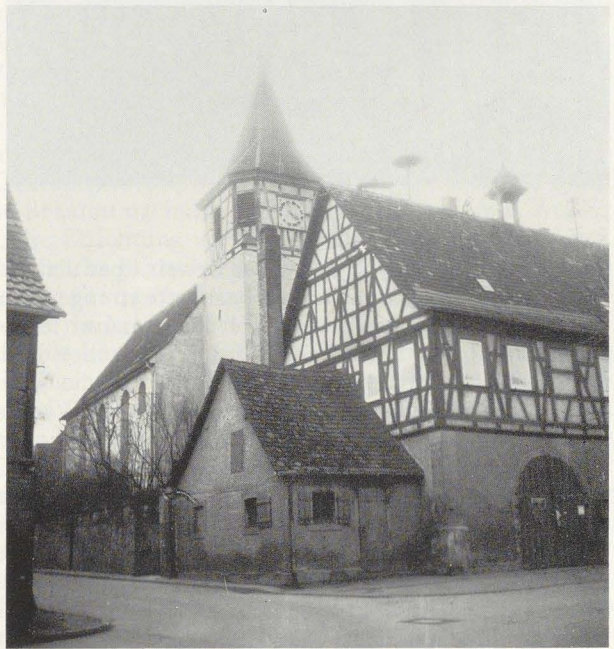


Backhaus
in Erdmannhausen

3. Es ist beschwerlich, den Teig in das Backhaus zu tragen, und das Brod zurückzu bringen. Antwort: Es hängt von dem Willen eines Jeden ab, das Mehl hin zu bringen, den Teig kann er selbst dort machen, oder durch den Gemeindebäcker machen lassen. Die Mühe ist doch wahrlich viel unbedeutender als wenn zu Hause gebacken wird.
4. Der Gemeindebäcker kann vom Mehl für sich behalten. Antwort: Abgesehen davon, daß man ja weiß, wie viel Brod 15 usw. Pfund Mehl geben müssen, ist jeder Frau unbenommen, den Teig selbst zu Laiben zu formen, und diese zu bezeichnen, nicht ein Stäubchen Mehl kann mehr genommen werden, noch weniger eine Verwechslung geschehen.
5. So oft man bäckt, spart man das Kochen, weil dann Flammkuchen usw. die Mahlzeit vertreten. Antwort: Flammkuchen sind überhaupt der Gesundheit eben nicht zuträglich, aber sie können auch in Gemeinde-Backöfen besser als zu Hause gebacken werden. Wohl aber läßt sich bei dem Gemeinde-Backofen sehr leicht eine Einrichtung treffen, vermittelst deren die Leute jeden Tag ihre Kartoffeln oder ihre Suppe bereiten, wenn sie sich im Sommer nur eine Stunde Zeit zum Kochen gönnen.
6. Man wird beim Gemeinde-Backofen oft aufgehalten, und gerade, wenn man backen will, haben Andere schon die Bestellung gemacht. Antwort: Ein bestimmte Ordnung oder Reihenfolge ist freilich bei den Gemeinde-Backöfen nöthig, allein dennoch wird keine Familie über 24-36 Stunden aufgehalten, und selbst diesen Aufenthalt hat sie immer ihrer späten Anmeldung zuzuschreiben. In Zeiten starken Verbrauchs, z. B. in der Ernte, kann ja sechs- und öfters in dem Gemeinde-Backofen gebacken werden.

7. Endlich hat man sogar, wenn auch nur von vernünftig sich dünkenden aber unbesonnenen Schreibern die Einwendung gehört, daß die Einrichtung die Freiheit des Einzelnen ohne Noth beschränke. Antwort: Nirgends ist mit den Gemeinde-Backöfen ein Zwang verbunden, dessen es bei Leuten, die mit klaren Augen sehen wollen, oder nicht das Holz stehlen und freveln mögen, gar nicht bedarf. Der Gemeinde-Backofen ist eine Gemeinde-Anstalt wie eine andere; sie ist für jeden, wie der Ortsbrunnen, die Ortstraßen u. s. f., und der, so kein Wasser trinken, die Straßen nicht befahren usw. will, wird dazu nicht gezwungen, so auch mit den Gemeinde-Backöfen. Hieraus geht denn wohl ohne allen Zweifel hervor, daß sich gegen die Einführung der Gemeinde-Backöfen keine stichhaltenden Gründe aufbringen lassen, und dennoch war es bisher nicht möglich, auch nur in einer einzigen Gemeinde hiesigen Amtes denselben Eingang zu verschaffen.«

In Diedelsheim, Amt Bretten, war bereits ein Gemeinde-Backofen für 150 Haushaltungen seit einem Jahr eingerichtet, wohin sich daher nun Bürgermeister, Gemeinderäte und Bürger aus dem Oberamt hinbegaben, um sich die Sache anzusehen. Dem Bericht über den dortigen Backhausbetrieb ist Folgendes zu entnehmen: »Das Rathaus dieser Gemeinde steht so ziemlich mitten im Orte, enthält unten den Gemeinde-Backofen, rechts die Backstube mit einem Glasfenster, durch welches die Brodlaibe, wenn sie zum Einschließen kommen, hinausgereicht werden, links die Wachtstube, die vom Backofen gewärmt wird, und vor dem Backofen eine Kammer, in welcher der Bäcker das Heitzen des Ofens, des Einschießens usw. besorgt. In der Backstube sind mehrere größere und kleinere Mulden, in welcher der Teig angemacht wird. Der Bäcker macht den Teig oder die Hausfrau, der das Mehl gehört, zur bestimmten Stunde wird



Backhaus in Erligheim

eingeschossen, und die mit gewissen Zeichen versehenen Laibe Brod werden nach dem Backen auf reine Gestelle gesetzt, und müssen dort in drei Stunden abgeholt werden. Während der Besichtigung wurde gerade der Ofen geräumt und zum zweiten Male geheitzt. Ein vortreffliches Brod verbreitet wahren Wohlgeruch, zwei reinliche Frauen bereiteten eben das Brod zum Nächsten Einschließen, mit wenigem Holz war der Ofen wieder warm, und bald sahen die Anwesenden das in ihrer Gegenwart gefertigte Brod, an das sich zu Ehren der Gäste treffliche Kuchen, Kugelhöpfe usw. anreiheten . . . Mit großer Genauigkeit geführt, liegt in der Backstube das Register, woraus zu ersehen ist, wann und wie viel man, Jeder (einschließlich der Israeliten), gebacken hat, wann und wie viel



Backhaus
in Großingersheim

Brodlaibe er bekam, zugleich der Beweis über die hinsichtlich des Anmeldens und der Zulassung zum Backen beachtete strenge Ordnung. Und für das Alles – was gibt die Gemeinde? – Was der Privatmann? Jene – man sollte es fast nicht glauben – 10 Klafter (bisher gar nur 8) gemischtes Holz und 500 Wellen, wofür noch der Rathaussaal (mit den Kohlen) und die Wachtstube (mit dem Backofen) geheitzt werden. – Gewiß haben vorher Wachtstube und Rathaus allein schon eben so viel gekostet. Diese Zahlen für 3 achtpfündige Laibe 1 Kreuzer Bäckerlohn, womit gewiß nicht einmal die mäßigste Gebühr eigener Versäumnis erreicht wird. Gegen Mißbräuche, die seit einem Jahre (der Einrichtung des Ofens) nicht vorgekommen, hat der Gemeinderat durch vorsichtige Bedingungen gesorgt. Aber sehr offen und treuherzig, und damit schließen wir diesen Bericht, erzählte der schlichte Bürgermeister, wie ihm selbst von Seiten des Gemeinderathes und Ausschusses bei dieser nach dem Beispiele der Gemeinde Schluchtern, Amts Eppingen, vor einem Jahre hergestellten Einrichtung so

sauer das Leben gemacht worden, daß er beinahe im Begriffe gewesen sey, nach Amerika auszuwandern; jetzt aber höre er nichts als Beifall und Lob, womit auch der stattliche Wirth übereinstimmte, ein Mann von großer Gewerbsthätigkeit und Welterfahrung . . .«

An der Straße, die vom Schloß Kleiningersheim zur Hauptstraße und zum Rathaus führt, befindet sich das Gemeindebackhaus. Es ist ein merkwürdiger Bau, ohne Dach, nur mit einer Plattform bedeckt. Über hundert Jahre ist dieses Backhaus im Betrieb, und nur noch wenige Haushaltungen waren es, die noch vor einigen Jahren dieses gemeindeeigene Backhaus benützten. Die moderne Zeit geht eben nicht spurlos auch an den Backhäusern vorüber, und manche liebgewordene Gewohnheit ist mehr und mehr dem Untergange geweiht. Die elektrische Küche mit ihren Backöfen, die vorzüglich ausgestatteten Bäckereien, auch in den Dörfern, sie sind es, die den Gemeindebackhäusern mehr und mehr den Tod bedeuten.

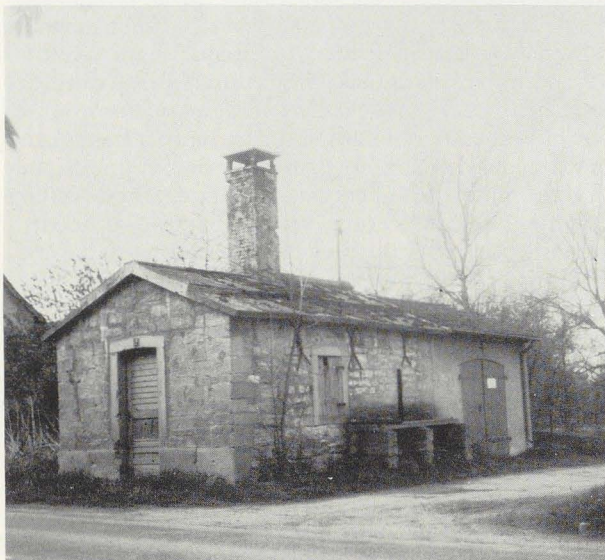
Wie anders war doch die Zeit, als das Kleiningersheimer Backhaus erstellt wurde! Wie in anderen Orten, so wurde auch hier, zur Ersparung des teuren Brennholzes, sowie zur Verhütung von Unglücksfällen durch Benützung der privaten Backöfen, auf Betreiben des Kgl. Oberamts Besigheim im Sommer 1836 ein steinernes Backhaus mit einem Ofen und platter steinerner Bedeckung erbaut, und zwar auf einem Platz, das der Kleiningersheimer Bürger und Weber Andreas Kallenberger als eigentümlichen Gartenplatz benützte, einen kleinen Teil der Allmand ausgenommen. Für Abtretung seines Platzes wurde dem Kallenberger eine Entschädigung von elf Gulden gegeben, und ihm dabei freigestellt, nach vollendetem Bauwesen auf die steinerne Bedeckung des Backhauses nach seinem Belieben wiederum eine Gartenanlage herzustellen. Als man aber hernach eine solche Gartenanlage auf dem Dach des Gebäudes nur als sehr schädlich für das Gebäude erkennen konnte, so kam man mit dem Kallenberger überein, ihm für die kundbedingte Abtretung des Platzes, ohne irgend eine jeweilige oder »einstige Ansprache von Seiten des Verkäufers, einen zu 30 Gulden ästimirten od gelegenen, aber kulturfähigen Platz von einem Viertelmorgen« nebst 5 Gulden in barem Geld zu bewilligen, welcher Vertrag auch die höhere Genehmigung erhielt.

Im Ludwigsburger Wochenblatt vom 15. November 1836 war folgende Bekanntmachung des Kgl. Oberamts veröffentlicht worden: »Unter Beziehung auf die diesseitige öffentliche Bekanntmachung und Aufforderung vom 6. August 1836 im Intelligenzblatt, die Errichtung von Gemeinde-Backöfen betreffend, wird hier zur weiteren Nachricht gebracht, daß nunmehr in den Gemeinden Asperg, Benningen, Heutingsheim, Hoheneck, Markgröningen, Möglingen, Poppenweiler und Thamm solid gebaute und bequem eingerichtete Gemeinde-Backhäuser sich befinden, die, so mannigfach auch früher die Vorurteile gegen eine solche Einrichtung gewesen seyn mochten, nun in allen den genannten Gemeinden, mit Ausnahme Poppenweiler, ununterbrochen benützt und von den Gemeinde-Angehörigen für eben so zweckmäßig als wohlthätig anerkannt werden.

Die Ortsvorsteher der übrigen Gemeinden des Bezirks, indem man sie auf diese Thatsachen hinweist, werden wiederholt und auf's Dringendste aufgefordert, diesem Gegenstande alle Aufmerksamkeit zu widmen, von den bestehenden Einrichtungen in den obengenannten Gemeinden selbst Einsicht zu nehmen, und sich die nöthigen Notizen über den Bauaufwand und das Erträgnis der Backofen-Anstalt zu verschaffen, sofort aber dem Gemeinderathe auf's Neue

den Antrag zu Errichtung eines Gemeinde-Backofens zu machen, und dessen Beschluß auf den 1. Januar 1837 hieher vorzulegen.

Hiebei wird den sämtlichen OrtsBehörden des Bezirks aufgegeben, zu Errichtung oder Veränderung eines Backofens in einem Wohngebäude ohne vorgenommenen örtlichen Augenschein und ohne Vernehmung der Mitinhaber eines Hauses, auch der nächsten Hausnachbarn über ihre etwaigen Einreden keine Erlaubniß, diese selbst aber in eintretenden Fällen nur unter Beseitigung jeder Feuergefährlichkeit zu erteilen, jederzeit aber diejenigen Hausinhaber und Handwerksleute, welche ohne diese Erlaubniß Backöfen einrichten oder abändern, dem Oberamt anzuzeigen, damit die gesetzliche Strafe von 10 Reichsthalern, welche den Hausinhaber wie den Handwerksmann betrifft, gegen dieselbe verhängt werden kann. Den 14. November 1836. Kgl. Oberamt Stump.“



Backhaus im Husarenhof

Auf dieses Schreiben und auf diese Aufforderung hin, beschlossen weitere Gemeinden Gemeinde-Backhäuser zu errichten. So stand im Ludwigsburger Wochenblatt am 16. Mai 1837 folgende Anzeige: „Großingersheim (Akkord-Verhandlung). Die Erbauung eines Commun Backhauses kommt Montag den 22. d.M.Mittags 12 Uhr, hier auf dem Rathaus in Abstreich. Die Grab-Maurer- und Steinhauerarbeit beträgt nach dem Überschlag 339 fl. Riß und Überschlag können beim Schultheißenamt täglich eingesehen werden. Den 13. Mai 1837. Schultheiß Boger.“

Am 29. Mai 1837 hatte Ortsvorstand Wagner zu einer Bau-Akkord- und Abstreichsverhandlung am Montag den 5. Juni Morgens 8 Uhr auf das Rathaus in Eglosheim eingeladen. Der Kostenvoranschlag für das zu erbauende Backhaus betrug 301 fl. 53 Kr. Dieses Backhaus war von der Stadt Ludwigsburg 1976 wieder erneuert worden.

Mit Datum 22. Juni 1837 hatte Schultheiß Streicher in Winzerhausen zu einer Accord- und Abstreichsverhandlung zwecks Baues eines Gemeinde-Back-

und Waschhauses auf Donnerstag den 13. Juli Vormittags 8 Uhr eingeladen. In diesem Fall betrug der Voranschlag 646 fl. 42 Kr., worunter allein 517 fl. 48 Kr. für Maurer- und Steinhauerarbeiten ausgesetzt waren.

Das Stadtschultheißenamt Beilstein hatte am 6. Juli 1837 zu einem Bauakkord auf Dienstag, den 18. Juli, vormittags 10 Uhr eingeladen, wie folgt: „Die Gemeinde beabsichtigt im Laufe dieses Sommers ein Backhaus mit Dörr-Einrichtung erbauen zu lassen. Der Kostenvoranschlag beträgt für die Grabarbeiten 4 fl. 25 Kr., Maurer- und SteinhauerArbeit 577 fl. 13 Kr., ZimmerArbeit 70 fl. 52 Kr., SchreinerArbeit 16 fl. 54 Kr., GlaserArbeit 25 fl. 39 Kr., SchlosserArbeit 41 fl. 20 Kr., Inngemein 30 fl. Summe: 766 fl. 23 Kr. . . .“

Am 22. Juli 1837 wurde folgende Anzeige veröffentlicht: „Kirchberg OA. Marbach(Backhaus-Bau Akkord). Die hiesige Gemeinde hat ein Backhaus zu bauen, und es ist der Kosten der verschiedenen Arbeiten, wie folgt, vorgeschlagen: Die Grab-Maurer- und SteinhauerArbeit zu 320 fl. 3 Kr., die ZimmerArbeit: 27 fl. 1 Kr., die SchreinerArbeit: 12 fl. 18 Kr., die GlaserArbeit: 8 fl. 45 Krz., die SchlosserArbeit: 21 fl. 42 Krz., zusammen: 389 fl. 49 Krz. Über diese Arbeiten wird nun am Mittwoch den 26. Juli 1837 Morgens 8 Uhr ein Abstreich vorgenommen werden, wozu man Unternehmer mit dem Bemerkten einlädt, daß die Bau-Arbeiten zuerst im Einzelnen, sodann aber im Ganzen werden veraccordirt werden, und daß sich Unbekannte mit Prädicats- und VermögensZeugnissen auszuweisen haben. Den 11. Juli 1837. Gemeinderat-Vorstand: Renz.“

Die Gemeinde Beilstein hatte indes mit ihrem Bauakkord keinen Erfolg, weshalb im Ludwigsburger Wochenblatt am 2. Dezember folgender erneuerter Bauakkord vorgesehen war: „Da die im Juli d. J. stattgefundenene Verabstreichung des Bau-Akkord zu einem neuen Back- und Dörrhaus nicht zu dem gewünsch-



Backhaus
in Kleiningersheim

ten Ziel geführt hat, so wird am Montag den 18. Dezember, Vormittags 10 Uhr ein nochmaliger Abstreich vorgenommen, wozu tüchtige Handwerksleute mit dem Bemerkten eingeladen werden, daß das Bauwesen im nächsten Frühjahr in Ausführung zu bringen seye, und der bevorstehende Winter zur Gewinnung des Stein-Materials auf den nahen Steinbrüchen benützt werden könnte. Nach dem vorliegenden Überschlag berechnet sich der Kosten für Grabarbeit auf 4 fl. 25 Kr., Maurer- und Steinhauer-Arbeit 577 fl. 13 Kr., Zimmer-Arbeit 70 fl. 52 Kr., Schreiner-Arbeit 16 fl. 54 Kr., Glaser-Arbeit 25 fl. 39 Kr., Innsgemein 30 fl. Die Schlosser-Arbeit ist bereits verabreicht. Auswärtige hier nicht bekannte Handwerksleute haben sich mit obrigkeitlichen Zeugnissen zu versehen. Den 30. November 1937. Stadtschultheißenamt Bertsch.“ – Folgende Anzeige wurde



Backhaus in Löchgau

am 24. August 1837 veröffentlicht: „Bissingen(Bau-Accord). Infolge rügerichtlichen Beschlusses vom 7./11. Juli d.J. hat die hiesige Gemeinde ein Backhaus mit 2 Öfen zu erbauen, und es ist der Kosten nach dem revidirtem Überschlag an Grab-Arbeit: 2 fl. 10 Krz., Maurer- und Steinhauer-Arbeit: 418 fl. 17 Krz., Zimmer-Arbeit: 43 fl. 5 Krz., Schreiner-Arbeit: 46 fl. 30 Krz., Glaser-Arbeit: 9 fl. 8 Krz., Schlosser-Arbeit: 34 fl. 40 Krz., zusammen: 523 fl. 50 Krz. Zur Abstreichsverhandlung wird Samstag der 2. September d.J. festgesetzt, wozu tüchtige Handwerksleute mit den erforderlichen Zeugnissen versehen, eingeladen werden. Den 21. August 1837. Gemeinderat-Vorstand Bertsch.“ – Am Donnerstag den 24. August war im Ludwigsburger Wochenblatt zu lesen: „Beihingen(Bau-Accord). Die hiesige Gemeinde hat ein Backhaus zu bauen, und es ist der Kosten der verschiedenen Arbeiten wie folgt vorangeschlagen: Grab-Arbeit: 3 fl. 52 Krz., Maurer- und Steinhauer-Arbeit: 304 fl.

39 Krz., Zimmer-Arbeit: 90 fl. 44 Krz., Schreiner-Arbeit: 9 fl. 2 Krz., Glaser-Arbeit: 8 fl. 47 Krz., Schlosser-Arbeit: 22 fl. 47 Krz., Insgesamt: 20 fl., zusammen: 456 fl. 14 Krz. Zur Abstreichs-Verhandlung wird Samstag den 26. 8. d. J. Vormittag 9 Uhr, festgesetzt, wozu tüchtige Handwerksleute, mit legalen Zeugnissen eingeladen werden. Den 8. August 1837. Gemeinderat: Der Vorstand: Lutz.“

Am 19. September 1837 sah sich das Oberamt genötigt, folgende Bekanntmachung im Ludwigsburger Wochenblatt zu veröffentlichen, um noch mehr auf die Bedeutung der Gemeinde-Backhäuser hinzuweisen: „Ludwigsburg (An die Ortsvorsteher). Bei dem sichtbaren zunehmenden Interesse für die Gemeinde-Backöfen hält es die unterzeichnete Stelle für angemessen, Folgendes zur öffentlichen Kenntnis zu bringen: Im Laufe des Etatsjahrs von 1836/37 wurden wieder einige Gemeinde-Backöfen gebaut und mehrere sind im gegenwärtigen Augenblicke im Bau begriffen, so daß am Schlusse dieses Etatjahrs in 17 Gemeinden des aus 22 Gemeinden bestehenden Bezirks Gemeinde-Backöfen vorhanden seyn werden. Diese bestehen nämlich und sind in vollem Gange in den Gemeinden Asperg, Benningen, Eglöshausen, Heutingsheim, Hoheneck, Markgröningen, Möglingen, Pflugfelden, Poppenweiler und Thamm, und gebaut werden noch in den Gemeinden Beihingen, Bissingen, Kornwestheim, Neckargröningen, Neckarweihingen, Ossweil und Schwieberdingen. In Markgröningen ist von einem Privaten ein ganz massives, mit Steinplatten bedecktes Backhaus mit 2 Backöfen gebaut und dem öffentlichen Gebrauch geöffnet worden. Gleichfalls ist in Asperg geschehen, wo ein Privater ebenfalls ein Backhaus mit 2 Öfen zu diesem Zwecke erbaut und noch mit einer kleinen Wohnung versehen hat. Die Gemeinde Benningen beabsichtigt im gegenwärtigen Augenblicke, ein zweites öffentliches Backhaus einzurichten, da das im vorigen Jahre erbaute das Bedürfnis der Ortseinwohner nicht mehr vollständig befriedigt.

Über den ökonomischen Nutzen der Gemeindebacköfen mögen nachstehende Notizen und Berechnungen entscheiden: Die Eingangs genannten 17 Gemeinden haben zusammen eine Seelenzahl von 19 174. Nimmt man an, daß was die Regel seyn wird, 7 Personen durchschnittlich täglich einen achtpfündigen Laib Hausbrod bedürfen, so ergiebt sich ein jährlicher Bedarf von 999 735 Laiben, welche, 15 Laibe auf einen Backfall angenommen, 66 649 Backfälle erfordern. Nach mäßigen Annahmen gebraucht man zur Benutzung des Backofens im Privathause, um 15 Laib Brod zu backen, nach jetzigen Holzpreisen wenigstens 18 Krz. (wahrscheinlich aber 24 Krz.) Holz, und es ist allgemeine Erfahrung, daß man für dieselbe Laibzahl im Gemeindebackofen kaum ein Drittel des früheren Holzbedarfs im Privatbackofen zur Heizung nöthig hat. Hiernach würde sich für einen Backfall eine Holzersparniß von wenigstens 12 Krz. ergeben, und somit im Ganzen von 13 329 fl. 48 Krz. Nun kostet gegenwärtig das tannene Waldholz auf dem Markt 15 fl. das Meß, folglich würde die Holzersparniß, in Holz ausgedrückt, sich berechnen auf 888 Meß tannenes Waldholz. Nimmt man aber an, daß in der Regel geringeres Holz zum Backen verwendet wird, und zieht man einen Durchschnitt aus dem Holzgartenpreisen des tannenen und buchenen Prügelholzes, wonach sich mit Einrechnung des Fuhrlohns der Preis auf höchstens durchschnittlich 12 fl. pro Meß stellen wird, so erscheint eine Holzersparniß von 1110 Meß tannenen und buchenem Prügelholz; gewiß eine Ersparniß, die in einer Zeit, wo die Holzpreise beinahe täg-

lich steigen, und wo alle Privathaushaltungen auf möglichste Beschränkung ihres Holzbedürfnisses hingewiesen sind, auch von Seiten der Gemeindebehörden von einem höheren Gesichtspunkt aus die höchste Aufmerksamkeit verdient. Rechnet man dann zu diesen ökonomischen Vortheilen noch die weiteren bekannten hinzu, nemlich: die Gewinnung eines besseren und schmackhafteren Brodes, den Gewinn an Raum im eigenen Hause und die Verminderung der Feuersgefahr in demselben, so kann es keinem Zweifel unterworfen seyn, daß es eine wahre Pflicht der Gemeindebehörden sey, mit allem Ernste auf die Erbauung von Gemeindebacköfen zu denken und das Vorhaben mit allem Nachdruck durchzuführen. Nach vorstehenden Notizen kann jeder Ortsvorsteher die Ersparniß an Holz und für seine Gemeinde selbst berechnen, alle aber werden angewiesen, Gegenwärtiges in ihren Gemeinden auf passende Weise zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Den 16. September 1837. Kgl. Oberamt Stumpf.“



Backhaus in Ottmarsheim

Dieses ließen sich nun einige Gemeinden nicht noch einmal sagen, und sie beschlossen, Backhäuser zu erstellen. So war am 5. Oktober 1837 im „Ludwigsburger Wochenblatt“ folgende Anzeige veröffentlicht worden: „Neckargröningen (Abstreichs-Akkord). Die hiesige Gemeinde beabsichtigt ein Gemeinde-Backhaus und Arrestlokal zu errichten, wovon die Überschlagskosten sind: Maurer- und Steinhauer-Arbeit: 272 fl. 40 Krz., Zimmer-Arbeit: 52 fl. 30 Krz., Schreiner-Arbeit: 20 fl. 18 Krz., Glaser-Arbeit: 12 fl. 14 Krz., Schlosser-Arbeit: 71 fl. 35 Krz. Dieses Bauwesen wird am Montag, den 9. d. M. im Abstreich verakkordirt, wozu die betreffenden Handwerksleute, mit Zeugnissen versehen, Morgens 9 Uhr, auf das Rathaus eingeladen werden. Den 30. September 1837. Gemeinderat-Vorstand: Lökke.“ – Und am 9. Dezember

1837 war zu lesen: „Steinheim a. Murr (Backhaus-Akkord). Die Gemeinde ist Willens, ein Backhaus mit zwei Öfen zu erbauen. Der vorläufige Kostenüberschlag beträgt: Maurer- und Steinhauer-Arbeit sammt Materialien und Fuhrlohn: 336 fl. 59 Krz., Schreiner-Arbeit: 13 fl. 12 Krz., Schlosser-Arbeit: 8 fl. 45 Krz., Glaser-Arbeit: 6 fl. 18 Krz., zusammen: 365 fl. 14 Krz. Dieß wird am Montag, den 18. d. M. Vormittags 10 Uhr, in Abstreich gebracht, wozu tüchtige Handwerksleute eingeladen werden, daß das Bauwesen am nächsten Frühjahr in Ausführung zu bringen, und über den Winter das Steinmaterial herbeischafft werden kann. Den 6. December 1837. Schultheißenamt Sumser.“

Am 26. Dezember 1837 wurde bekanntgemacht: „Kleinbottwar (Bau-Akkord). Die hiesige Gemeinde findet sich veranlaßt, das bisher – dem Schulmeister zur Nutznießung überlassen gewesene Back- und Waschhaus zu einem Gemeinde-Backhaus mit 2 Öfen einzurichten und herstellen zu lassen. Diese Bau-Einrichtung muß im nächsten Frühjahr zur Ausführung gebracht und die Herbeischaffung des Materials, der Steine, noch diesen Winter geschehen. Die Kosten belaufen sich nach vorliegendem Überschlag, welche aber nach allgemeiner Meinung ziemlich hoch angeschlagen zu seyn scheinen, für Maurer- und Steinhauer-Arbeit sammt Schaffung der Steine und Verbindungs-Material und Fuhrlohn, auf 226 fl. 10 Krz., Zimmer-Arbeit: 12 fl. 48 Krz., Schreiner-Arbeit: 13 fl. 16 Krz., Glaser-Arbeit: 23 fl. 48 Krz., Schlosser-Arbeit: 28 fl. 50 Krz. Zur Abstreichs-Verhandlung ist nun Montag der 15. Januar 1838, Vormittags 10 Uhr, anberaumt, wozu die tüchtigen Handwerksleute eingeladen werden. Den 21. Dezember 1837. Schultheißenamt Wagner.“ – Mit Datum vom 13. Januar 1838 veröffentlichte der Gemeinderat Oßweil am 18. Januar im Ludwigsburger Wochenblatt folgenden Bau-Akkord: „Die hiesige Gemeinde ist entschlossen, ein Gemeindebackhaus zu erbauen. Die Kosten belaufen sich nach vorliegendem revidirten Überschlag: Grab-Maurer- und Steinhauer-Arbeit 344 fl. 39 Kr., Zimmer-Arbeit 84 fl. 37 Kr., Schreiner-Arbeit 18 fl. 33 Kr., Glaser-Arbeit 8 fl. 47 Kr., Schlosser-Arbeit 30 fl. 6 Kr. Zur Abstreichs-Verhandlung ist Montag der 29. dieses, Vormittags 10 Uhr anberaumt, wozu die tüchtigen Handwerksleute auf das dasige Rathaus eingeladen werden.“ – Schultheiß Kayser in Oberstenfeld veröffentlichte am 29. April 1838 folgenden Bau-Akkord: „Die Gemeinde ist Willens, ein Backhaus mit 2 Öfen, Backstube und Dörreinrichtung zu erbauen. Nach dem vorliegenden Überschlag berechnet sich der Kosten für Grabarbeit 8 fl., Maurer- und Steinhauer-Arbeit 644 fl. 49 Kr., Zimmerarbeit 227 fl. 1 Kr., Schreinerarbeit 55 fl. 22 Kr., Glaserarbeit 24 fl. 24 Kr., Schlosserarbeit 39 fl. 48 Kr., Hafnerarbeit samt Ofen 25 fl., Inngemein 30 fl. Indem man nun Donnerstag den 17. Mai Vormittags 10 Uhr, die Abstreichs-Verhandlung vornimmt, wird noch bemerkt, daß das Bauwesen noch diesen Sommer in Ausführung gebracht werden muß und hiezu bloß tüchtige Handwerker eingeladen werden.“

Am 13. Mai 1838 stand im Ludwigsburger Wochenblatt folgende Anzeige aus Kornwestheim: „(Bau-Akkord) Die hiesige Gemeinde ist Willens, ein für Maurer-Steinhauer-Arbeit sammt Materialien 367 fl. 3 Kr., Zimmer-Arbeit 90 fl. 42 Kr., Schreiner-Arbeit 13 fl. 33 Kr., Glaser-Arbeit 8 fl. 20 Kr., Schlosser-Arbeit 30 fl. 54 Kr., Inngemein 15 fl. Summe: 525 fl. 32 Kr. Indem man nun Donnerstag den 14. Juni Vormittag 10 Uhr die Abstreichs-Verhandlung auf hiesigem Rathaus vornimmt, wird noch bemerkt, daß hiezu nur tüchtige Handwerksleute eingeladen werden. Den 8. Mai 1838 Schultheiß Ergenzinger.“ –

Und am 20. Juni 1838 veröffentlichte die Gemeinde Neckarweihingen folgende Bekanntmachung: „Neckarweihingen: Die hiesige Gemeinde ist Willens sich zwei Backhäuser mit je zwei Öfen zu erbauen. Nach dem Überschlag berechnet sich der Kosten je eines für Maurer- und Steinhauer-Arbeit sammt Materialien: 354 fl. 31 Krz., Zimmer-Arbeit: 100 fl. 56 Krz., Schreiner-Arbeit: 8 fl. 46 Krz., Glaser-Arbeit: 31 fl. 54 Krz., zusammen: 524 fl. 40 Krz. Dieses wird am Mittwoch den 4. Juli d. J. Vormittags 9 Uhr, auf hiesigem Rathaus in Abstreich gebracht, wobei noch bemerkt wird, daß hiezu nur tüchtige Handwerksleute eingeladen sind. Den 25. Juni 1838. Schultheiß Kopp.“ Pleidelsheim folgte am 14. Juli 1838 mit nachstehender Bekanntmachung: „Pleidelsheim: Die hiesige Gemeinde ist entschlossen zwei Backhäuser mit je 2 Öfen zu erbauen. Nach den revidirten Überschlägen berechnet sich der Kosten bei beiden Backhäusern für Maurer- und Steinhauer-Arbeit: 625 fl. 15 Krz., Zimmer-Arbeit: 88 fl. 8 Krz., Schreiner-Arbeit: 18 fl. 41 Krz., Glaser-Arbeit: 17 fl. 10 Krz., Schlosser-Arbeit: 23 fl. 50 Krz., Schmiede-Arbeit: 5 fl. Hierüber findet am Donnerstag den 19. d. M. Vormittags 9 Uhr, auf dem hiesigen Rathaus ein Abstreich statt; jedoch werden nur tüchtige Handwerksleute eingeladen. Den 11. Juli 1838 Schultheiß Glock.“ – Auch Zuffenhausen hatte sich entschlossen, ein Backhaus mit 2 Öfen zu erstellen, mit einem Kostenüberschlag von 389 fl. 43 Krz., wie dies am 26. Juni 1838 Schultheiß Schäffer im Amtsblatt veröffentlichte. –



Im Backhaus von
Ottmarsheim

Am 22. Januar 1839 war folgende Anzeige veröffentlicht worden: Murr, Oberamts Marbach. (Abstreichsverhandlung). Bis Donnerstag den 31. Januar 1839 wird ein Abstreich wegen Erbauung eines Comm-Backhauses vorgenommen werden. Der Voranschlag beträgt: Maurer- und Steinhauer-Arbeit 294 fl. 22 Kr., Zimmer-Arbeit 90 fl. 18 Kr., Schreiner-Arbeit 11 fl. 46 Kr., Schlosser-Arbeit 19 fl. 22 Kr., Glaser-Arbeit 8 fl. 51 Kr., zusammen 424 fl. 39 Kr. Dieses wird mit dem Anfügen bekannt gemacht, daß sich die lustbezeugenden Handwerksleute sich bemeldten Tag, vormittags 10 Uhr auf dem Rathause dahier einfinden möchten. Den 18. Juni 1839. Gemeinderath. In dessen Namen Ortsvorsteher Pfuderer.“

Auch das Oberamt Waiblingen sah sich nun veranlaßt, der Frage der Gemeindebacköfen näher zu treten, und es veröffentlichte am Samstag den 19. Oktober 1839 im Ludwigsburger Wochenblatt, das zugleich auch Intelligenzblatt des Neckarkreises war, folgende amtliche Anordnung: „Waiblingen. (Bekanntmachung). In Betreff der Wegschaffung feuergefährlicher Privatbacköfen werden auf den Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen folgende Vorschriften gegeben:



Backhaus in
Steinheim/Murr

1. Als feuergefährlich sind in der Regel alle diejenigen Backöfen, welche im zweiten und dritten Stock errichtet sind, weil sie auf einer Unterlage von Holz ruhen, und wo dies auch im ersten Stockwerke der Fall ist, tritt die gleiche Feuergefahr ein.
2. Feuergefährlich sind ferner diejenigen Backöfen, welche nicht 30 Schuh von den benachbarten Gebäuden entfernt oder mit steinernen Gewölben aufgeführt sind.
3. Die Ortsfeuerschau hat bei ihren Visitationen diejenigen Backöfen, welche auf vorstehende Weise als feuergefährlich erkannt worden, aufzunehmen und dem Gemeinderath zu bezeichnen, welcher in erster Instanz über die feuergefährlichen Einrichtungen zu erkennen hat.

Wenn aber 4. der Oberfeuerschauer mit der von der Ortsfeuerschau angetragenen polizeilichen Verfügung des Gemeinderaths nicht einverstanden ist, oder dieser überhaupt einen Defect nicht erhoben hat, so wird das Oberamt auf den Grund der von dem Oberfeuerschauer vorzulegenden Visitations-Defecte in der Instanzfolge erkennen.

5. Die Betheiligten können von dem Erkenntniß des Gemeinderaths den Recurs an das Oberamt ergreifen, wozu ihnen eine Frist von 15 Tagen einzuräumen ist. Dem Recursgesuch sind von dem Recurrenten Situations- und Grund- auch Profilrisse beizulegen.
6. Bereits bestehende, aber schadhafte Backöfen, welche nicht nach den Bestimmungen Ziffer 1. und 2. als überhaupt feuergefährlich weggesprochen werden müssen, dürfen nur dann reparirt werden, wenn solches ohne zu besorgende Feuersgefahr, auch ohne Nachtheil der Gassen oder benachbarter Häuser und Wände geschehen kann, in welcher Beziehung besonders auf den Art. 23 der Generalverordnung vom 13. April 1808 (Reg.Bl. Seite 204) Rücksicht zu nehmen ist, wonach Backöfen, Schmiede u. dergl. Werkstätten an das Ende der Ortschaften und zwar in einer Entfernung von den letzten Gebäuden hinausgewiesen werden müssen. Namentlich aber werden für diejenigen Backöfen, welche in einem Gebäude zur ebenen Erde bestehen und belassen werden wollen, folgende nähere Vorschriften ertheilt:

Das Local muß feuerfest, umgeben von Feuermauern aus Quardersteinen hergestellt, der Backofen selbst aber auf fester Steingrundlage mit Backsteinen in Lehm gelegt, gewölbt und über demselben noch ein steinernes Gewölbe seyn. Bei geringerer Stockhöhe kann statt des steinernen Gewölbes der Backofen mit einer horizontalen Decke von 3 Zoll dicken Werksteinplatten belegt, es müssen aber diese gut verbunden werden, damit wenn der Backofen springt, die Flamme nicht durchschlagen kann. [1 Zoll = 2,8649 cm] Das Kamin ist bis über das Dach mit liegenden Gluckern zu führen. – Die Ortsvorsteher werden angewiesen, die vorstehenden Vorschriften strenge zu beobachten. Das Oberamt wird sich hievon durch die Oberfeuerschauer und bei Gelegenheit an Ort und Stelle selbst Überzeugung verschaffen und gegen die Säumigen rügend einschreiten. Den 16. Oktober 1839. Kgl. Oberamt Wirth.“

Kehren wir nun wieder in unsere engere Heimat zurück. Am 14. Januar 1840 veröffentlichte im Namen des Schultheißenamtes Schultheiß Wildermuth in Rielingshausen folgende Anzeige, die am 18. Januar veröffentlicht wurde: Die Gemeinde Rielingshausen will ein Commun-Backhaus mit Dörr-Einrichtung erbauen ...“ Der Voranschlag betrug insgesamt 812 fl. 42 Kr. Die Abstreichverhandlungen waren auf Montag den 10. Februar 1840 Morgens 9 Uhr festgelegt. – Auch die Gemeinde Stammheim hatte die Absicht, ein Backhaus mit 2 Öfen und einer Dörr-Einrichtung zu einem Voranschlag von 474 fl. 28 Kr. zu erstellen, wozu Schultheiß Vater die Bewerber auf den 10. Februar Vormittags 9 Uhr eingeladen hatte.

Am 9. März 1841 erschien im Ludwigsburger Wochenblatt folgende Anzeige: „Murr (Abstreichs Accord). Vermöge gefaßten Beschlusses soll in unserem Ort noch ein Commun-Backhaus erbaut werden. Bis nächsten Samstag den 20. d. M. Vormittags 10 Uhr wird eine Abstreichs-Verhandlung auf dem Rathaus dahier vorgenommen werden, wozu die Liebhaber eingeladen werden. Den 8. März 1841. Gemeinderath in dessen Namen Orts Vorstand Pfuderer.“

Schultheiß Kinzler in Aldingen ließ mit Datum vom 28. Juni 1843 am 1. Juli im Ludwigsburger Tagblatt folgende Anzeige veröffentlichen: „Aldingen, Oberamts Ludwigsburg. (Abstreichs-Verhandlung). Die hiesige Gemeinde ist Willens, ein GemeindeBackhaus mit 2 Öfen mittelst Anstoß an die Kelter erbauen und herstellen zu lassen. Diese Bau-Einrichtung muß aber im Laufe dieses Sommers zur Ausführung gebracht werden.“ ... Die Kosten beliefen sich

includiv des Materials nach vorliegendem Überschlag auf insgesamt 595 fl. 15 Krz. Die Abstreichsverhandlung war auf Montag den 10. Juli d. J. Vormittags 9 Uhr anberaumt. – Am 24. Januar 1844 hatte der Gemeinderat von Erb-
stetten, Oberamt Marbach eine Anzeige, die am 1. Februar veröffentlicht wurde, aufgegeben, in der es u. a. hieß: „Höherem Auftrag zu Folge hat die hiesige Gemeinde ein GemeindeBackhaus zu erbauen.“ Der Bauakkord, der hernach am 1. Februar 1844 von der Gemeinde für ein Backhaus veröffentlicht wurde, sah an Grabarbeiten: 1 fl. 24 Krz. vor, an Maurer-Arbeit: 303 fl. 50 Krz., an Steinhauer-Arbeit: 26 fl. 4 Krz., an Zimmer-Arbeit: 59 fl. 26 Krz., an Schreiner-Arbeit: 26 fl. 4 Krz., an Glaser-Arbeit: 7 fl. 20 Krz., an Schlosser-Arbeit 18 fl. 56 Krz. „Zu dieser Verhandlung ist Samstag 5. Februar d. J. Mittags 12 Uhr bestimmt, wozu die akkordlustigen Handwerksleute mit ihren erforderlichen Zeugnissen über Tüchtigkeit und Vermögen versehen, auf obige Zeit in das hiesige Rathaus eingeladen werden. Den 24. Januar 1844. Gemeinderat.“ – Im „Ludwigsburger Wochenblatt“ vom 27. Februar 1844 hatte die Gemeinde Kleinaspach veröffentlicht, daß sie ein Gemeindebackhaus erstellen will mit einem Gesamtkostenvoranschlag von 649 fl. 34 Krz. Die Abstreichsverhandlung war auf den 5. März 1844 Nachmittags 2 Uhr auf dem Rathaus festgesetzt worden. – Am 10. Mai 1844 theilte Burgstall mit, daß am Mittwoch den 22. d. M. ein Abstreich betreffend Erbauung eines Communbackhauses Nachmittags 1 Uhr stattfindet, wobei sämtliche Arbeiten zur Erbauung im Wege des Abstreichs zu vergeben sind. Kostenvoranschlag: 427 fl. 12 Krz.

Der Bauakkord, der hernach am 1. Februar 1844 von der Gemeinde für ein Backhaus veröffentlicht wurde, sah an Grabarbeiten 1 fl. 24 Krz. vor, an Maurer-Arbeit: 303 fl. 50 Krz., an Steinhauer-Arbeit: 26 fl. 4 Krz., an Zimmer-Arbeit: 59 fl. 26 Krz., an Schreiner-Arbeit: 8 fl. 40 Krz., an Glaser-Arbeit: 7 fl. 20 Krz., an Schlosser-Arbeit: 18 fl. 56 Krz. „Zu dieser Verhandlung ist am Samstag 5. Februar d. J. Mittags 12 Uhr bestimmt, wozu die akkordlustigen Handwerksleute mit ihren erforderlichen Zeugnissen über Tüchtigkeit und Vermögen versehen, auf obige Zeit in das hiesige Rathaus eingeladen werden. Den 24. Januar 1844. Gemeinderat.“

Auch in der Landeshauptstadt gab es bereits 1846 einen Gemeindebackofen, wie aus folgender Meldung hervorgeht: „Stuttgart, den 1. November. In dem im Spital errichteten Gemeinde-Backofen sind kürzlich Backproben vorgenommen worden, welche ein Resultat ergaben, das leicht zu einer Abänderung der Normen führen dürfte, nach welchen die Brodtaxe regulirt werden. Es sollen diese Proben indeß noch zuvor im Großen angestellt werden und alsdann als Anhaltspunkt dienen. Es wurde nämlich ein Scheffel Dinkel gemahlen und zu Brod verbacken. Man verwendete dazu, mit Ausnahme der Kleie, Alles, auch das sonst zur Viehfütterung bestimmte Nachmehl, sowie das von den Bäckern zum feinen Backwerk gebrauchte feine Mehl. Nach genauer Berechnung aller Unkosten kamen 6 Pfund sehr schmackhaften und gesalzenen Schwarzbrodes auf 22 $\frac{1}{2}$ Kr. zu stehen, während die Taxe auf 26 Kr. steht. Ebenso ergab sich ein anderes Verhältnis im Mehlbedarf, als bisher bei der Bestimmung der Brodtaxe; hier aber erhielt man von 4 Pfund Mehl 6 Pfund Brod; was ein sehr erheblicher Unterschied ist. (N. T.)“

Am 30. Januar 1848 berichtete das Ludwigsburger Tagblatt: „Ludwigsburg. (Errichtung eines Gemeinde-Backofens). Dieser Gegenstand ist in letzter Zeit im Stadtrath zur Sprache gekommen, und neben der Geneigtheit zu einem solchen Unternehmen haben sich auch Bedenken geäußert, ob in der

Stadt, wo der größere Theil der bürgerlichen Einwohner aus Gewerbetreibenden besteht, der gehoffte Vortheil durch Selbstbäckerei gewährt werde und eine solche Theilnahme nicht nur für den Anfang, sondern nachhaltig in Aussicht stehe, daß die Errichtung eines Gemeindebackofens als wirkliches Bedürfnis einer großen Zahl hiesiger Einwohner erscheine und nicht ein baldiges Abnehmen oder Wiederaufhören der Benützung eines Gemeindebackofens wirklichen Vortheil gewährt. Der Stadtrath wünscht nun die Ansicht der Einwohnerschaft hierüber zu vernehmen und ladet daher Alle, welche sich für diese Sache interessiren und die Errichtung eines Gemeindebackofens wünschen, zu einer dießfallsigen Besprechung auf Montag, den 7. Februar 1848 morgens 11 Uhr, auf das Rathaus ein. Den 29. Januar 1848. Stadtrath Bunz.“ Aller Vermutung nach war diese Versammlung erfolglos verlaufen, denn kein Bericht darüber wurde in den folgenden Nummern des Ludwigsburger Tagblatts veröffentlicht.

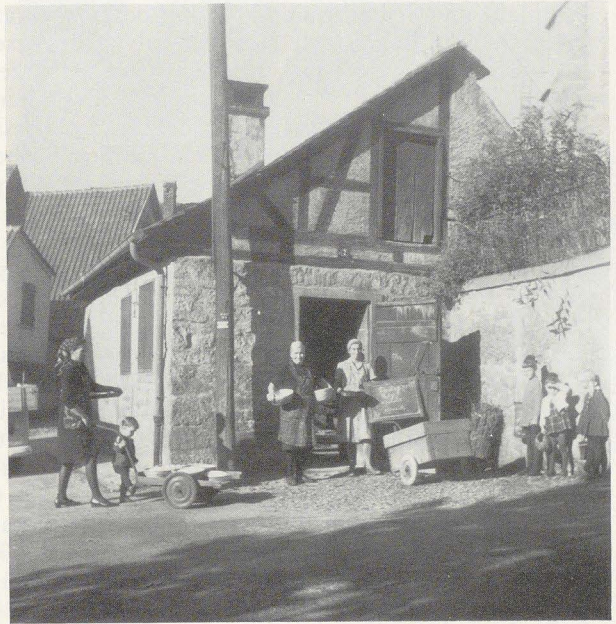
Auffallend ist bei manchen dieser Bauvorhaben, daß die Einrichtung einer Obstdörre mit dem Bau eines Gemeindebackhauses verbunden war. Bereits im Ludwigsburger Wochenblatt vom Mittwoch den 23. Juni 1847 hatte Stadtrath Bunz mit Datum vom 21. Juni 1847 die Obstdörren betreffend folgende Anzeige veröffentlicht: „Der schwäbische Merkur hat kürzlich die Vortheile des Obstdörrens in einem so gesegneten Obstjahr, wie in Aussicht steht, erwähnt, und bei einer Besprechung hierüber im Stadtrath ist namentlich ausgehoben worden, wie zweckmäßig und auch den Unternehmern nutzbringend es wäre, wenn an geeigneten Plätzen einige Obstdörren errichtet würden – und wird nun dieser allgemeinen Beachtung empfohlen.“

Die Oberamtsstadt Besigheim hatte schon früher den Bau von Backhäusern in Angriff genommen, noch bevor das Oberamt Ludwigsburg sich mit dieser Sache befaßt hatte. So lesen wir im Stadtratsprotokoll vom 4. November 1826: Der Herr Baurath Gros übergibt einen Riß und Überschlag über das Backhaus, welches auf den Pantrisenischen Garten zu stehen kommt. Nach dem Überschlag wurde das ganze Backhaus exclusiv des Platzes und des eisernen Ofenhalters auf 475 fl. 20 Kr. berechnet. Der Stadtrath hat nach der Ansicht des Herrn Baurathes sich entschlossen, die Arbeit im Accord ohne Abstrich an einen . . . tüchtigen Meister wegzugeben. Als Bedingungen wurden aufgestellt:

1. Der Entreprenneur hat für die äußere Einrichtung und das Kaminschos 6 Jahre lang und bey den Backofen dafür zu garantiren, daß sie gut ziehen, widrigenfalls die Arbeit neu gemacht werden müßte, nöthigenfalls auch ein anderer tüchtiger Meister auf seine Kosten.
2. Die Arbeit muß in 4 Wochen fix und fertig gestellt werden.
3. Der Accord geht nach Pro Zenten Nachgewicht und Nachzählung und wird alles auf urkundliche Nachmeßung mit der Bestimmung ausgesetzt, daß für das, was nicht im Überschlag enthalten ist, nichts bezahlt wird. Ist eine weitere Einrichtung als der Überschlag enthält, nöthig, so darf diß nur mit und nach Anweisung der Aufsichtsbehörden nach den Accordpreisen und der Bestimmung der Preise des Baumeisters geschehen.
4. Wenn ein Gesamtaccord zu Stande kommt, so hat der Entreprenneur nur solche sup Entreprenneur anzunehmen, die der Aufsichtsbehörde genehm sind. Nach dem Überschlag beträgt die Maurer-Arbeit 323 fl. 27 Kr., Zimmer-Arbeit 5 fl. 53 Kr., Schlosser-Arbeit 27 fl. 8 Kr., Glaser-Arbeit 8 fl. 45 Kr. Die Mehrkosten sind hälftig von den Entreprenneurs zu bezahlen. Die hiesigen Handwerksleute, Steinhauer Mack, Zimmermann Ernst Frank, Schlosser Brettschneider, Glaser Melchior wollen auf Zuspruch 10% Abzug sich ge-

fallen lassen, und den Accord übernehmen. Mack versteht sich auch zur Übernahme der Schreinerarbeit, um diesen Abzug. Der Herr Baurath Gros versichert, daß um diesen Abzug der Accord beiderseits billig und recht sey. Beschluß: Den Accord diesen Handwerksleuten zuzuschlagen, ihnen aber dabei zu eröffnen, daß ganz solide Arbeit erwartet und bey geringster minder guter Arbeit oder Material Ausschuß oder verhältnismäßiger Abzug am Accord erfolgen werde, den sie sich ohne alle Widerrede und Klage gefallen lassen müssen.

Auf Vorlesen: Mack, Frank, Brettschneider, Melchior.“ – Besigheim hatte aber in der Folgezeit noch weitere Backhäuser wie das Torbachhaus erstellt, es würde jedoch an dieser Stelle zu weit führen, näher noch darauf einzugehen. Nur soll die Backordnung aus den ersten Jahren der Benützung dieser Backhäuser hier angeführt sein:



Backhaus in Tamm

„Backhaus Bedienung“

Aufseher H. Stadtrath Schrempf, Wöhrle

1. Bakerlohn wird von jeder Baket Ein Kreuzer sogleich beym Entrit ins Bakhaus bezahlt.
2. Jeder, welcher ins Bakhaus eintrit, muß sich gleich beim Eintritte in dasselbe überzeugen, ob nichts an Fenstern, Leibschiesern, Kruken etc. fehlt und wenn er etwas entdekt, diß dem Pächter anzuzeigen, widrigenfalls er sonst als der Thäter insolange angesehen wird und den Schaden zu ersetzen hat, bis er den wahren Thäter entdekt.

3. Der Schlüssel zum Bakhaus ist sogleich nach beendigtem Gebrauch dem Pächter wiederzuzustellen, nicht dem Nachfolgenden.
4. Zum Baken wird man zugelassen, in der Ordnung in der man sich meldet. Vorausbestellungen auf längere Zeit als 3 Tage dürfen nicht angenommen werden (Zusatz von 1848 II§357).
5. Im Bakhaus muß es stets reinlich seyn. Wer Unreinlichkeit zurukläst, auf dessen Kosten wird sie beseitigt werden. Wer beim Eintrit ins Bakhaus Unreinlichkeit bemerkt und nicht anzeigt, der wird selbst als Ursächer angesehen.
6. Wer innerhalb einer Stunde, wo die Reihe ihn trifft, den Ofen nicht anzündet, der verliert seinen Vorrang. Über 3 Stunden darf, wenn Nachfolger da sind, der Ofen, vom Anzünden an gerechnet, nicht benützt werden.
7. Kinder müssen vom Bakhaus entfernt bleiben.
8. Asche und glühende Kohlen müssen im Bakhaus zurückgelassen werden.
9. Im Sommer muß Morgens wenigstens um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr im Frühjahr und Spätjahr um 5 Uhr mit dem Baken angefangen werden, wenn mehrere zum Baken sich gemeldet haben für diesen Tag.
(Mit Einführung der Markwährung wurde der Bakerlohn auf 5 Pfennig festgesetzt.)

Besigheim, Stadtarchiv: 514/9386

Am 11. November 1879 hatte sich der Stadtrat in Besigheim mit einem Schreiben vom Oberamt zu befassen, und das Protokoll berichtete unter anderem: „Das K. Oberamt teilt eine Beschwerde-Eingabe des größeren Theils der Einwohner vom Husarenhof um Äußerung mit, wonach dieselben verlangen, daß das auf dem Hof stehende Backhaus, welches am Zusammenfallen ist, auf Gemeinde Rechnung hergestellt werde. Was die Frage betrifft, ob für die Gemeinde eine Verbindlichkeit bestehe, so muß solche verneint werden,“ und weiter heißt es dann: „Ebensowenig ist die Gemeinde verpflichtet, ein besonderes Backhaus für die Hofbewohner zu bauen, da dieselben nach bestehendem Herkommen hiefür selbst zu sorgen haben. Gleichwohl wurde durch Beschluß der Gemeinde Collegien vom 10. Januar 1878 ein Beitrag zur Herstellung des Backhauses aus Billigkeitsgründen in Aussicht gestellt und dabei verlangt, daß die Hofbauern einen Kostenüberschlag vorzulegen und den Nachweis beizubringen haben, daß sämtliche Hofgutsbesitzer sich verbindlich machen, die Kosten der Herstellung nach Abzug der Beiträge zu tragen und das Backhaus zu erhalten und zu unterhalten . . .“ Am 15. Februar 1880 wurde dann im Stadtrat bekanntgegeben, daß 4 Hofbauern sich nicht am Neubau beteiligen wollten, dagegen 7 am 12. Februar Zeichnung und Überschlag über ein neues Backhaus übergeben und in einer Urkunde vom gleichen Tage sich verbindlich gemacht, die Baukosten gemeinschaftlich zu bezahlen und das Backhaus als ihr Eigentum auf ihre Kosten zu erhalten und zu unterhalten, dabei baten dieselben um einen Beitrag von 200 Mark aus der Stadtpflege. Von beiden Collegien wurde nun beschlossen: „Den 7 Hofbauern zum Bau eines neuen Backhauses, welches nach Zeichnung und dem Überschlag herzustellen ist, einen Beitrag von 200 Mark unter der von ihnen übernommenen Unterhaltungspflicht aus der Stadtpflege unter der weiteren Bedingung zu verwilligen, daß den übrigen jetzigen und künftigen Hofbauern das Mitbenutzungsrecht des neuen Backhauses in dem Falle zustehen solle, wenn jeder Neukommende die auf ihn nach der Kopffzahl entfallende Rate der Baukosten den Bauenden oder ihren Rechtsnachfolgern ersetzt, zu welchem Behuf nach vollendetem Bau ein Verzeichnis der entstandenen Baukosten vorzulegen ist.“

Daß der Betrieb in einem Backhaus auch eine bestimmte Ordnung verlangte und voraussetzte, ist Bedürfnis, weshalb abschließend noch der Pachtvertrag der Gemeinde B e n n i n g e n aus dem Jahre 1859 veröffentlicht wird, verhandelt am 1. Juli 1859: „Da die Einjährige Pachtzeit der Wasch- und beiden Backhäußer, am 1ten Juli zu Ende geht, so hat man heute wieder eine neue Verpachtung, nach vorangegangener öffentlicher Bekanntmachung vorzunehmen bestimmt. Den erschienenen Pachtliebhabern, wurden sofort folgende Bedingungen eröffnet:



Vor dem Backhaus
in Tamm

1. Die Pachtzeit dauert 1 Jahr vom 1. Juli 1859 bis 30. Juni 1860.
2. Am Pachtgeld muß alle 1/4 tel Jahr eine Abschlagszahlung entrichtet werden, so daß im letzten 1/4 Jahr, auch die letzte Bezahlung erfolgt.
3. Das Bestandsgeld von den Backhausböden, muß sogleich bezahlt werden.
4. Die Pächter haben darüber zu wachen, daß im Innern der Gebäude keine Muthwilligen Beschädigungen angerichtet werden, sie sind hiefür Verantwortlich, werden Fenster zerbrochen, Füße an Tisch und Schranken abgebrannt, oder beschädigt, so haben die Pächter, die Reparationskosten, wenn sie die Beschädiger nicht nahmhaft machen können, selbst zu bezahlen, überhaupt wird wegen dieser Muthwilligen Beschädigung, in Beziehung auf die Kosten der Regres, an die Pächter genommen, was sich dieselben genau zu merken haben.
5. Ohne Obrigkeitliches Vorwissen, darf im Innern der Gebäude, noch an Gegenständen, irgend eine Reparation vorgenommen werden, handeln die Pächter dagegen, so haben sie, die dadurch entstehenden Folgen, lediglich sich selbst zuzuschreiben.

6. Unerläßliche Bedingung ist, daß von den Pächtern, auf Reinlichkeit – sowohl vor den Backhäusern, als auch in denselben gehalten werde. Demgemäß sind von Zeit zu Zeit, die Fenster zu putzen, Tische, Bänke, Schranken sind stets rein zu halten, und mindestens alle 8 Tage muß der Boden sauber geputzt werden. Unvermuthete Visitationen werden nicht ausbleiben, und je nach Erfund derselben, wird man gegen den Pächter strafend einschreiten.
7. Die Backhaustäfelchen sind stets auszuhängen. Unterlassung zieht Strafe nach sich.
8. Ledigen Leuten darf zu keiner Zeit, der Aufenthalt in den Wasch- oder Backhäusern gestattet werden.
9. Das Backen darf nicht länger, als 4 Tage voraus bestellt werden, als Regel ist fest zu halten, daß das Backen, nur nach der Zeit der Anmeldung zugelassen ist, die Rangordnung entscheidet, also stets nach der Zeit der Anmeldung, und jeder Backende ist und bleibt an diese Rangordnung gehalten, und dürfen in keinem Falle später angemeldete, den zuerst angemeldeten vorgeschoben werden. Der Backhausbeständer ist ermächtigt, und befugt, denjenigen, der von seiner Rangordnung abweicht, oder keinen Gebrauch davon macht, inner den nechsten 4 Tage, zum Backen nicht mehr zuzulassen, jede Nichtbeachtung dieser Vorschrift, zieht für den betreffenden Backhausbeständer eine Rüge nach sich.
10. An Sonntägen darf unter keinen Umständen, das Backen nach 6 Uhr morgens zugelassen werden, nicht Beachtung dieser Vorschrift wird mit Strafe gegen die betreffenden Backhausbeständer gerügt, überhaupt hat er darauf zu sehen, daß an jenem Tage, das Backen so beschleunigt wird, daß das Backhaus in der 6 ten Frühstunde abgeschlossen wird, auch ist dann, an demselben Tag nach 6 Uhr der Zutritt in dasselbe niemand mehr zugestatten.
11. Wie bisher wird auch fortan, jedem zu Backen, eine Zeit von 3 Stunden gelassen, jeder der länger damit zubringt, und den Nachfolger zu seinem Schaden, hin- oder aufhält, hat der Backhausmeister zur Anzeige zu bringen, damit alsdann gegen den Säumigen, Strafe erkannt werden kann, in dieser Richtung wird daher, eine öffentliche Bekanntmachung ergehen.
12. Zur Kirchweihzeit, darf zwar von denen, die sich der Backhäuser zum Kuchenbacken bedienen, ein sogenanntes Backerlohn eingezogen werden, jedoch darf von den einzelnen Persohnen, die Gebühr nicht weiter als 2 Krz. betragen.
13. Da der in des Schullehrers Wohnung eingerichtet gewessene Backofen durch die vorgenommene Hauptreparation entfernt worden ist, so hat der Pächter in dem obern Backhaus dem Schulmeister unentgeltlich das Brod Backen zu gestatten, ohne daß er etwas davon zu entrichten hätte. Auch hat der Pächter des oberen Backhausbodens, dem Schulmeister das Obstdörren zu gestatten. Außer dem hat er, beym backen, zur Kirchweihzeit, jedesmal den 1 ten Vorrang.
14. Die Ziegel und Schindel Reparation auf den Backhäusern haben die Pächter zu leiden. Gemeinderäthliche Genehmigung der Pachtverhandlung wird sich vorbehalten . . .“

Für das obere Backhaus wurden bei dieser Verpachtung 11 fl. 3 Krz. erzielt, für den Backhausboden 12 Krz., für das untere Backhaus 13 fl. und für den Backhausboden 12 Kreuzer, für das Waschhaus 2 fl.

Anhang

Aufstreichverordnung das Backhaus betreffend 1847

Asperg, Geschehen am 29. Juny 1847. Nach gehöriger Bekanntmachung wurde heute, das der Commun zustehende Backhaus, unter folgenden Conditionen im Wege des Aufstreichs wieder in Bestand gegeben.

1. dauert der Bestand vom 1. July 1847/48.
2. Hat der Beständer die nöthige Ordnung im Backhaus, und deshalb ein Verzeichniß zu führen, nach dem er unpartheiisch, sowohl Tags als Nacht jedem Anmeldenden, nach der Anmeldung 3 Stunden Backzeit zuzuscheiden hat.
3. Ist der Pächter verbunden, die möglichste Reinlichkeit im Backhaus selbst zu erhalten, und hat deshalb Boden, Tafel, Fenster, Thüren selbst zu reinigen, so oft solches nöthig ist.
4. Wer aus Unachtsamkeit oder gar aus Muthwillen am Gebäude etwas ruinirt, ist sogleich zur Herstellung anzuhalten, und im Weigerungsfalle anzuzeigen.
5. Hat der Beständer Kohlen und Asche von jedem Backenden zu beziehen, sie müssen aber immer sogleich aus dem Backhaus geschafft werden, sodann 1 Kreuzer an Geld. Die Gebühr ist beim Anmelden zu bezahlen.
6. Ohne Anmeldung beim Beständer darf niemand das Backhaus benützen.
7. Ist der Bestand 1/4 jährlich zu bezahlen. Den Boden auf dem Backhaus darf der Beständer benützen, aber keine feuerfangenden Sachen, wie z. B. Asche, Kohlen, Heu, Stroh, Hanf, Werg pp darauf gebracht werden, und in den Backöfen nur dörren, darf weder vom Beständer noch von andern Persohnen Holz, Flachs, Hanf gedörrt werden.
8. Die Bäckereigeräthschaften hat der Beständer anzuschaffen und zu unterhalten.
9. Den Kaminfegerlohn hat der Beständer zu bezahlen.
10. Darf der Beständer das Backhaus nicht zum eigenen Gewerbe benützen, und hat daher nicht mehr recht als ein anderer Bürger, auch ohne Erlaubniß eines Backenden nichts zu seinem Vortheil, in dessen Ofen zu backen.
11. Vom Obst, Bohnen pp darf der Beständer die Dörrgebühr beziehen, von 1 Zaine etwa 1 Simri in grünen Zustand angenommen 4-6 Kreuzer und so immer im Verhältniß. Der Beständer ist verbunden, die vollständige Dörrung abzuwarten und hat ein Verzeichniß über die Anmeldung zu führen.
12. Wegen Aufenthalts, wegen etwaiger Ofenreparationen, kann Beständer keine Entschädigung ansprechen.
13. Hat Beständer einen tüchtigen Bürgen und Selbstzähler zu erstellen.
14. Wird kein Nachgebott angenommen, sich aber gemeinderäthlicher Ratification vorbehalten.

Unter diesen Conditionen wird der Bestand angeboten: (keine Angabe verzeichnet!) Es offerirt Eberhard Duß 30 Gulden; weiter schlägt auf Jacob Reichert 7 Gulden; letzter Streich verblieben dem Eberhardt Duß zu 43 Gulden.

Genehmigt durch den Gemeinderath.

Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Landkreis Ludwigsburg

Fortsetzung des Schrifttums in Ludwigsburger Geschichtsblätter 28 (1976) 150–183.
Zusammengestellt von Günter Stegmaier.

Allgemeine Vorbemerkung: Die Berichtszeit schließt an das letzte Verzeichnis an und endet am 31. August 1977. Nachträge von Titeln, die in früheren Verzeichnissen keine Berücksichtigung gefunden haben, werden laufend aufgenommen. Vollständigkeit wird angestrebt, kann jedoch selten erreicht werden. Der Bibliograph ist deshalb für jeden Hinweis auf Lücken oder Berichtigung falscher Zitierungen dankbar. Abkürzungen ersehe man aus Heft 22 (1970) Seite 111 dieser Geschichtsblätter.

Allgemeines

Bibliographie

- 1 Stegmaier, Günter: Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Landkreis Ludwigsburg (Fortsetzung). In: Lbg. Gbl. 28 (1976). S. 150–153.

Allgemeine Landeskunde

- 2 Der Landkreis Ludwigsburg. Bilanz der Jahre 1975–1976. Ludwigsburg: Landratsamt [1977]. 84 S.
S. a. Nr. 85 (Marbach, Wanderführer).

Landesplanung

- 3 Nester, Otto: Regionalplanung im Mittleren Neckarraum. Ein Beispiel aus der Zeit vor dem 2. Weltkrieg und deren Entwicklung nach 1956. In: HgW. 27 (1976) 7/8. S. 17–18; 9/10. S. 27–28.

Naturkunde

- 4 Kunze, Martin: Die Häufigkeit epiphytischer Flechten in Abhängigkeit von Gelände, Gestalt, Niederschlag und SO₂-Immission im Gebiet Ludwigsburg–Marbach am Neckar. In: Veröffentl. Naturschutz Landschaftspflege Baden-Württemberg 43 (1975). S. 69–87.
S. a. Nr. 31 (Bottwartal), 36 (Asperg, Geländebeobachtung), 89 (Steinheim an d. Murr, Fossilfundstätte).

Archäologie

S. Nr. 39 (Bönningheim, röm. Funde), 44 (Ditzingen-Hirschlanden, hallstattzeitl. Kriegerstelle), 64 Hemmingen, alemann. Gräberfeld), 87 (Marbach, röm. Brückenbau), 93, 94 (Oberriexingen, röm. Weinkeller), 96 (Pleidelsheim, frühmittelalter. Gräberfeld).

Allgemeine Geschichte

S. Nr. 33 (Zabergäu 1693), 49 (Eberdingen-Hochdorf), 51 (Gemrigheim), 88 (Marbach-Rielingshausen, Lorscher Urkunde), 97 (Schwieberdingen, fürstl. Residenz).

Archivkunde

S. Nr. 57 (Gerlingen, Stadtarchiv).

Wappenkunde

S. Nr. 45 (Schöckingen), 102 (Höpfigheim).

Siedlungsgeschichte

S. Nr. 34 (Wüstung WeiHINGEN), 51 (Ditzingen, Flurgeschichte), 53 (Ditzingen-Hirschlanden, Markungsgeschichte).

Bevölkerung

S. Nr. 52 (Gerlingen, Adreßbuch), 115 (Auswanderung), 116 (Maier-Crusani, Familie).

Recht und Verwaltung

Grenzsteine – Zeichen der Rechtsgeschichte:

- 5 Gaisberg-Schöckingen, Friedrich von: Waldgrenzsteine im Schöckinger Hühnerwald.
- 6 Beuttner, Ewald: Vorbildliche Rettung eines alten Marksteins [Betr.: NeckarweiHINGEN, Poppenweiler, Marbach].
In: HgW. 27 (1976) 1/2/3. S. 4–6.
- 7 Landkreis Ludwigsburg. Haushaltssatzung und Haushaltsplan für Haushaltsjahr . . . Ludwigsburg 1973–1977.
S. a. Nr. 45 (Schöckingen, Grenzstein), 54 (Gerlingen, Verwaltungsreform).

Wehrwesen

S. Nr. 33 (Zabergäu, Heerlager 1693), 73 (Ludwigsburg, Garnison).

Feuerwehrwesen

S. Nr. 46 (Eberdingen), 82 (Ludwigsburg-Ossweil), 89 (Markgröningen-Schönbühlhof), 90 (Möglingen), 98 (Sersheim).

Wirtschaft und Verkehr

S. Nr. 32 (Zabergäu, Postwesen), 42 (Ditzingen-Heimerdingen, Genossenschaftsbank), 53 (Gerlingen, Firma DEVELOP), 72 (Ludwigsburg, Wirtschaftsfunktion), 71, 74 (Ludwigsburg, Porzellanmanufaktur), 83 (Ludwigsburg-Pflugfelden, Bank), 86 (Marbach, Winzergenossenschaft), 87 (Marbach, Straßen und Brücken).

Kirchengeschichte

S. Nr. 40 (Bönnigheim, Barfüßerkloster), 60 (Großbottwar, abgeg. Kirchen), 95 (Oberstenfeld, Reichsstift), 105 (Vaihingen an d. Enz, Propstei Kirbach), 113 (Flatlich, Johann Friedrich), 116 (Maier-Crusani, Familie).

Schulgeschichte

S. Nr. 61 (Großbottwar), 64 (Hemmingen, Vorschule), 77a (Didaktik), 78 (Ludwigsburg, Bildungszentrum).

Kultur- und Geistesleben

S. Nr. 69 (Kornwestheim), 67 (Kornthal, Ausstellung Max Ackermann), 79 (Ludwigsburg, Mozart), 100 (Steinheim an d. Murr, Erwachsenenbildung).

Kunst- und Baudenkmäler

Kulturgeschichtliche Denkmäler des Kreises Ludwigsburg. 1–22 (wird fortgesetzt).
HgW. 26 (1975) 9/10/11 – 28 (1977) 7/8.

- 9 1. Kraus, Werner: Das Schafhofherrenhaus in Kornwestheim. In: HgW. 26 (1975) 9/10/11. S. 30–31.
- 10 2. Otto, Markus: Die Pfarrkirche St. Fabian und St. Sebastian in Großsachsenheim. In: HgW. 26 (1975) 9/10/11. S. 31–32.
- 11 3. Otto, Markus: Die Pfarrkirche Zu Unserer Lieben Frau in Kleinsachsenheim. In: HgW. 26 (1975) 12. S. 38–39.
- 12 4. Otto, Markus: Die Pfarrkirche Zu Unserer Lieben Frau in Ochsenbach. In: HgW. 26 (1975) 12. S. 39.
- 13 5. Otto, Markus: Die Pfarrkirche St. Remigius in Häfnerhaslach. In: HgW. 26 (1975) 12. S. 40.
- 14 6. Melchior, Wilfried: Hohenhaslach, Gem. Sachsenheim. In: HgW. 27 (1976) 1/2/3. S. 7.
- 15 7. Kraus, Werner: Die Burgruine Altsachsenheim („Äußere Burg“, der Egartenhof und der Wartturm („Türmle“). In: HgW. 27 (1977) 1/2/3. S. 8.
- 16 8. Otto, Markus: Die Pfarrkirche St. Georg zu Hohenhaslach. In: HgW. 27 (1976) 4/5/6. S. 14–15.
- 17 9. Otto, Markus: Die evangelische Pfarrkirche St. Martin zu Neckargröningen. In: HgW. 27 (1976) 4/5/6. S. 16–16.
- 18 10. Otto, Markus: Die Pfarrkirche St. Margaretha zu Aldingen am Neckar. In: HgW. 4/5/6. S. 16.
- 19 11. Otto, Markus: Die historischen Bauten von Hochdorf/Neckar. In: HgW. 27 (1976) 7/8. S. 23–24.
- 20 12. Otto, Markus: Die evang. Pfarrkirche St. Michael und St. Sebastian zu Neckar-rem. In: HgW. 27 (1976) 9/10. S. 31.
- 21 13. Melchior, Wilfried: Ochsenbach. Gemeinde Sachsenheim. In: HgW. 27 (1976) 9/10. S. 32.
- 22 14. Kraus, Werner: Der Profanbau in Kleinsachsenheim. In: HgW. 27 (1976) 11/12. S. 39–40.
- 23 15. Kraus, Werner: Das ehemalige Wasserschloß in Großsachsenheim und andere sehenswürdige Profanbauten. In: HgW. 28 (1977) 1/2/3. S. 7–8.
- 24 16. Otto, Markus: Die evangelische Pfarrkirche in Hochdorf am Neckar. In: HgW. 28 1/2/3. S. 8.
- 25 17. Otto, Markus: Die evangelische Pfarrkirche zu Freudental. In: HgW. 28 (1977) 4/5/6. S. 15.
- 26 18. Otto, Markus: Die evangelische Peterskirche in Löchgau. In: HgW. 28 (1977) 4/5/6. S. 15.
- 27 19. Melchior, Wilfried: Häfnerhaslach, Gemeinde Sachsenheim. In: HgW. 28 (1977) 7/8. S. 21–22.
- 28 20. Otto, Markus: Die evangelische Kirche Affalterbach. In: HgW. 28 (1977) 7/8. S. 22–23.
- 29 21. Melchior, Wilfried: Rechentshofen, Ortsteil Hohenhaslach, Stadt Sachsenheim. In: HgW. 28 (1977) 7/8. S. 23.
- 30 22. Otto, Markus: Die Clemenskirche in Horrheim. In: HgW. 28 (1977) 7/8. S. 23–24. S. a. Nr. 40 (Freiberg-Heutingsheim, Kirchenrenovierung), 76 (Ludwigsburg, Schloß), 97 (Schwieberdingen, fürstl. Residenz); moderne Architektur: Nr. 37, 38 (Bietigheim), 75, 78 (Ludwigsburg), 84 (Ludwigsburg-Wüstenrot) 103 (Tamm).

Vereinswesen

S. Nr. 70 (Fußballverein Löchgau).

Ortsgeschichte

Einzelne Landschaften

Bottwartal

- 31 Weinland, Karl: Die Vorberg-Dreiheit im Bottwartal: Wunnenstein, Forstberg, Köchersberg. In: Jahreshefte f. Naturkde. in Württ. 130 (1975). S. 191–203. S. a. Nr. 85 (Marbach, Wanderführer).

Zabergäu

- 32 Angerbauer, Wolfram: Zur Geschichte des Postwesens im Zabergäu von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert. In: Zeitschr. d. Zabergäuvereins 1976, 4. S. 49–57.
- 33 Aßfahl, Gerhard: Das Heerlager des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden im Zabergäu 1693. In: Zeitschr. d. Zabergäuvereins 1977, 1. S. 13–17.

Einzelne Orte

Affalterbach

- 34 Das Weitfeld. Weihingen (Wihingen) – eine abgegangene Siedlung. In: Unsere Heimat. 1975, 3. S. a. Nr. 28 (Kulturdenkmäler).

Aldingen am Neckar

- 35 Breuning, Arnd: Die Aldinger Zehntscheuer. In: HgW. 28 (1977) 4/5/6. S. 11–12. S. a. Nr. 18 (Kunstdenkmäler).
Ortsteil Neckargröningen
S. Nr. 17 (Kunstdenkmäler).
Ortsteil Neckarrens.
S. Nr. 20 (Kulturdenkmäler).

Asperg

- 36 Bader, Frido J. Walter: Einführung in die Geländebeobachtung. Mit 12 Fig. u. 17 Tab. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1975. [Betr.: Asperg, S. 5–13; Enztalschlingen Mühlacker/Mühlhausen-Vaihingen/Rosswag, S. 13–17.]
S. a. Nr. 77 a (Hohenasperg).

Bietigheim

- 37 Berufschulzentren . . . Bietigheim und Kornwestheim. In: Bauzeitung 109 (1975) 4. S. 41–44.
- 38 Einkaufen leichter gemacht – Kronen-Center Bietigheim. In: Bauzeitung 109 (1975) 9. S. 38–40.

Bönnigheim

- 39 Sartorius, Kurt: Römische Funde in Bönnigheim. In: Zeitschr. d. Zabergäuvereins 1977, 1. S. 6–8.
- 40 Zipperlen, Elisabeth: Das Barfüßerkloster auf dem Frauenberg bei Bönnigheim. In: Schwaben und Franken. 22 (1976) 3. S. 3–4.

Ditzingen

- 41 Müller, Willi: Zur Flurgeschichte der Markung Ditzingen. In: HgW. 28 (1977) 1/2/3. S. 1–3.

Stadtteil Heimerdingen

- 42 75 Jahre Genossenschaftsbank Heimerdingen eGmbH 1899-1974. Heimerdingen: Genossenschaftsbank 1974. 32 S.

Stadtteil Hirschlanden

- 43 Müller, Willi: Die Geschichte einer „nachgeborenen“ Markung. Hirschlanden (Gemeinde). In: HgW. 27 (1976) 4/5/6. S. 12-14; 7/8. S. 21-22.
- 44 Zürn, Hartwig: Die hallstattzeitliche Kriegerstelle von Hirschlanden. In: Ausgrabungen in Deutschland. 1. Mainz 1975. S. 212-220.
S. a. Nr. 108 (Heuglin, Theodor).

Stadtteil Schöckingen

- 45 Gaisberg-Schöckingen, Friedrich von: Das Rätsel eines Wappensteins gelöst. In: HgW. 27 (1976) 7/8. S. 21.
S. a. Nr. 5 (Grenzsteine im Hühnerwald).

Eberdingen

- 46 Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr Eberdingen. Eberdingen: Freiwillige Feuerwehr 1976. 94 S.
- 47 Wißmann, Friedrich: Das Dorf Eberdingen im Strudelbachtal. In: HgW. 27 (1976) 4/5/6. S. 11-12.

Ortsteil Hochdorf

- 48 Hochdorf an der Enz. (Hrsg.: Bürgermeisteramt Hochdorf a. d. Enz) Ludwigsburg: Walter 1974. 9 ungez. Bl.
- 49 Hochdorf an der Enz. Ein historischer Rückblick. Grafenau: Walter 1975. 23 S.

Erdmannhausen

S. Nr. 34 (Wüstung Weihingen)

Freiberg am Neckar

Ortsteil Heutingsheim

- 50 Högner, Anita: Die Heutingsheimer Kirche im neuen Glanz. In: Evang. Gemeindeblatt für Württemberg 70 (1975) 32. S. 12-13.

Freudental

S. Nr. 25 (Kulturdenkmäler).

Gemmrigheim

- 51 Ortschronik Gemmrigheim. Gemmrigheim: Gemmrigheimer Bank 1975. 72 S.

Gerlingen

- 52 Adreßbuch 1977. Gerlingen: Bleicher 1977.
- 53 DEVELOP – Pionier der Bürokopie. In: Adreßbuch 1977. S. 14-15.
- 54 Eberhard, Wilhelm: Gerlingen nach der Verwaltungsreform. Ebda S. 6-7.
- 55 Längst, Oswald: Unsere Schwimmhalle. Ebda S. 9-10.
- 56 Pancratz, Marianne; Schönfelder, Dietrich: Gerlingen – Patenstadt der Ungarndeutschen Landsmannschaft e. V.. Ebda S. 16-17.
- 57 Schaffert, Friedrich: Quellen zur Gerlinger Ortsgeschichte im Stadtarchiv. Ebda S. 18-20.
- 58 Stadtplan Gerlingen. Stuttgart: Stadtvermessungsamt 1977.
- 59 Stützel, Eberhard: Wie entwickelt sich unsere Stadtmitte weiter. In: Adreßbuch 1977. S. 11-13.
S. a. Nr. 125 (Rebmann, Johannes).

Großbottwar

- 60 Neuffer, Heinz: Allerheiligen- und Liebfrauenkirche. Zwei abgegangene Großbottwarer Kirchen. In: HgW. 27 (1976) 7/8. S. 19–20.
- 61 Neuffer, Heinz: Das erste Schulhaus war die Stadtkirche. Zur Geschichte der Großbottwarer Schulen. In: HgW. 27 (1976) 1/2/3. S. 3–4.
- 62 Neuffer, Heinz: 200 Jahre Großbottwarer Rathausuhr. In: HgW. 27 (1976) 11/12. S. 38–39.
S. a. Nr. 111 (Feuerbacher, Mattern), 124 (Plieningen, Dietrich von).

Stadtteil Winzerhausen

- 63 Conrad, Otto; Ziegler, Gerhard: Der Wunnenstein zwischen Ilsfeld und Winzerhausen. Mit einem Beitrag von Eugen Härle. Ludwigsburg: Walter 1974. 31 S. m. Abb. (Walter-Burgenführer. 107.)

Großsachsenheim

s. Sachsenheim, Stadtteil Großsachsenheim.

Häfnerhaslach

s. Sachsenheim, Stadtteil Häfnerhaslach.

Heimerdingen

s. Ditzingen, Stadtteil Heimerdingen.

Hemmingen

- 64 Auf dem Weg zur Vorschule: Vier-Gruppen-Kindergarten Hemmingen. In: Bauzeitung 109 (1975) 3. S. 33.
- 65 Müller, Hermann Friedrich: Das alemannische Gräberfeld von Hemmingen. Stuttgart: Müller & Gräff 1976. 159 S., 24 Taf. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. 7.)
- 66 Wegweiser durch unsere Gemeinde Hemmingen. Hemmingen: Bürgermeisteramt 1973. 32 S.

Heutingsheim

s. Freiberg am Neckar, Stadtteil Heutingsheim.

Hirschlanden

s. Ditzingen, Stadtteil Hirschlanden.

Hochdorf an der Enz

s. Eberdingen, Ortsteil Hochdorf.

Hochdorf am Neckar

S. Nr. 19, 24 (Kulturdenkmäler).

Höfigheim

s. Steinheim an der Murr.

Hoheneck

s. Ludwigsburg, Stadtteil Hoheneck.

Hohenhaslach

s. Sachsenheim, Stadtteil Hohenhaslach.

Horrheim

s. Vaihingen an der Enz.

Kirbach, Propstei,

s. Vaihingen an der Enz.

Kleinsachsenheim

s. Sachsenheim, Stadtteil Kleinsachsenheim.

Korntal

s. Korntal-Münchingen, Stadtteil Korntal.

Korntal-Münchingen

Stadtteil Korntal

- 67 Wirth, Günther: Eine Fülle von Bilderfindungen. Die Ausstellungen Max Ackermans in Korntal und Stuttgart. In: Stuttgarter Zeitung vom 14. 11. 1975. S. 34. S. a. Nr. 110 (Daur, Rudolf).

Stadtteil Münchingen

- 68 Hallenbad Münchingen. Münchingen 1976. 8 ungez. B. S. a. Nr. 112 (Flattich, Johann Friedrich).

Kornwestheim

- 69 Kölmel, Dieter: Eine kulturelle Bestandsaufnahme in Württemberg: Heute Kornwestheim. Jeder ist sein eigener Fürst. In: Stuttgarter Nachrichten vom 13. 2. 1975. S. a. Nr. 9 (Kulturdenkmäler), 37 (Berufsschulzentrum).

Löchgau

- 70 30 Jahre, 1946–1976, Fußballverein Löchgau e.V. Turniere und Sportwoche vom 5.–13. Juni 1976. Löchgau: Fußballverein 1976. 28 S. S. a. Nr. 26 (Kulturdenkmäler).

Ludwigsburg

- 71 Hacht, Heinrich von: Porzellan-Manufaktur Ludwigsburg – heute. In: Mittlerer Neckar 1976, 12. S. 15–17.
- 72 Heinen-Tenrich, Jürgen: Die Entwicklung Ludwigsburgs zur multifunktionalen Mittelstadt: (1860–1914); ein Beitr. zur Untes. d. Wandels d. Stadt im 19. Jahrh. Stuttgart: Kohlhammer 1976. XIV, 102 [32] S.: Ill., graph. Darst., Kt. (Veröffentl. d. Kommission f. Geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen; Bd. 79.) Zugl.: Tübingen, Univ. Fachber. Geschichte, Diss. 1977.
- 73 Kohler, Egbert: Raumwirksamkeit des Staates – Dargest. am Beispiel von Garnisonen. In: Beitr. z. Landeskde. Südwestdeutschlands. Stuttgart 1976. [Betr.: Ludwigsburg, S. 44–53.]
- 74 Maier, Karl: Die „Herzogl. ächte Porcellaine-Fabrique“. In: Mittlerer Neckar 1976, 12.
- 75 Marstall-Center – Die Einkaufsburg. In: Bauzeitung 109 (1975) 9. S. 40–42.
- 76 Merten, Klaus: Le château des Ludwigsburg. (Ed. par le Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart. Trad. par Detlef Bräuninger. Photogr.: Helga Schmidt-Glassner.) München, Berlin: Dt. Kunstverl. 1975. 28 S., 8 Taf. (Châteaux et jardins d'état en Baden-Württemberg.)
- 77 Schmid, Günter: Abschied vom Favoriteschloß. In: Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg. 44/45 (1976). S. 536–539 [Betr.: Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg].

- 77a Seigel, Rudolf: Methodische Probleme eines Unterrichtsganges gezeigt am Beispiel des Ludwigsburger Schlosses und des Hohenasperg. In: Arbeitskrs. f. Landes- u. Ortsgesch. im Verband d. württ. Gesch.- u. Altertumsvereine. Protokoll. 47 (1976). S. 7–15.
- 78 Schulbau. Für kindergerechte Schulen. Bildungszentrum Ludwigsburg. In: Bauzeitung. 110 (1976) 6. S. 51–53.
- 79 Stiefel, Eberhard: Der junge Mozart auf der Reise durch Württemberg. In: Schwäbische Heimat. 28 (1977) 2. S. 149–153 [Betr.: Ludwigsburg].
- 80 Wer durchblickt weiß mehr. Ludwigsburg: Pressereferat der Stadt 1976. 34 S. S. a. Nr. 127, 128 (Sianowiz, Ludovike), 130–132 (Württemberg, Eberhard Ludwig Herzog von).

Stadtteil Hoheneck

- 81 Hoheneck, 50 Jahre Stadtteil in Ludwigsburg. 1926–1976. Ludwigsburg: Hauptamt der Stadt 1976. 44 S.: Abb.

Stadtteil Neckarweihingen

S. Nr. 6 (Grenzstein).

Stadtteil Ossweil

- 82 Freiwillige Feuerwehr Ludwigsburg, Abt. 6. 100 Jahre Feuerwehr in Ossweil. 1876 bis 1976. Ludwigsburg: Walter 1976. 39 S.

Stadtteil Poppenweiler

S. Nr. 6 (Grenzstein).

Stadtteil Pflugfelden

- 83 Wir stellen uns vor. Pflugfelder Bank 1975. 4 ungez. Bl.

Stadtteil Wüstenrot

- 84 Hauptverwaltungsbäude einer Bausparkasse. Zentralverwaltung GdF-Wüstenrot in Ludwigsburg. In: Architektur und Wohnform. 83 (1975). S. 176–179.

Marbach

- 85 Besch, Hans: Marbach, Bottwartal. Begangen und beschrieben . . . Mit einem Geleitwort von Hans Georg Keppler. Stuttgart: Fink 1976. 64 S.: Abb. (Wanderwege der Heimat.)
- 86 25 Jahre Weingärtnergenossenschaft, 80 Jahre Weinbauverein Marbach und Umgebung. Marbach: Weingärtnergenossenschaft 1975.
- 87 Munz, Eugen: Drei Bilder aus vergangenen Zeiten. 1. Wurde die Schweißbrücke einst von römischen Soldaten gebaut? 2. Von alten Straßen und Wegen. 3. Als der Sulzbach noch ein Salzbach war. In: HgW. 28 (1977) 1/2/3. S. 4–6. S. a. Nr. 6 (Grenzstein).

Stadtteil Rielingshausen

- 88 Sauer, Paul: 1200 Jahre Rielingshausen. Eine Urkunde des Klosters Lorsch liegt dem Jubiläum zugrunde. In: HgW. 28 (1977) 7/8. S. 18–20.

Markgröningen

Stadtteil Schönbühlhof

- 89 75 Jahre Freiwillige Feuerwehr Hardt-Schönbühlhof, 21.–24. Juni 1974. Ludwigsburg: Walter 1974. 64 S.

Möglingen

- 90 Müller, Willi: Einer für alle – alle für einen. Zum 100jährigen Jubiläum der Feuerwehr in Möglingen. In: HgW. 26 (1975) 12. S. 37–38.

Münchingen

s. Korntal-Münchingen, Stadtteil Münchingen.

Murratal

- 91 Die Franzosen im Murratal. In: Unsere Heimat. 1975. 1/2.

Neckargröningen

s. Aldingen, Ortsteil Neckargröningen.

Neckarrems

s. Aldingen, Ortsteil Neckarrems.

Neckarweihingen

s. Ludwigsburg, Stadtteil Neckarweihingen.

Oberriexingen

- 92 Erhaltende Stadterneuerung Oberriexingen/Enz. Hrsg.: K. Marzahn. Stuttgart: Landsiedlung Baden-Württemberg 1975. 18 B.: Kt.
- 93 Junghans, Siegfried: Diorama in Oberriexingen. Weinernte in römischer Zeit. Stuttgart: Württ. Landesmuseum 1972. 1 Faltbl. (Röm. Weinkeller Oberriexingen.)
- 94 Römischer Weinkeller Oberriexingen. 1 – Stuttgart: Württ. Landesmuseum 1973.

Oberstenfeld

- 95 Neuffer, Heinz: Das Epitaph der Äbtissin Antonia in der Oberstenfelder Stiftskirche. In: HgW. 28 (1977) 1/2/3. S. 4.

Ochsenbach

s. Sachsenheim, Stadtteil Sachsenheim.

Ossweil

s. Ludwigsburg, Stadtteil Ossweil.

Pleidelsheim

- 96 Christlein, Rainer: Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Ortsgräberfeldes von Pleidelsheim, Kr. Ludwigsburg. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. 4 (1975) 3. S. 101–106.

Pflugfelden

s. Ludwigsburg, Stadtteil Pflugfelden.

Poppenweiler

s. Ludwigsburg, Stadtteil Poppenweiler.

Rielingshausen

s. Marbach, Stadtteil Rielingshausen.

Riet

s. Vaihingen an der Enz, Stadtteil Riet.

Sachsenheim

S. Nr. 15 (Kunstdenkmäler).

Stadtteil Großsachsenheim

S. Nr. 10, 23 (Kunstdenkmäler).

Stadtteil Häfnerhaslach

S. Nr. 13, (Kulturdenkmäler).

Stadtteil Hohenhaslach

S. Nr. 14, (Kunstdenkmäler), 113 (Hauber, David Eberhard).

Stadtteil Kleinsachsenheim

S. Nr. 11, 22 (Kunstdenkmäler).

Stadtteil Ochsenbach

S. Nr. 12, 21 (Kulturdenkmäler).

Schöckingen

s. Ditzingen, Stadtteil Schöckingen.

Schönbühlhof

s. Markgröningen, Stadtteil Schönbühlhof.

Schwieberdingen

- 97 Müller, Willi: Schwieberdingen als zeitweilige fürstliche Residenz. In: HgW. 28 (1977) 7/8. S. 20–21.

Sersheim

- 98 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Sersheim. Kreisfeuerwehrtag 1970, 25.–29. Juni 1970. Sersheim: Freiwillige Feuerwehr 1970. 56. S.
S. a. Nr. 115 (Lutz, Familie).

Steinheim an der Murr

- 99 Adam, Karl Dietrich: Steinheim an der Murr – eine Fossilfundstätte von Weltrang. In: Kosmos 79 (1976) 10. S. 411–419.
- 100 Erwachsenenbildung der Wirtschaft. Haus Steinheim. Stuttgart: Verb. d. Metallindustrie Baden-Württemberg 1976. 19 S. (Schriftenreihe d. Verb. der Metallindustrie Baden-Württemberg Stuttgart. 9.)
S. a. Nr. 126 (Reinhardt, Johann Jakob).

Stadtteil Höpfigheim

- 101 Bolay, Theodor: Höpfigheim am Anfang des 19. Jahrhunderts. In: HgW. 28 (1977) 4/5/6. S. 14.
- 102 Dietl, Hans: Wappen in Höpfigheim. In: HgW. 28 (1977) 4/5/6. S. 13.

Tamm

- 103 Breuningerland – Schlaraffenland. In: Bauzeitung 109 (1975) 9. S. 47–48.
- 104 Einkaufserleben – kulinarisch gewürzt. Betrachtungen über das Einkaufszentrum „Breuningerland“. In: Architektur und Wohnform 83 (1975) 6. S. 426–429.

Vaihingen an der Enz

- 105 Assfahl, Gerhard: Die Odenheimer Propstei Kirbach [Kirbachhof]. In: Jahrbuch f. Schwäbisch-Fränkische Geschichte. 28 (1976). S. 225–234.
- 106 Burkhardt, Fritz: Vaihingen an der Enz in alten Ansichtskarten. Zaltbommel/Niederlande: Europäische Bibliothek 1977. 76 S.
- 107 Schmidt, Ernst Eberhard: Zur Geschichte des Vaihinger Löwenpokals. In: HgW. 27 (1976) 4/5/6. S. 9–10.
- 108 Stadtkernerneuerung Vaihingen a. d. Enz. Vorberatende Untersuchung. Teilgebiete Marktgasse und Am Pulverturm. Projektleitung: August Gustke [u. a.]. Stuttgart: Kommunalentwicklung Baden-Württemberg 1975. 111 S.

Stadtteil Horrheim

S. Nr. 30 (Kulturdenkmäler).

Stadtteil Riet

- 109 Wißmann, Friedrich: Riet im Strudelbachtal. In: HgW28 (1977) 1/2/3. S. 6–7.

Weihingen, Wüstung,

s. Affalterbach.

Winzerhausen

s. Großbottwar, Stadtteil Winzerhausen.

Wüstenrot

s. Ludwigsburg, Stadtteil Wüstenrot.

Wunnenstein, Burg,

s. Großbottwar, Stadtteil Winzerhausen.

Personengeschichte

Buwinghausen-Wallmerode, Antonia (Johanna Friederica) von

Äbtissin des Reichsstifts von Oberstenfeld, geb. 1657, gest. am 28. 1. 1724 in Oberstenfeld.

S. Nr. 95 (Oberstenfeld, Epitaph der Äbtissin).

Daur, Rudolf

Evang. Pfarrer, geb. am 26. 1. 1892 in Korntal, gest. am 17. 6. 1976 in Stuttgart.

- 110 In memoriam Rudolf Daur. 26. Januar 1892 – 17. Juni 1976. Hrsg. im Auftr. des Bundes der Köngener, des Bundes für Freies Christentum und des Internationalen Versöhnungsbundes, Deutscher Zweig, von Willy Collmer. Stuttgart: Evang. Ver.l.werk 1976. 48 S.

Feuerbacher, Matern

Bauernführer, geb. am 13. 9. 1484/85 in Großbottwar, gest. 1567

- 111 Maurer, Hans-Martin: Wirt aus Großbottwar als Anführer im Bauernkrieg. ein Gedenken an den Aufstand vor 450 Jahren. In: HgW. 26 (1975) 12. S. 33–35.
- Flattich, Johann Friedrich**
 Evang. Pfarrer in Münchingen, Pädagoge, geb. am 5. 10. 1713 in Beihingen, gest. am 1. 6. 1797 in Münchingen.
- 112 Schwarz, Georg: Zwischen Kanzel und Acker. Aus dem Leben des schwäbischen Pfarrers Johann Friedrich Flattich. Mühlacker: Stieglitz-Verl. 1977. 192 S.
- Hauber, David Eberhard**
 Evang. Theologe und Geograph. geb. am 27. 5. 1695 in Hohenhaslach, gest. am 15. 2. 1765 in Kopenhagen.
- 113 Oehme, Ruthardt: Eberhard David Hauber (1695–1765). Ein schwäbisches Gelehrtenleben. Stuttgart: Kohlhammer 1976. VIII, 432 S. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. R. B. Bd. 88.)
- Heuglin, (Martin) Theodor**
 Forschungsreisender, geb. am 20. 3. 1824 in Hirschlanden, gest. am 5. 11. 1876 in Stuttgart.
- 114 Irtenkauf, Wolfgang: Afrika war sein Schicksal. Zum 100. Todestag des Hirschlander Pfarrersohnes Theodor Heuglin. In: HgW. 27 (1976) 9/10. S. 25–26; 11/12. S. 36–37. Auch in: Schwäbische Heimat. 27 (1976) 4. S. 282–288.
- Lutz, Familie**
 In Sersheim ansässig.
- 115 Haase, Kurt: Württemberger als Siedler in Preußisch-Vorpommern. Familie Lutz aus Sersheim war dabei. (Schluß). In: HgW. 26 (1975) 12. S. 36.
- Maier-Crusani, Familie**
- 116 Gaier, Albert: Die Pfarrerdynastie der Maier-Crusani in Alt-Württemberg und Nordbaden, im Kraichgau und Zabergäu. In: Blätter für Württ. Kirchengeschichte. 75 (1975). S. 85–115.
- Mörike, Eduard**
 Dichter, geb. am 8. 9. 1804 in Ludwigsburg, gest. am 4. 6. 1875 in Stuttgart.
- 117 Gabler, August: Eduard Mörike fährt durchs Ries. In: Nordschwaben 3 (1975) 4. S. 181–183.
- 118 Lenz, Hermann: Mörikes Alltag. In: Stuttgarter Leben. 50 (1975) 6. S. 17–19.
- 119 Marquard, Ute Susanne; Lesle, Lutz: Eduard Mörike im Lied. Ein Verz. der Vertonungen von Gedichten zsgest. zum 100. Todestag des Dichters. Hamburg: Hamburger Öffentliche Bücherhallen, Musikbücherei 1976. 63 S.
- 120 Rölleke, Heinz: Eduard Mörike und Walter von der Vogelweide? Zu Mörikes brieflichem Zitat der Volksballade „Halt, Schiffer Halt!“ In: Jahrbuch für Volksliederforschung. 21 (1976). S. 142–147.
- 121 Seeber, Kurt: Eduard Mörike und Justinus Kerner. In: Schwaben und Franken. 21 (1975) 12. S. I–II.
- 122 Wezel, Emil: Von der Wirkung des dichterischen Wortes. Zum 100. Todestag von Eduard Mörike. In: Unsere Heimat. 1975, 4.

Plieningen, Herren von

Burgherren von Schaubeck und Mitbesitzer des Dorfes Kleinbottwar.

- 123 Irtenkauf, Wolfgang von: Das Stundenbuch der Herren von Plieningen. In: LbGbl. 28 (1976). S. 141–149.

Plieningen, Dietrich von

Rechtsgelehrter und Humanist, geb. am 24. 4. 1453, gest. am 26. 2. 1520, vermutlich begraben in Kleinbottwar.

- 124 Adelmann, Franziska Gräfin: Dr. Dietrich von Plieningen zu Schaubeck. In: LbGbl. 28 (1976). S. 9–139.

Rebmann, Johannes

Missionar und Afrikaforscher, geb. am 16. 1. 1820 in Gerlingen, gest. am 4. 10. 1876 in Korntal.

- 125 Schaffert, Friedrich: Johannes Rebmann aus Gerlingen. Missionar in Ostafrika und Entdecker des Kilimandscharo. In: HgW. 28 (1977) 4/5/6. S. 9–11.

Reinhardt, Johann Jakob

Jurist und Hofmeister, geb. um 1556 in Steinheim an der Murr, gest. am 15. 9. 1609 in Stuttgart.

- 126 Dietl, Hans: Dr. Johann Jakob Reinhardt – um 1556 bis 1609. Ein bedeutender Hofmeister der Klöster Rechentshofen und Steinheim. In: HgW. 27 (1976) 1/2/3. S. 1–2.

Simanowiz, Ludovike

Malerin, geb. am 21. 2. 1759 in Schorndorf, gest. am 2. 9. 1827 in Ludwigsburg.

- 127 Keppler, Utta: Ludovike – eine schwäbische Malerin aus der Schillerzeit. Zu ihrem 150. Todestag am 2. September 1977. In: HgW. 28 (1977) 7/8. S. 17–18.
128 Keppler, Utta: Liebe Malerin. Ein biographischer Roman aus der Schillerzeit. Tübingen: Wunderlich 1976. 275 S.

Württemberg, Eberhard Ludwig Herzog von

Gründer von Ludwigsburg, geb. 18. 9. 1676 in Stuttgart, gest. am 31. 10. 1733 in Ludwigsburg.

- 129 Eberhard Ludwig. Herzog von Württemberg (1676–1733). Gründer von Schloß und Stadt Ludwigsburg. Ausstellung zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages. 4. September bis 17. Oktober 1976 im Schloß Ludwigsburg. Stuttgart: Württ. Landesmuseum; Ludwigsburg: Staatsarchiv 1976. 57 S., 56 Abb.
130 Grube, Walter: Herzog Eberhard Ludwig. Betrachtungen zum 300. Geburtstag des Stadtgründers. In: HgW. 27 (1976) 11/12. S. 33–35.
131 Grube, Walter: Württembergs erster Barockfürst. Im Zeichen des Absolutismus – Politische Aspekte der Regierung Eberhard Ludwigs. In: Beitr. zur Landeskd. 1976, 6. S. 1–4. (Regelmäßige Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg.)
132 Heitmann, Bernhard: Ausstellung Eberhard Ludwig Herzog von Württemberg (1676–1733), Gründer von Schloß und Stadt Ludwigsburg. Schloß Ludwigsburg 4. 9. – 14. 11. 1976. In: Weltkunst 46 (1976) 20. S. 1856–1857.

Berichte, Besprechungen und Notizen

Hohe Auszeichnung für Dr. Willi Müller

Der Kreistag Ludwigsburg hat 1971 für Persönlichkeiten, die sich um das Wohl des Landkreises, insbesondere auf politischem, sozialem und kulturellem Gebiet in hervorragender Weise verdient gemacht haben, die „Eberhard-Ludwig-Medaille“ gestiftet. Diese höchste Auszeichnung des Kreises Ludwigsburg, die zum letzten Mal 1974 verliehen worden ist, wurde auf Vorschlag des Landrats durch einstimmigen Beschluß des Kreistags am 30. Sept. 1977 im Rahmen einer Sitzung des Kreistages zu Steinheim unserem Vorsitzenden Dr. Willi Müller verliehen „in Anerkennung seiner persönlichen Verdienste im kulturellen Bereich“.

Dr. Müller, der bis in die Sechziger Jahre ehrenamtlicher Archivpfleger war und außerdem weitere Ehrenämter bekleidet (Pfleger für Volkskunde, Bodendenkmalpfleger), ist Mitbegründer der Heimatbeilage „Hie gut Württemberg“ der Ludwigsburger Kreiszeitung und seit 1974 ihr verantwortlicher Redakteur. Nachdem er seit den Vierziger Jahren Vorstandsmitglied des Historischen Vereins für Stadt und Landkreis Ludwigsburg gewesen war, wurde er 1969 dessen Vorsitzender und gleichzeitig Herausgeber der „Ludwigsburger Gesellschaftsblätter“.

Das „Lebenswerk“ Dr. Müllers seit 1945 ist eine Sammlung der Flurnamen des Kreises Ludwigsburg, damit verbunden die Erfassung der jeweiligen Flurgeschichte aufgrund von Karten der Landesvermessung von 1831 ff. Darauf fußend schrieb er neben zwei vollständigen Heimatbüchern (Schwieberdingen, Erdmannhausen) für zahlreiche weitere Heimatbücher namenkundliche und flurgeschichtliche Beiträge (z. B. Walheim, Ottmarsheim u. a.). Seine Ader fürs Theater bewies er durch das Verfassen von drei Heimat- und Festspielen, sowie durch die Aufführung des von ihm in den Akten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart entdeckten „Steinheimer Weihnachtsspiels“ mit Schwieberdinger Schülern, das auch im Rundfunk übertragen wurde (Druck 1959). Aufgrund seines speziellen Wissens wurde er schon zu zahlreichen Festansprachen bei Ortsjubiläen und bei Feiern im Rahmen der Gemeindereform als Redner gebeten, wie er auch im Rahmen der Schillervolkshochschule Ludwigsburg zahlreiche Vorträge über historische Themen und über die Gemeindearchive des Kreises gehalten hat.

Dr. Müller, der sich in diesem Jahr von seinem Schuldienst zurückgezogen hat, kann schon heute auf ein beachtliches Lebenswerk, sowohl in seinem Hauptberuf als auch besonders in seinem „zweiten Beruf“ zurückschauen. Der Historische Verein beglückwünscht seinen Vorsitzenden herzlich zu der hohen Ehrung und wünscht ihm noch lange eine gute Gesundheit für die vielen verbliebenen Aufgaben, nicht zuletzt für seine spezielle Forschung, mit welcher er der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst leistet.

M. Otto

„Ein Bilderbuch der Heimatgeschichte“

Helga Gengnagel, Leiterin des städtischen Museums in Ludwigsburg und Geschäftsführerin unseres Historischen Vereins, hat dieser Tage ein Büchlein herausgebracht, das von besonderer Art ist: „Ludwigsburg in alten Ansichtskarten“. Hier werden in etwa 120 teils farbigen Abbildungen Motive gezeigt, die während der letzten Jahrzehnte des vorigen und in den ersten dieses Jahrhunderts für wert gehalten wurden, sie zeichnerisch oder fotografisch auf Postkarten zu reproduzieren und diese in mehr oder weniger großen Auflagen zu drucken. Diesem Vorgang unterliegt eine Idee, die zweifellos originell ist. Sie scheint anderswo auch schon praktiziert worden zu sein, denn es findet sich in dem Büchlein der Obertitel „Deutschland in alten Ansichtskarten“.

Die Herausgeberin bringt zunächst eine kurze Geschichte der Stadt Ludwigsburg und geht dann auf den ortsgeschichtlichen und kulturhistorischen Wert alter Postkarten mit Bildern örtlicher Motive ein. Dieser wird demjenigen sofort klar, der in dem kleinen Buch blättert und die jeweiligen erklärenden Hinweise bei den einzelnen Bildern liest. Das Auffinden bestimmter Objekte erleichtern eine alphabetische Übersicht sowie ein alter Stadtplan, der auf den Innenseiten des Einbands (mit Vorsätzen) ausschnittsweise abgedruckt ist.

Helga Gengnagel gebührt Dank und Anerkennung für das wohlgelungene kleine Werk, für, wie sie sagt, „ein Bilderbuch der Heimatgeschichte“ – vor allem auch dafür, daß es noch rechtzeitig vor Weihnachten herausgebracht werden konnte. Mancher alte und mancher neue Ludwigsburger Bürger wird das Buch freudig auf seinem Gabentisch erblicken, oder es selber gerne verschenken wollen.

(Helga Gengnagel [Hrsg.]: Ludwigsburg in alten Ansichtskarten, 112 S. mit ca. 120 Abbildungen [teils farbig], Leinen, 1977, Flechsig Verlag Frankfurt am Main. Preis: DM 24.80)

Dr. W. M.

„Der Kreis Ludwigsburg“ in der Reihe „Heimat und Arbeit“

Kurz vor der Drucklegung dieses Heftes der Geschichtsblätter kam der Band über das neue Kreisgebiet in unsere Hand. Es verblieb keine Zeit mehr, das Werk genauer durchzusehen. So muß es hier bei einer allgemeinen Ankündigung bleiben.

Die großen Themen und ihre Bearbeiter sind folgende: Landschaft und Natur (*Helmut Wild* und *Helmut Schönnamsgrober*), Geschichte (*Eberhard Wagner* und *Paul Sauer*), Geistiges und kulturelles Leben (*Georg Sigmund Graf Adelman*, *Helga Gengnagel*, *Bernhard Zeller*, *Hans-Joachim Köhler*, *Herbert Felden*, *Willi Maier* und *Walther Tripps*), Von Land und Leuten *Heinrich Gaese*, *Fridtjof Theegarten* und *Willi A. Boelcke*), Der Kreis Ludwigsburg, seine Städte und Gemeinden (*Ulrich Hartmann*, *Otfried Ulshöfer*, *Gerhard Palm*, *Manfred List*, *Alois Lang*, *Stegfried Pflugfelder* und *Herbert Saar*), Die Wirtschaft (*Willi A. Boelcke*, *Karl Maier*, *Erwin Regele*, *Eberhard Langer*, *Wolfgang Schummer*, *Günther Eisele*, *Fritz Gräter*, *Erich Jaeger* und *Rainer Georgii*).

Verzeichnisse über die Kunstdenkmäler des Kreises, über die Städte und Gemeinden, sowie Namen-, Sach- und Gemeinderegister verleihen dem umfangreichen Werk einen beachtlichen Nachschlagewert historischer und aktueller

Art. Der Wert des Ganzen wird durch zahlreiche Abbildungen (allein 192 teils farbige Kunstdenktafeln) eindrucksvoll erhöht.

(Der Kreis Ludwigsburg. Reihe „Heimat und Arbeit“. 648 S. mit 192 teils farbigen Kunstdrucktafeln. Kartenskizzen und Schaubilder. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. 1977. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen. Preis: DM 39.-)

Dr. W. M.

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins im Jahre 1977

1. Vorträge im Rahmen des Winterprogramms 1976/77 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg

Der erste Vortrag dieses Jahres fand am 13. Januar statt. Referent war Prof. Dr. Ernst Schmidt, Vaihingen/Enz, sein Thema: „Streifzüge durch die Heraldik“. Dieses Thema ist für jeden historisch und genealogisch Interessierten von größter Bedeutung, da die Heraldik zum notwendigen „Handwerkszeug“ gehört. So war denn auch eine sehr stattliche Zahl von Zuhörern erschienen, um sich vom Fachmann unterrichten zu lassen.

Die Entstehung des Wappens liegt in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Der erste urkundliche Nachweis stammt von 1127, wo einem französischen Adligen Gottfried Plantagenet beim Ritterschlag ein mit einem Löwen geziertes Schild verliehen wurde. Das ursprünglich nur persönlich verliehene Kennzeichen wurde bald erblich. Ziel des Wappens war damals, „den im Kampf infolge Gleichheit der Rüstungen unkenntlichen Krieger durch weithin sichtbare Kennzeichen für Freund und Feind unterscheidbar zu machen“. (Parallele: Symbole an den Fahrzeugen der Panzerarmeen im 2. Weltkrieg.) Dazu kam als weiteres Motiv das Schmuck- und Geltungsbedürfnis der Oberschicht (bereits bei den Kreuzzügen, weiter z. B. bei den Minnesängern). Die Kennzeichnung erstreckte sich, vom Schild angefangen, auf die Helme, Helmdecken, Helmzierden, Fahnen und Pferddecken. Im Lauf des 13. Jahrhunderts verlagerte sich das heraldische Interesse auf die Turniere und breitete sich nach und nach vom Hochadel auf den niedrigen Adel, die Geistlichkeit und das Bürgertum aus, hier besonders vom späten Mittelalter an.

Aus seiner Geschichte heraus bildete sich das feste Schema für ein vollständiges Wappen: Schild, Helm mit Helmdecken, Helmzier. Während die ältesten Wappen „gemeine“ Figuren (Tiere, Pflanzen, Fabelwesen, Gestirne etc.) zeigten, kamen in der Turnierzeit die „Heroldsfiguren“ (geometrische Figuren, die durch ihre Farbe wirken) hinzu. Eine besondere Wissenschaft ist die Wappenbeschreibung (Blasonierung), deren Fachsprache jeder Interessent sich aneignen muß. Für die Farben bestehen besondere Regeln der Zusammenstellung, wobei zwischen „Metall“ (Gold und Silber) und „Farben“ (Rot, Blau, Grün, Schwarz, Purpur) unterschieden wird. Der Vortragende, dessen Ausführungen hier leider nur angedeutet werden können, spannte den Bogen bis zur Gegenwart, in der nicht nur das Interesse am regelrechten Wappen wieder sehr lebendig geworden ist, sondern der Symbolgedanke desselben sich längst auf nüchterne Dinge wie Firmenzeichen (z. B. Mercedes-Stern!) erstreckt. Der ganz ausgezeichnete Vortrag Dr. Schmidts war durch reiches, ebenso farbenfreudiges wie instruktives Bildmaterial illustriert und fand begeisterten Beifall.

Am 10. Februar fand die Jahres-Hauptversammlung des Vereins statt. Nachdem die üblichen Formalitäten erfolgreich über die Bühne gegangen waren, ergriff Studienrat Günther Bentele, Bietigheim, das Wort zu einem Vortrag über „Fachwerkbauten im Kreis Ludwigsburg“. Herr Bentele, erfolgreicher Begründer und Sprecher der Bietigheimer „Bürgerinitiative für eine humane Stadt“, machte als versierter Fachmann mit einer Materie bekannt, die den zahlreich erschienenen Zuhörern größtenteils bislang nur wenig geläufig war. Anhand einer wunderschönen Diaserie machte er mit den beiden in unserer Gegend nebeneinander (mit Übergängen) bestehenden Fachwerkarten, dem alemannischen und dem fränkischen Fachwerk, bekannt. Der Unterschied ist besonders deutlich an den Geschoßgrenzen erkennbar. Während beim alemannischen Fachwerkbau jedes Geschoß für sich gebaut ist (also geschoßweise abnehmbare Gebäudeteile), zeigt das fränkische Fachwerk von unten bis oben durchgehende Ständer, die den Gesamtbau tragen. Auch beim Fachwerkbau gibt es eine große Anzahl von Fachausdrücken, die Herr Bentele anhand seiner umfassenden Bilderschau durch typische Beispiele veranschaulichte. Zu solcher Dokumentation eignen sich das städtische Bürgerhaus und das Bauernhaus ebenso gut wie Repräsentativbauten vom Format des Markgröninger oder Besigheimer Rathauses. Der Referent, dessen wertvoller Vortrag den herzlichen Beifall des Auditoriums fand, wird denselben in den Geschichtsblättern veröffentlichten, weshalb auf eine ausführliche Darstellung an dieser Stelle verzichtet werden kann.

Für das Stauferjahr hatte sich der Historische Verein ein spezielles Programm vorgenommen, das mit dem letzten Vortrag der Winter-Vortragsserie am 10. März seinen Anfang nahm. Manfred Ackermann vom Stadtarchiv Heidenheim, infolge seiner langjährigen Tätigkeit am Göppinger Stadtarchiv mit dem Land um den Staufen und seiner Geschichte bestens bekannt, sprach somit als Experte über „das Stammland der Staufer zwischen Fils und Rems“. Themagerecht legte er, nach kurzem Überblick über die Geschichte der Staufer, das Hauptgewicht seines, durch ein großes Bildmaterial illustrierten, Vortrags auf die Darstellung der im alten Stammland heute noch sichtbaren bau- und kunstgeschichtlichen Denkmäler.

Friedrich „von Büren“ wird als Erbauer einer Burg in Wäschenbeuren angenommen, von der man nicht sicher weiß, ob sich Reste derselben im später zu datierenden „Wäscherschloß“ verbergen, oder ob sie an einem anderen Platz (zwei stehen noch zur Auswahl) stand. Sein Sohn, Friedrich I., Herzog von Schwaben (1079), baute auf dem nahe gelegenen Staufen eine Burg, nach der sich dann fortan das Geschlecht nannte.

Mit dem Hohenstaufen begann die Demonstration der Bauwerke. Sein ältestes „Porträt“ ist durch ein in der Göppinger Oberhofenkirche vorhandenes spätgotisches Wandgemälde erhalten geblieben. Nach Beschädigung im Bauernkrieg wurde die Burgruine zum Bau des Göppinger Schlosses verwendet, letzte Mauerreste fielen 1798. Heute sind durch Ausgrabungen wesentliche Teile wieder sichtbar geworden. Weiter wurde das „Hauskloster“ Lorch vorgeführt und das Prämonstratenserkloster Adelberg, dessen Ulrichskapelle an die Staufer erinnert. Als erste staufische Stadtgründung folgte Schwäbisch Gmünd mit seiner bedeutenden romanischen Johanneskirche, und als weitere bedeutende romanische Kirchbauten der Zeit wurden die Stiftskirche in Faurndau, die Boller Basilika, die Galluskirche in Brenz und die Stiftskirche in Ellwangen vorgeführt. Der Burgenbau mit dem untrüglichen Kennzeichen der „Buckel-

quader“ wurde an der malerischen Burgruine Hohenrechberg und den Burgen Staufeneck und Katzenstein erläutert, wie auch, dasselbe Bauprinzip, an einigen Stadtmauern. Der Vortragende fand für seine reichhaltige Dokumentation der großen Kulturepoche unserer Heimat großen Beifall.

2. Studienfahrten im Sommer 1977

Am 16. April fand die erste Halbtags-Studienfahrt statt. Bei schönstem Wetter fuhr ein vollbesetzter Bus zunächst nach Waiblingen, um – in Weiterführung des Stauferprogramms – die dortige Staufer-Ausstellung zu besichtigen. Stadtarchivar Gläßner führte durch die – in Zusammenarbeit mit dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen zusammengestellte – Schau „Karolinger – Salier – Staufer in Waiblingen“. Das ganz hervorragende Material (Siegel, Wappen, Urkunden und Bilder) führte eindrücklich die uralte Geschichte der Stadt der „Salier“ vor, deren Verwandte, die Staufer, in Italien „Ghibellien („Waiblinger“) genannt wurden. Bekannt der Schlachtruf „Hie Welf – hie Waibling!“

Eine Stadtführung durch Rektor i. R. und Museumsleiter Hemming versetzte die Teilnehmer in helles Entzücken, da kaum jemand, der Waiblingen nicht schon vorher gekannt hatte, ahnte, wie zauberhaft malerisch dort noch der mittelalterliche Stadtkern erhalten ist. Dies kam besonders bei der Besteigung des Hochwacht-Turms, eines Turmes der alten Stadtbefestigung zur Geltung, dessen Rundblickmöglichkeit zu einer orientierenden Übersicht fast unerlässlich ist.

Die Fahrt ging weiter nach Beutelsbach, wo Bürgermeister Plessing die Gesellschaft empfing und im Ratssaal des neuen Rathauses zunächst einen sehr lebendigen Vortrag über die Geschichte Beutelsbachs bis zur Gegenwart hielt. Das durch Graf Ulrich I. („mit dem Daumen“) begründete Chorherrenstift Beutelsbach wurde zur Grablege der württembergischen Grafen, 1311 aber nach Stuttgart verlegt. Seither gibt es dort eine „Stiftskirche“. Der Vortragende erwähnte ferner als historisch wichtige Begebenheit den Aufruhr des „armen Konrad“ 1514 in Beutelsbach. Mit der Information über den heutigen Weinbau war das Stichwort zur Ortsbesichtigung gegeben, die nach ausführlichem Besuch der alten Stiftskirche auf den Kappelberg führte, wo im Zuge der neuerlichen Rebflurbereinigung die Reste der Burg der einstigen Herren von Beutelsbach ausgegraben und zu einem wunderschönen Aussichtspunkt gestaltet wurden. Ein gutes „Beutelsbacher Viertel“ beschloß in gemütlicher Runde den schönen Nachmittag.

Die Ganztagesfahrt am Sonntag, 12. Juni, führte ins Stammland der Staufer und diente, unter der Leitung von Manfred Ackermann, Heidenheim, der Dokumentation seines Vortrags vom 10. 3. an Ort und Stelle. Wieder begab sich ein vollbesetzter Bus bei nun schon traditionell gutem Wetter auf die Reise und gelangte zunächst nach Lorch, wo Herr Ackermann seine Führung im Kloster begann. Nach ausführlicher Erläuterung der gleichermaßen geschichtlich wie baugeschichtlich bedeutsamen Kirche warf man auch einen Blick ins Museum, in dem neben frühen Dokumenten und Gegenständen auch Erinnerungen aus neuerer Zeit ausgestellt sind, z. B. solche an Mörike, der eine Zeit lang in Lorch gelebt hat. In der malerischen ältesten Stauferstadt Schwäbisch Gmünd interessierte besonders der alte Stadtturm mit Buckelquadern aus der Stadtgründerzeit, der heute als Glockenturm der, selbst turmlosen, Heiligkreuzkirche dient.

In seiner Nähe Richtung Marktplatz noch ein Stück alter Stadtmauer. Der Marktplatz selbst hat die für eine staufische Stadt typische Form: die Hauptstraße ist auf einem Stück zu einem Platz erbreitert. An ihm liegt die im letzten Jahrhundert leider „neuromanisch“ ergänzte Johanniskirche mit ihrem einzigartigen Turm. Ihr Inneres ist trotz der neoromanischen Zutaten von überzeugender Schönheit. Das soeben zur Stauferausstellung fertig restaurierte Wäscherschloß zeigt in sehenswerter Form die Kennzeichen eines kleinen staufischen Schlosses. Im zum Hof hin mit sehr altem Fachwerk errichteten Schloßgebäude, das nach außen an die wuchtige Schildmauer anlehnt, ist eine gute Bilddokumentation der Staufergeschichte in ihren Bauten ausgestellt, im oberen Stockwerk ein kleines Heimatmuseum. Nach dem Mittagessen in Hohenstaufen wurde der „Kaiser“-Berg bestiegen. Nach einem ersten Halt beim Barbarossakirchlein, einer Chorturmkirche, deren Gemäuer sehr wohl teilweise in die Stauerzeit zurückreichen mag, und nach der Besichtigung eines nahe dabei liegenden neu aufgebauten Staufermuseums gewann man die Höhe, von welcher der Blick in die sonnige Landschaft schon allein die Mühe des Aufstiegs reichlich belohnte. Herr Ackermann erläuterte an den ausgegrabenen Resten die Struktur der im Grunde doch sehr bescheidenen Anlage.

Letztes Ziel war die Ruine des Hohenrechberg, die auch heute noch sehr wohl den Eindruck einer bedeutenden Ministerialenburg vermittelt. Zweifellos gehört sie zu den interessantesten und besterhaltenen Ruinen des Landes. Bekanntlich blüht das Geschlecht der Rechberger, mit Sitz in Donzdorf, noch heute. Mit einem ausführlichen Gang durch die alten Mauern schloß die Führung von Herrn Ackermann, dem die Reisegesellschaft für seine hervorragenden und sehr lebendigen Ausführungen herzlich dankte. Auf der Heimfahrt gab es noch ein gemütliches Beisammensein in Hebsack als Ausklang des ereignisreichen Tages.

Die letzte Sommerveranstaltung fand am Samstagnachmittag, 24. September statt. Schon lange war der Wunsch aus dem Kreis der Mitglieder geäußert worden, es möchte einmal eine ausführliche Besichtigung des Ludwigsburger Schlosses veranstaltet werden. So wurde denn eine solche aufs Programm gesetzt und Dr. Merten vom Württ. Landesmuseum, der Betreuer der württembergischen Schlösser, als berufener Mann für eine Schloßführung gewonnen. Eine erstaunlich große Anzahl von Mitgliedern und Gästen fand sich am frühen Nachmittag beim Treffpunkt, dem Brunnen im Schloßhof ein, wo Dr. Merten zunächst mit seinen Ausführungen begann, weil von dort die Bauteile des Schlosses im Rundblick zu übersehen sind. Er schilderte zunächst die Vorgeschichte des Baues. Württemberg hatte sich kaum vom dreißigjährigen Krieg erholt, als es ausgangs des 17. Jahrhunderts durch die Franzoseneinfälle erneut so stark erschüttert wurde, daß zu dieser Zeit in dem verarmten Land an einen derartigen Schloßbau überhaupt nicht zu denken gewesen wäre. Wie alle jungen Monarchen unternahm der noch sehr junge Eberhard Ludwig um 1700 eine „Kavaliersreise“ (Bildungsreise) an europäische Fürstenhöfe. Daß er dabei nach Holland und England reiste, und nicht nach Versailles, hatte in der Hauptsache seinen Grund darin, daß das Gepräge, mit dem er in Frankreich hätte seinem Stande gemäß auftreten müssen, für ihn zu kostspielig gewesen wäre. Die Höfe von Holland und England entsprachen demgegenüber eher seiner schmalen Börse. Damit fällt bei Eberhard Ludwig Versailles als Grundvorstellung für sein Schloß völlig weg. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts engagierte er sich im spanischen Erbfolgekrieg, wobei er sich auch persönlich bewährte. Hierbei

wurde er mit der Baukunst von Böhmen (Prag), Österreich und Bayern bekannt. Schloß Schleißheim in Bayern soll ihn sehr beeindruckt haben. Durch die Schlacht bei Höchstädt im Jahr 1704 wurde nach den langen Wirren endlich für Württemberg eine friedlichere Zeit eingeläutet, und noch im selben Jahr wurde mit dem Bau „der Ludwigsburg“ begonnen. Zunächst war von Jenisch nur ein rechteckiger Bau geplant und dieser Bau begonnen, als der Nachfolger Nette ihn dann erweiterte (das heutige nördliche „Corps des Logis“) und durch seitlichen Ansatz der beiden Flügel „Riesebau“ und „Ordensbau“ daraus ein dreiflügeliges Schloß mit Ehrenhof nach Süden schuf. Nach Nettes Tod übernahm Frisoni die Bauleitung, und ihm verdanken wir in der Hauptsache die großartige Weiterentwicklung zum Riesenschloß, wobei mit Sicherheit Eberhard Ludwigs Geliebte, „die Grävenitz“, gebührenden Anteil hatte. Zunächst setzte Frisoni an die Flügelbauten je einen weiteren Kavalierebau zur Unterbringung der zahlreichen Gäste, konnte dann aber den Herzog von seiner großartigen Idee überzeugen, dem nördlichen Corps de Logis ein südliches gegenüberzustellen und dieses durch Galerien mit den bisherigen Bauten zu verbinden. So entstand dann der einen gewaltigen Innenhof umschließende, dennoch wohlgegliederte Baukörper. Während die ersten Bauten noch ganz unter dem Einfluß der „östlichen Orientierung“ stehen (es waren dabei z. B. auch Prager Künstler tätig) brachte Frisoni neue Aspekte mit. Der besondere Reiz des südlichen Corps de Logis liegt in der Ausnutzung des ansteigenden Terrains, dergestalt, daß dieser Bau gegen den Schloßhof dreigeschossig, gegen den südlichen Garten nur zweigeschossig erscheint, wodurch die Ansicht des Schlosses von Süden besonders elegant wirkt. König Friedrich I. ließ durch seinen Baumeister Thouret das Schloß modernisieren, d. h., es wurde im Innern klassizistisch umgestaltet. Damit wurde leider viel von dem ursprünglichen Zauber des Barock dem eher kühl wirkenden neuen Stil geopfert, und man hat in neuester Zeit versucht, einiges wieder zurückzuholen. Dennoch ist nun durch Thourets Leistung der Klassizismus ebenfalls mit dem Schloß verbunden, und das südliche Corps de Logis zeigt im Innern eindrucksvoll die Vorzüge, die auch dieser Stil gerade für den Schloßbau zu bieten hat.

Die Führung gab dem Kunsthistoriker Merten reichlich Gelegenheit, die schönen Dinge alle ausführlich zu erläutern. Man kam in so manchen Raum, den man bei den üblichen Führungen nicht betritt. Im südlichen Corps de Logis, dem im Inneren ganz klassizistisch belassenen, interessierte besonders die Erläuterung der Stilelemente. Dr. Merten wies darauf hin, daß neben den sonst bekannten hier auch „ägyptisierende“ Formen auftreten, eine Folgererscheinung des ägyptischen Feldzugs Napoleons. Die ganz entzückenden Empiremöbel stammen aus dem Neuen Schloß in Stuttgart. In einem der Räume wurde ein in ein Empiremöbel verkleideter Musikautomat vorgeführt, der durch ein Halbzentnergewicht eine Orgelwalze und den Blasebalg für die Pfeifen betreibt.

Eindrucksvoll zeigte Dr. Merten, wie auch aus dem barocken Bereich Thourets Stil nicht ganz verbannt werden konnte. Bei der Ahnengalerie ist nur das Deckengemälde barock und seine vorgegebene Scheinarchitektur endet nach unten abrupt in den klassizistischen Wänden hinter den Ahnenbildern. Ähnlich ist es beim Ordenssaal. Schließlich ist auch das so beliebte „Barocktheater“ bis auf die beiden schönen Doppelsäulen links und rechts der Bühne im übrigen „ganz Thouret“. Die Führung endete mit einem Blick in Frisonis überzeugend schöne barocke Schloßkirche. Die Altarblätter beweisen durch ihren Themen-

kreis, daß die Kirche ursprünglich als evangelischer Gottesdienstraum erbaut wurde. Somit ist sie eine der sehr seltenen Vertreterinnen dieser Art, denn Barockkirchen sind weitaus in den meisten Fällen Schöpfungen der katholischen Kirche. Die ganz hervorragende Führung Dr. Mertens fand den herzlichen Beifall der bis zuletzt mit größtem Interesse folgenden Teilnehmer. Ein abschließendes gemütliches Beisammensein in den Favoritgärten gab noch die Möglichkeit zu weiteren Gesprächen mit dem Dozenten und beschloß harmonisch den schönen Nachmittag.

Vorschau auf die Winterveranstaltungen 1977/78 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg

Der 1. Vortrag des Winterprogramms findet am 13. Oktober statt. Dr. Dieter Plank vom Landesdenkmalamt Stuttgart spricht über „Neue römische Ausgraben in Württemberg“. Es ist erstaunlich, wie gerade durch das heutige Bauwesen immer wieder unerwartete und wertvolle Funde gemacht werden. Der Vortrag wird viel Interessantes bringen.

Am 10. November referiert Frau Dr. Elisabeth Nau vom Landesdenkmalamt Stuttgart über „Ein Streifzug durch die württembergische Münzgeschichte“. Da gerade das Gebiet des Münzwesens im allgemeinen wenig bekannt ist, wird dieser Vortrag mit Sicherheit vielen von großem Wert sein. Die letzte Veranstaltung des Jahres ist am 8. Dezember. Dr. W. Irtenkauf, Ditzingen, und R. Mattes (Bariton), Stuttgart, bieten gemeinsam über das Thema „Hesse und die Musik“. Wer sich noch an den Mörrike-Abend erinnert, weiß, welch ein Genuß hier wieder bevorsteht, und wie der Redner Dr. Irtenkauf es versteht, die Musikdarbietungen organisch in seinen Vortrag einzugliedern. Wir dürfen hier also einen besonders schönen Abschluß unseres Jahresprogramms erwarten.

M. Otto

Eine bedeutende Ludwigsburgerin – die „Liebe Malerin“

Geboren ist sie in Schorndorf am 21. Februar 1759. Gelebt hat sie unter anderem zeitweise in Erdmannhausen und in Paris, aber auch lange in Ludwigsburg, wo sie am 2. Dezember 1827 starb und begraben wurde. Die Rede ist von Kunitz Sophie Ludovike Simanowiz geb. Reichenbach, von der Porträtmalerin, die uns das unvergleichliche Bildnis Friedrich Schillers, ihres Jugendfreundes, geschenkt hat.

Schon zwei Jahrzehnte nach ihrem Tod erschien vor 130 Jahren: „Ludovike. Ein Lebensbild aus der nächsten Vergangenheit geschildert für christliche Mütter und Töchter unserer Tage von der Herausgeberin des Christbaums.“ Letztere war Friedericke Klaiber geb. Hellwag in Stuttgart. Es folgten ab 1850 immer wieder weitere Würdigungen der Malerin. Unter dem Titel: „Der Pfarrer, die Jungfer, die Hauptmännin und der illustre Kreis um die Familie Reichenbach in Erdmannhausen“ haben wir, 145 Jahre nach ihrem Tod, im Jahre 1962 in der Beilage zu unserer Kreiszeitung „Hie gut Württemberg“ der Malerin gedacht. Sie ist hier als „Hauptmännin“ apostrophiert und ist eine Schwester des Pfarrers und der Jungfer. Er, Friedrich Karl Ludwig Reichenbach, geb. 1750, war 31 Jahre lang Pfarrer in Erdmannhausen, und die unverheiratet gebliebene Schwester

Johanna Franziska führte für ihn und immer wieder auch für die Malerin und ihren Mann, Franz Johann Simanowiz (1753–1827), Leutnant an der Hohen Carlschule, später Stabshauptmann, den Haushalt. Die „Jungfer“ hat in Erdmannhausen eine für die damalige Zeit höchst seltene Auszeichnung erfahren: Sie ist die erste Ehrenbürgerin des Orts.

Nun aber ist im vorigen Jahr unter dem Titel „Liebe Malerin. Ein biographischer Roman aus der Schillerzeit“ aus der Feder von Utta Keppler, Tübingen, erschienen, der uns schon aus lokalen Gründen interessieren muß.

Die Verfasserin sagt: „Über Ludovike Simanowiz wollte ich ursprünglich nur eine Novelle schreiben. Als ich dann der Spur der Malerin nachging, ließ mich der Stoff nicht mehr los. Das war ein gelebtes Leben – so tapfer bestanden – und ein ‚Rollenkonflikt‘, wie wir das heute nennen, der damals schier unlösbar war. Und dann diese aufregende Zeit! . . . Dazu das Paris der Französischen Revolution, die Wirren des Krieges – was für ein Hintergrund! Vor allem aber war ich der Frau, der wir das schönste, sensibelste Schillerporträt überhaupt verdanken, mehr als ein novellistisches Gedenkblatt schuldig.“

Der Roman ist in der Tat weitaus mehr als ein novellistisches Gedenkblatt. Er schildert ein Frauenschicksal, das zwischen Emanzipation und Traditionalismus verläuft – zu einer Zeit und in einem despotisch regierten Land, die beide den Lebensweg der Künstlerin nur noch ungewöhnlicher machen. Und dies aufzuzeigen, ist Utta Keppler mit großer Einfühlung voll gelungen.

Wenn der Historiker das Werk in die Hand nimmt, dann verfällt er zwangsläufig einem Konflikt. Er fragt sich nämlich immer wieder, was in dem biographischen Roman nun Dichtung und Wahrheit ist. Er würde jetzt wünschen, eine moderne und wissenschaftlich authentische Biographie über Ludovike und ihren Lebenskreis lesen zu können. – Gewundert haben wir uns verständlicherweise darüber, daß die Verfasserin den Zufluchtsort Erdmannhausen als solchen nicht herausgearbeitet hat, wo der ältere Bruder und die treusorgende Schwester für die Malerin und ihren kranken Mann immer wieder den ruhenden Pol bildeten. Zum Kreis um diesen Pol zählte ein sehr bedeutender Mann. Dies war Pfarrer Johann Gottfried Pahl (1768–1839), der von 1808 bis 1814 im Nachbarort Affalterbach wirkte, ehe er Prälat wurde. In seinen bekannten „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit“, ein Jahr nach seinem Tode von seinem Sohn 1840 herausgegeben, beschreibt der Geistliche in lebendiger Weise seine Beziehungen zum Reichenbachschen Pfarrhaus in Erdmannhausen, zu dem er auch die Malerin und ihren Mann zählte. Offensichtlich ist die Verfasserin auf diese interessante und ergiebige Quelle nicht aufmerksam geworden. Daß diese Farbnuance im biographischen Abbild der „Lieben Malerin“ fehlt, ist eigentlich schade.

(Utta Keppler, *Liebe Malerin. Ein biographischer Roman*, 276 S., Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins Tübingen, 1976, geb. DM 29,50.)

Dr. W. M.

Anschriften der Verfasser

Theodor Bolay, Panoramastraße 71, 7144 Asperg
Univ.-Prof. Dr. Martin Brecht, Schreiberstraße 22, 44 Münster/Westfalen
Pfarrer Joachim Duwe, Eichendorffstraße 53, 7143 Vaihingen/Enz
Dr. Willi Müller, Schulberg 23, 7141 Schwieberdingen
Apotheker Markus Otto, Bahnhofstraße 26, 712 Bietigheim-Bissingen
Dr. Walter Ringwald, Untertürkheimer Straße 41, 7012 Fellbach
Dr. Günter Stegmaier, Werfmershalde 6, 7000 Stuttgart 1
Staatsarchivdirektor Dr. Robert Uhl and, Feuerbacher Weg 3a, 7000 Stuttgart 1

Bildernachweis

Uhl and, Kerner: Medaillon: Landesbildstelle Württ.-Heidenheim: Landesbibliothek
Stuttgart. – Übrige: Heimatmuseum Ludwigsburg
Brecht, Die Frommen: Heimatmuseum Ludwigsburg
Ringwald, Rebmann: Krapf-Rebmann-Denkmal: Schoenfelder, Mombasa.
– Übrige: Stadtarchiv Gerlingen
Duwe, Hochdorf: Fotos und Zeichnungen vom Verfasser
Bolay, Backhäuser: Benningen (Oberes): Bürgermeisteramt Benningen; Ottmarsheim
(Innen): Foto-Schäfer. – Übrige: v. Verfasser

„Ludwigsburger Geschichtsblätter“ – eine Übersicht

Heft-Nr.	Jahr	Seiten	Herausgeber	vergr./lieferbar
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	dto.	vergriffen
3	1903	106	dto.	vergriffen
4	1905	186	dto.	vergriffen
5	1909	115	dto.	vergriffen
6	1911	88	dto.	vergriffen
7	1913	57	dto.	vergriffen
8	1916	48	dto.	vergriffen
9	1923	119	dto.	vergriffen
10	1926	107	dto.	vergriffen
11	1930	133	dto.	vergriffen
12	1939	46	dto.	vergriffen
13	1957	140	Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	dto.	lieferbar
15	1963	162	Heinrich Gaese	lieferbar
16	1964	203	dto.	lieferbar
17	1965	207	dto.	lieferbar
18	1966	192	dto.	lieferbar
19	1967	164	dto.	lieferbar
20	1968	196	dto.	lieferbar
21	1969	92	Willi Müller	lieferbar
22	1970	116	dto.	lieferbar
23	1971	195	dto.	lieferbar
24	1972	272	dto.	lieferbar
25	1973	141	dto.	lieferbar
26	1974	141	dto.	lieferbar
27	1975	199	dto.	lieferbar
28	1976	161	dto.	lieferbar
29	1977	179	dto.	lieferbar

Von den Veröffentlichungen des Historischen Vereins ist noch lieferbar:
 Hermann Stroebel „Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag
 zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700, Ludwigsburg 1918.

*

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle des Historischen Vereins entgegen:
 714 Ludwigsburg, Brenzstraße 21, (Telefon 07141/182 90)
 Ferner: Buchhandlung Aigner, 714 Ludwigsburg, Arsenalplatz